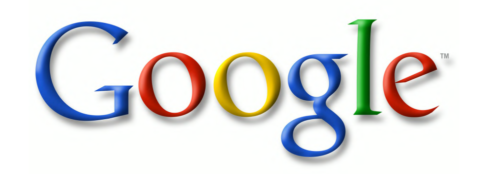
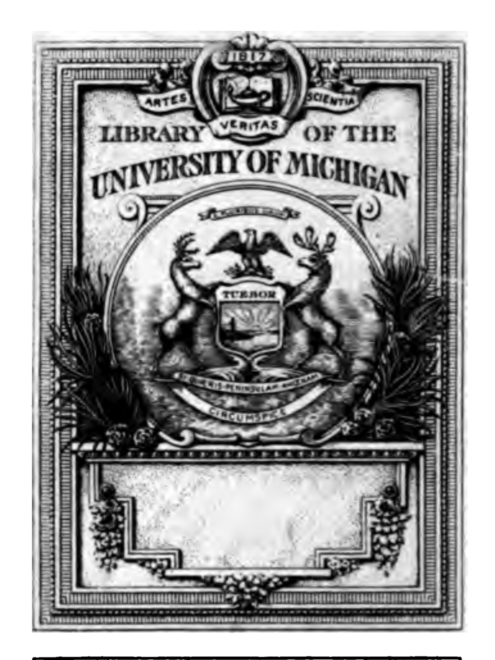



BUHR A
a39015 01817681 6b
Vier Jahre in Afrika.
1871—1875.
Von
Ernst von Weber.



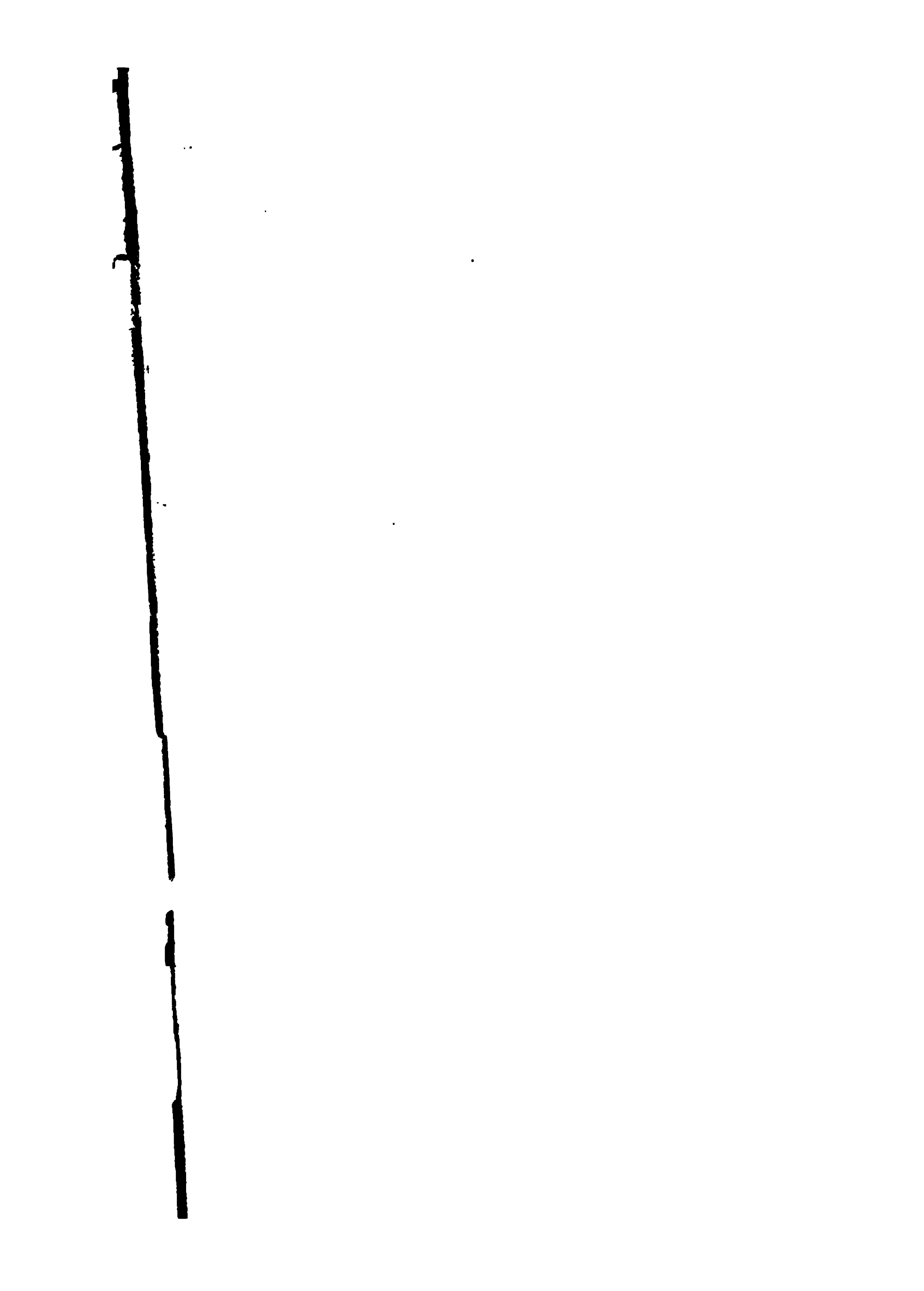



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Vier Jahre in Afrika.

1871—1875.

Erster Theil.







Ansicht meines Camps in Kimberley.

I. S. 369.



Vier Jahre in Afrika.

1871—1875.

Von

Ernst von Weber.

Mit Abbildungen in Holzschnitt, einem Plane und einer Karte.

Erster Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1878.

Seiner Majestät

König Albert von Sachsen

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

Ernst von Weber.



Vorwort.

Erst wenige Monate waren verflossen, seit ich von einem einjährigen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zurückgekehrt. Gerade im Begriff stehend, von der prunkenden Weltstadt Neuyork mich nach Californien zu begeben, hatte ich durch die plötzlich eintreffende Nachricht vom Ausbruche des Deutsch-Französischen Krieges mich veranlaßt gesehen, eiligst meine Rückreise nach Deutschland anzutreten. Im Spätherbst war ich dann nach den anmuthigen Ufern des Arno übergesiedelt, um in dem lieben und sympathischen Florenz die Wintermonate zu verbringen. Eines Abends, von dem schönen Parkconcert in den Cascinen nach Hause zurückkehrend, wurde ich von einem jungen deutschen Arzte, dessen Bekanntschaft ich gemacht, mit den Worten angeredet: „Haben Sie denn schon die letzte Nummer der «Times» gelesen, mit dem langen Artikel über die neuentdeckten afrikanischen Diamantenfelder? Als ich ihn las, da dachte ich gleich an Sie, das wäre so etwas für Ihre Reisepassion! Und was für eine Chance, sich spielend eine halbe Million zusammenzuwerfen! Die Diamanten liegen ja dort haufenweise im Erdboden, man hat fast nur die Mühe des Auflesens! Ganz

England ist bereits wie von einem Fieber durch diese Nachrichten ergriffen und Tausende von Männern schiffen sich nach dem neuen Golkonda ein —" u. s. w.

Diese einladenden Worte verfehlten nicht, in mir einen nachhaltigen Eindruck zurückzulassen. Der Gedanke hatte viel für sich, aus eigener Anschauung einen Platz kennen zu lernen, wo die herrlichsten Juwelen der Welt so massenhaft beieinanderliegen sollten und wo es nur so weniger Anstrengung bedürfte, um sich damit eine kleine Reisetasche anzufüllen. Es lohnte sich daher wol der Mühe, nach London zu schreiben und von dort eine Anzahl südafrikanischer Zeitungen aus Capetown und Port Elisabeth kommen zu lassen. Nachdem ich dieselben zu Händen bekommen und aufmerksam durchstudirt, hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Reise nach Südafrika unter solchen außerordentlichen Umständen jedenfalls von höchstem Interesse sein müßte, und als ich nun noch auf eine bei einem Freunde in Dresden gemachte Anfrage, ob er eventuell die Reise mit mir machen wolle, eine bejahende Antwort erhielt, da wurde die Reise eine beschlossene Sache.

Mein Freund (Graf K.) war kein Neuling in afrikanischen Reiseerfahrungen. Er hatte vor einigen Jahren mutterseelenallein, hauptsächlich um seiner Jagdpassion zu fröhnen, eine Fuß- und Kamelreise in das Innere von Abessinien gemacht und bei dieser Gelegenheit eine ungewöhnliche Kühnheit, Thatkraft und Umsicht bewiesen — Eigenschaften, die ihn mir als Reisegefährten für Südafrika doppelt wünschenswerth erscheinen ließen. Ich war deshalb sehr erfreut, als derselbe sich bereit erklärte, die Reise gemeinschaftlich mit mir zu machen. Wir rechneten auf eine Abwesenheit von nur sechs

Monaten und kamen überein, uns im Monat Juni in London treffen und dann von dort gemeinschaftlich direct nach dem Kap der Guten Hoffnung abreisen zu wollen.

Halb voll Bedauern und halb voll glänzender Erwartungen hinsichtlich der neuen Welt, die mich nun bald umfangen sollte, verließ ich das mir so heimisch gewordene herrliche Thal von Florenz, wo die Mandelbäume sich schon mit einem Rosenflor überzogen hatten, und eilte nach meiner lieben Vaterstadt Dresden. Nachdem ich hier rasch meine nothwendigsten Reisevorbereitungen vollendet hatte, nahm ich von meiner Familie Abschied und verließ dieselbe in der Hoffnung, sie, bereichert mit interessanten Erfahrungen und Erlebnissen, in spätestens einem Jahre wiederzusehen.

In London traf ich, wie bestimmt, meinen Freund, und am 25. Mai 1871 schifften wir uns beide in Southampton nach Kapstadt ein.

Die Kapitel des vorliegenden Buches sind nun aus den Briefen entstanden, welche ich während des Verlaufes von vierundeinhalb Jahren an meine Familie in Dresden geschrieben und die ursprünglich nur zur Circulation unter meinen nächsten Verwandten und Freunden bestimmt waren. Wenn ich dieselben jetzt für die Veröffentlichung umgearbeitet habe, so bin ich darin dem Rathe von Freunden gefolgt, welche meinten, daß die interessanten Erfahrungen, die ich während meines langen Aufenthaltes in Afrika zu sammeln Gelegenheit hatte, sich wol der Veröffentlichung lohnen möchten, zumal da bisjetzt nur noch so wenig speciell über die südafrikanischen Diamantenfelder, den Oranje-Freistaat und Natal von deutschen Federn geschrieben worden und überdies Südafrika zu denjenigen Theilen der Welt gehöre, die erst in

den letzten Jahren angefangen haben, die besondere Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf sich zu ziehen.

So also entstand dieses Buch, das ich hiermit dem freundlichen Wohlwollen des geehrten Lesers anempfohlen haben will. Für die hier und da vorkommenden Kürzen in der Form bitte ich um gütige Entschuldigung; dieselben waren der ursprünglichen Briefform eigenthümlich, und wenn ich sie später geändert und in die Weite gezogen hätte, so hätte eine solche Ausdehnung nicht mehr in den raschen Fluß der brieflichen Mittheilungen gepaßt und der Darstellung leicht ein schleppendes Kleid gegeben. Die Briefe waren Kinder des Augenblicks und der momentanen Gemüthsstimmung, wie solche sich unter den fortwährend wechselnden guten und bösen Eindrücken einer ungewohnten neuen Welt der Feder von selbst aufdrängten, und ich bitte daher, die aus ihnen entstandenen Kapitel auch in diesem Lichte betrachten und würdigen zu wollen.

Die statistischen und volkswirthschaftlichen Notizen, die in meinem Buche vorkommen, wurden sämmtlich ausschließlich den verlaßlichsten Quellen entnommen, und die hier und da ausgesprochenen politischen Meinungen sind auf unwiderlegliche Thatsachen basirt. Eine Vorliebe für die englische Regierungsmethode, wie solche bisher in den südafrikanischen Colonien zum Ausdrucke gekommen ist, wird mir allerdings keiner meiner Leser vorwerfen können. Ich theile in meiner Beurtheilung derselben eben die Ansicht der ungeheuern Mehrheit der weißen Colonisten von Südafrika, wie sie sich an Ort und Stelle einem unparteiischen Beobachter ganz von selbst aufnöthigt. Der harte Tadel, den ich so oft gegen die Maßregeln der englischen Regierung ausspreche, beeinträchtigt aber nicht im geringsten (wie ich hier ausdrücklich,

um jedem Misverständnisse vorzubeugen, aussprechen will) meine warme Liebe, Verehrung und Bewunderung der großen englischen Nation und meine Hochachtung vor dem einzelnen Repräsentanten derselben: dem englischen Gentleman in seiner traditionellen Bedeutung eines geborenen Aristokraten, eines Cavaliers im vollsten und reinsten Sinne des Wortes.

Die neuesten, erst nach der Beendigung meines Manuscripts in Südafrika vorgekommenen politischen Ereignisse haben mich zur Beifügung zweier Nachschriften veranlaßt. Trotzdem, daß meine schon im Jahre 1876 im Kapitel XXV und XXVI niedergeschriebenen patriotischen Wünsche und — Träume nunmehr, nach der Annexion der Transvaal-Republik durch Großbritannien, zu schönen Luftschlössern geworden sind, wenigstens in der dort befürworteten Richtung jetzt nicht mehr in Erfüllung gehen können, habe ich doch die erwähnten Kapitel in ihrem Inhalte vollständig unverändert belassen zu müssen geglaubt, da das Leid, welches mein patriotisches Klagelied provocirte, ja nach wie vor dasselbe bleibt, und die Ursachen, die bisher das Wachsthum der deutschen Eiche hemmten und einer Verbreitung deutscher Tochterstaaten über den Erdball hinderlich waren, auch heute noch ohne Aenderung fortbestehen. Das Programm der englischen Heißsporne von Südafrika: „Ueber ganz Afrika, vom Tafelberge bis zum Nil, muß die britische Flagge wehen!" geht mit raschen Schritten seiner Verwirklichung entgegen, und die wunderbaren neuen Entdeckungen Stanley's, die endliche Auffindung des südafrikanischen Amazonenstroms, des gewaltigen Congo, und seines immensen reichbevölkerten und fruchtbaren Gebietes, kommen gerade zur rechten Zeit, um den erwachten Appetit des britischen Löwen auf neue Beute mächtig zu reizen. Wie lange

noch wird Deutschland seiner alten Rolle getreu bleiben, alle die reichen Schätze überseeischer Welten immer nur fremden Völkern zu überlassen und sich selbst fortwährend nur an der bescheidenen Rolle eines reflectirenden und kritisirenden Zuschauers genügen zu lassen?

Dresden, im März 1878.

Ernst von Weber.

Inhaltsverzeichniß des ersten Theils.

Seite

Vorwort VII

Erster Theil.

Reise nach den südafrikanischen Diamantenfeldern und Aufenthalt daselbst.

Erstes Kapitel.

Ankunft in London. — Allgemeine Eindrücke. — Reisevorbereitungen. — Rotten-Row und Crystal-Palace. — Die englische Frauenwelt. — Mein Gepäck geht nach Amerika. — Einschiffungsfreuden. — Weisheitsregeln für Seereisende. — Abfahrt. — Landung auf Madeira. — Spazierritt. — Feuer an Bord. — Seesturm. — Landung in Kapstadt. — Botanischer Garten. — Tafelberg. — Dr. Bleek. — Historische und statistische Randglossen. — Alle Welt nach den Diamantenfeldern 3

Zweites Kapitel.

Stillleben in Sea-Point. — Abreise im Eilwagen. — Die gelbe Kutsche. — Freuden südafrikanischen Reiselebens. — Ceres. — Die Karroo. — Das Kaalblaad. — Jourdan's Hôtel. — Geier-Frühstück. — Benannte Maulesel. — „Gott Strambach.“ — Der ungastfreie Boer. — Unbehagliches Nachtquartier. — Ländliche Scenerie. — Zerbrechen des Wagens. — Prächtiger Sonnenuntergang. — Beaufort. — Ein Dresdener von der Amalienstraße. — Der vornehme Tischkellner. — Ein improvisirter Ball. — Victoria West. — Die Reisegesellschaft. — Hopetown. — Kälte. — Sieben Nächte ohne Schlaf. — Schöne Landschaft. — Farm Radloff. — Ankunft in Pniel 35

Drittes Kapitel.

Seite

Die Diamantendiggings von Pniel. — Geschichtliche Notizen. — Erste Diamanten. — Der Stern von Südafrika. — Aufgang der Flußdiggings. — Präsident Parker. — Transvaal-Commando. — Entdeckung von Dutoitspan. — Ein aus seinem Schlafe gestörter Boer. — Entdeckung von New-Rush. — Claimarbeit in Pniel. — Hotel-Comfort. — Panorama von der Kopje. — Klipdrift. — Deutsche Diggers. — Theater 51

Viertes Kapitel.

Uebersiedelung nach New-Rush. — Rasches Entstehen von Diggerstädten. — Diggerglück. — Kauf eines Claims. — Anfang des Diggerlebens. — Annehmlichkeiten desselben. — Costüme der Kaffern. — Endliche Ankunft des Gepäcks. — Errichtung unsers Camps. — Schlangen. — Sternenhimmel. — Kleine Freuden 67

Fünftes Kapitel.

Mein Gefährte verläßt mich. — Erkrankung am afrikanischen Fieber. — Negerdienstboten. — Claimjumpen. — Ein deutscher Freund. — Verpachtung meines Claims. — Sonnenglut. — Ausflug nach Pniel. — Flußscenerie. — Hotelgäste 80

Sechstes Kapitel.

Ankauf eines neuen Claims. — Diggererfahrungen. — Riff-Claims. — Diggergewinne und Claimpreise. — Lebensmittelpreise. — Hotels. — Die Wegefrage. — Eine Kaffernschlacht. — Annexion der Diamantenfelder durch England. — Politische Intriguen 88

Siebentes Kapitel.

Hochsommerfreuden. — Poesie der Winde. — Fuhrleute. — Nachtabenteuer. — Englische Polizei. — Diamantendiebstahl. — Diggerunruhen und Lynchjustiz. — Negerschliche. — Noch einmal die Polizei. — Excursion nach Klipdrift. — Der Landsmann im Vaalstrome. — Reize des Lebens am Flusse. — Vergebliche Wünsche. — Diggergeschichten. — Spediteure in Afrika . . . 99

Achtes Kapitel.

Seite

Neue Krankheit. — Uebersiedelung nach Delports Hope. — Flußdiggerleben und dessen Annehmlichkeiten. — Besuch von Likatlong. — Gottesdienst der Eingeborenen. — Rückkehr nach New-Rush. — Errichtung eines neuen Camps. — Möblirung des Wohnhauses. — Arbeiterlöhne. — Hinabsteigen in den Claim. — Erster Fund. — Kletterkunst der Kaffern. — Fahrwege zwischen den Claims. — Unglücksfälle. — Behandlung des diamantenhaltigen Stoffs. — Veruntreuung der Funde. — Folgen der englischen Annexion für die Diggers. — Spitzbubenbande in Bultfontein. — Aufruhr vom 17. December 1871. — Diamanten-Paniques. — Ertrag der Kopje. — Claimpreise. — Neueste Rushe. — Musikalische Begabung der Kaffern 117

Neuntes Kapitel.

Zweiter Diggeraufruhr im Juli 1872. — Englisches Gerichtsverfahren. — Weißer Regen und Winterlandschaft. — Morgenmarkt zu New-Rush. — Preise der Lebensmittel. — Ungesundheit der Diamantenfelder. — Kirchhöfe und Begräbnisse. — Beerdigungsfeierlichkeiten der Hindus. — Cooliedienstboten. — Kafferntänze. — Zweites Flußdiggen in Delports Hope. — Diggerglück. — Ein Stein von 288 Karat. — Herrn Unger's Project. — Diamantenhypothesen. — Californische Diggererlebnisse. — Probiren einer neuen Pistole an einem Negerschädel. — Ein Chinese zur Belustigung aufgehangen. — Ein Mord am Billard. — Amerikanische und spanische Jugend. — Ein sibirischer Goldgräber. — Diamantendiebstahl und Lahmheit aller Regierungsmaßregeln dagegen. — Ein dänischer Sklavenhändler. — Versenkung einer Sklavenladung ins Meer. — Noch einmal englische Justizmisère. — Tour nach Klipdrift. — Villa Unger. — Ein schwarzer Husar. — Eine Hottentotten-Venus. — Hottentottenästhetik. — Union Kopje und Waldeck's Plant. — Rückkehr nach New-Rush. — Ankunft des Generalgouverneurs. — Festlichkeiten. — Speeches. — Ein Ball. — Ein Königreich für einen Frack. — Souperfreuden 141

Zehntes Kapitel.

Metamorphose der Colesberg Kopje. — Eine Ruinenstadt. — Drahtseilsystem. — Schwimmendes Riff. — Unglücksfälle. — An-

Seite
kunft des neuen Gouverneurs. — Verbot des Jumpens und der Spielbänke. — Regierungspersönlichkeiten. — Reise nach dem Freistaate. — Scenerie. — Dämme. — Sommerstillleben in Bethulien. — Naturmerkwürdigkeiten. — Der Henkervogel. — Die südafrikanische Nachtigall. — Reize südafrikanischer Landschaft. — Ein Bad im Oranjestrom. — Kapwagen. — Rückreise. — Heuschreckenschwarm. — Schlangenkampf der Secretäre. — Fallthürspinnen. — Fauresmith. — Eine untreue Köchin. — Eine Schlange unterm Kopfkissen. — Die neuentdeckten Goldfelder. — Eine aus dem Wüstenboden hervorgezauberte Großstadt. — Musikalische Genüsse. — Eine Hochzeit auf den Diamantenfeldern. — Kaffernbienstboten und Flintenhandel. — Abendgesänge der Kaffern 183

Elftes Kapitel.

Klimatisches. — Theuerung und Dienstbotennoth. — Auswanderung nach den Goldfeldern. — Fall der Diamantenpreise. — Ein neuer Tichborne Case. — Trübung der Diggeraussichten. — Besuch zweier schwarzen Majestäten. — Ein politischer Wühler. — Annexionsintriguen. — Auch ich annectire. — Gründung eines Gartens. — Englische und amerikanische Polizei. — Diggerrechte und Landlordsansprüche. — Kosmopolitische Colonie. — Boerdiggers und Claimloopers. — Diamantenkäufer und Broker. — Ein deutscher Speculant. — Ein Bombardement mit Schneebällen. — Gewitterstürme. — Architektur von Kimberley. — Das Kanvas-, Holz-, Eisen- und Lehmhaus. — Phantasiewohnungen. — Abendvergnügungen. — Nachtvisite eines englischen Lords. — Gemüthlichkeit der englischen Polizei. . . 222

Zwölftes Kapitel.

Ein Mord in der Kopje. — Gerichtsverhandlung. — Vertheidigungsrede. — Unverlaßlichkeit der Polizei. — Ein deutsches Liebespaar. — Eine Auswanderung aus dem Gefängnisse. — Kaffernbiebe. — Todtgeschlagen wider Willen. — Drei Gentlemen im Queen's Hotel. — Gefängnißglossen. — Kopjenpoesie. — Ueberschwemmung der Kopje. — Beinahe das Bein gebrochen. — Gartenfreuden. — Meerkätzchen. — Diggerprojecte und Diggermisère. — Charakteristik der afrikanischen Diamanten: Flußsteine, Glassteine, Froststeine, Off coloured, Splitter, Mackle, Bort, Conglomerate. — Ein wunderbarer Stein. — Hippo-

Seite

thesen über den Ursprung der afrikanischen Diamanten. — Topographie der Kopje. — Unsere schwarzen Arbeiter und ihre Metamorphosen. — Diggergrabschrift 262

Dreizehntes Kapitel.

Verkauf meiner Claims. — Angenehme Nachrichten. — Gründe der Aufgabe meines Diggerlebens. — Diebscantinen. — Noli me tangere der Spitzbuben unter dem Schutze englischer Gesetze. — Debrislicenzen. — Chicanirung seitens der Proprietors. — Räubereien. — Vigilance Committee und Trapsystem. — Die Regierung schützt die Spitzbuben gegen die Diggerpolizei. — Technik und Moral der Händler in gestohlenen Steinen. — Elfmal vor Gericht. — Ein speculativer Landsmann. — Sitzung des High Court. — Processe und Richtersprüche. — Verwandlung eines Saulus in einen Paulus. — Rache einer Negerin. — Meine Dienstboten und Köchinnen. — Ducky, die schöne Amakosa. — Erzählungen aus ihrer Vergangenheit. — Kaffernsitten und Zauberer. — Gemarterte Bräute. — Ehefreuden. — Meine Proscriptionsliste und ihr Fiasco. — Statistische Verlaßlichkeit eines Regierungssecretärs. — Geschäftsgewinn der Diamantendiggers. — Riffgefahr 300

Vierzehntes Kapitel.

Rettungsloses Sinken der Diggerindustrie. — Regierungsbudget. — Vergleich der englischen Regierung mit der des Freistaates. — Steuernüberlastung. — Organisation der Diebscorporation. — Jede Woche für 10000 Pfd. St. Steine gestohlen. — Verschuldung der Diggers. — Taxirung der Kopje. — Wem gehören die Diamanten? — Ruhetage in Klipdrift. — Berliner Mission. — Die Korannas. — Ein Gespenst. — Feuersbrünste zu Kimberley. — Dutoitspan. — Hotelcomfort. — Trinkgebräuche. — Old De Beers. — Excursion auf die Berge von Boshof. — Ein verloren gegangener Diener. — Literarisches Museum. — Bälle. — Photographiren des Camps. — Die Sonnenfinsterniß 337

Funfzehntes Kapitel.

Politische Gärung. — Petition an die Königin. — Massenmeetings. — Erwählung eines Wohlfahrtsausschusses. — Speeches der

Seite
Volksführer. — Forderungen und Ultimatum an die Regierung. — Gouverneur Southey. — Die Landfrage. — Staatsanwalt Shippard. — Bewässerungsproject. — Mauleselfatalitäten. — Auctionen in Kimberley. — Mein Camp unter dem Hammer. — Poetische Verkaufsannoncen. — Schlußrechnung meines Diamantendiggerlebens. — Ein kleiner Gast. — Zahmheit der südafrikanischen Thiere. — Thierquälerei der Kaffern. — Eine junge Witwe. — Englischer Charakter. — Ausflug nach Boshof. — Brand des Hospitals. — Ein vaterländisches Sternbild. — Angenehme Nachtmusik 371

Sechzehntes Kapitel.

Poesie des Diggerlebens. — Mein Koch stiehlt mir 91 Diamanten. — Ich muß deshalb nach Bloemfontein. — Rückreise. — Ueberschwemmung des Landes. — Arretirung der Diebsgenossen. — Schließlich alles umsonst. — Rundfahrten. — Vergleich der englischen und der Boer-Regierung. — Gleichstellung der Neger mit den Weißen. — Revolution der Diggers. — Volksbewaffnung. — Aufrührerische Scenen. — Gefahr großen Blutvergießens. — Ich reise nach Bloemfontein ab. — Rückblicke. — Statistische Ergebnisse der Diamantengräberei. — Ein Goldregen über Südafrika. — Lady Sorters. — Das Diamantenwaschen wird Mode. — Straßenfunde. — Ertrag der Diggerarbeit. — Allgemeine Folgen des Diamantendiggens. — Bewaffnung der Schwarzen. — Sandstürme 412

Verzeichniß der Abbildungen.

Diamantenwäscher am Vaalstrome 119
Diamant von 288½ Karat 156
Diamant von 166 Karat 156
Ansicht der Colesberg Kopje 186
Plan der Kopje 294
Gubuspieler 297
Ansicht meines Camps in Kimberley (Titelbild) 369

Erster Theil.

Reise nach den südafrikanischen Diamantenfeldern und Aufenthalt daselbst.

Erstes Kapitel.

Ankunft in London. — Allgemeine Eindrücke. — Reisevorbereitungen. — Rotten-Row und Crystal-Palace. — Die englische Frauenwelt. — Mein Gepäck geht nach Amerika. — Einschiffungsfreuden. — Weisheitsregeln für Seereisende. — Abfahrt. — Landung auf Madeira. — Spazierritt. — Feuer an Bord. — Seesturm. — Landung in Kapstadt. — Botanischer Garten. — Tafelberg. — Dr. Bleek. — Historische und statistische Randglossen. — Alle Welt nach den Diamantenfeldern.

Kapstadt, 4. Juli 1871.

Ein paar Tage rascher Eisenbahnfahrt, mit kleiner Unterbrechung by steamboat-hop über den Kanal, brachten mich nach London.

Es erfaßt mich immer die lebhafteste Freude, so oft ich diesen unübersehbaren Ocean von schwarz angerauchten Häusern und dampfenden Schornsteinen, von fensterreichen Palästen und einstöckigen Häuschen, dieses unbeschreibliche Durcheinandergewimmel von Menschen und Fuhrwerken, von Segel- und Dampfschiffen wiedersehe. Gemüthlich ansprechend und anmuthig ist es freilich nicht — dafür aber unendlich großartig und imponirend; man hat fortwährend das Gefühl, daß man sich hier wirklich im Mittelpunkte der Welt befindet: ein ähnliches Gefühl, glaube ich, wie es der alte Römer empfunden haben mag, wenn er nach jahrelanger Theilnahme an Kriegszügen im fernen Auslande sein stolzes Rom wiedersah.

London mit seiner Bevölkerung von vier Millionen vermehrt sich alle Jahre um 80000 Menschen, davon gibt 50000

der Ueberschuß der jährlichen Geburten über die Todesfälle und 30000 die jährliche Zuwanderung — wo soll das noch hinaus?!

Der erste Eindruck freilich, den London fast regelmäßig auf den Fremden, der es zum ersten male sieht, namentlich auf den deutschen Kleinstädter und Landbewohner macht, ist ein trüber, sinnverwirrender, fast Kopfschmerzen verursachender; das gibt sich jedoch rasch, und Tag für Tag, je mehr derselbe es kennen lernt, entdeckt er darin fortwährend neue ungeahnte Schätze von Schönheit und Reichthum, und fühlt sich bald in dem wogenden Meere von menschlichen Wesen und menschlichen Interessen ganz behazlich wohl und zu Hause. Diese endlosen, von einem so trüben und finstern Himmel überspannten, kohlschwarz angeräucherten und äußerlich mehr langen Reihen von Särgen als Wohnungen des Glücks und der Freude gleichenden Straßen — sind sie nicht angefüllt von Anfang bis Ende mit lichter, blendender Frauenschönheit? Und diese so trübselig und melancholisch erscheinenden rußigen Häuser, bieten sie nicht in ihrem Innern mehr des theuersten und raffinirtesten Luxus und Comforts als die Wohnstätten aller übrigen Städte der Welt? Und diese zahllosen Läden mit ihrer feenhaften Pracht, die vielen öffentlichen Etablissements, von einer Großartigkeit wie man sie anderswo vergebens sucht, die herrlichen Museen und Kunstinstitute, der Reichthum ohne Ende, zusammengetragen aus allen Welttheilen, der sich nach so vielen Richtungen hin zeigt und geltend macht: müssen diese und hundert andere Herrlichkeiten den Fremden, wenn er Kopf und Sinn offen hat, nicht reichlich für alle die Mängel entschädigen, die er sonst an dieser Riesenstadt auszusetzen haben mag?

Freilich, es geht mir wenigstens so, kommt einer nicht leicht eher zu einem befriedigenden und genußvollen Dasein in London, als bis er sich erst inmitten dieses tosenden Menschenoceans einen kleinen Heimatscirkel als Ruheinsel geschaffen, d. h. zunächst eine stille, behagliche und sympathische Wohnung gesucht und gefunden und dann deren nächstumliegende Localitäten gehörig recognoscirt und durchstudirt hat. Mir z. B. ist es immer, sobald ich ein Logis genommen, zu-

nächst die Hauptsache, das bestversorgte Journallesezimmer, das beste Restaurant, das nächste Kaffeehaus und die wohlschmeckendste Bierquelle herauszufinden; hat man erst eine solche kleine Reihe von Stammlocalitäten, so verliert sich nachher sehr rasch das Gefühl des Fremdseins, und dann erst öffnen sich recht das Auge und der Sinn für alle die speciellen und eigenthümlichen Freuden und Genüsse, die London bietet.

Mein letztes Logis, das ich auch jetzt aus alter Anhänglichkeit wieder besuchte, lag am Hyde Park, an der Verlängerung von Oxford Street, also so recht mitten im ärgsten Getose der lärmenden Weltstadt. Die Fenster meines Salons gingen auf den Park-Boulevard mit allem seinem fieberpulsirenden Leben und Treiben; die Fenster meines Schlafzimmers jedoch, auf der entgegengesetzten Seite des Hauses, öffneten die Aussicht auf einen einsamen stillen Kirchhof voll uralter großer Bäume, in den Bäumen rauschte der Wind und sangen die Vögel, zwischen den Gräbern weideten friedlich Ziegen und Schafe, und bunte Schmetterlinge gaukelten über zahlreichen wilden Blumen. Auf dieser Seite also war der gerade Gegensatz von London: das friedliche stille Bild einer Dorflandschaft, und dies machte mir gerade diese Wohnung so sympathisch.

Ich besuchte die gute Mrs...., bei der ich hier gewohnt, und kam gerade zu einer Abschiedsscene: Fräulein Alice, ihre Tochter, hatte sich mit einem jungen Arzte verlobt, der nach Australien gehen wollte, und der Dampfer sollte morgen von Southampton abfahren. Aber was ist denn eine Reise nach Australien für den Londoner! Eine ganz gewöhnliche Spazierfahrt, eine harmlose Vergnügungstour! Wie viele junge Damen reisen jedes Jahr, oft ganz allein, von London nach Ostindien und Australien, in der sichern Hoffnung, dort unter den vielen gutbezahlten Beamten und Offizieren eine ungleich bessere Partie zu finden als in dem gedrängt bevölkerten und mit Frauen und Mädchen überfüllten Mutterlande! Die Postdampfer die alle Wochen von England nach jenen überseeischen englischen Provinzen und Colonien abgehen, bieten daher abenteuerdurstigen Garçons immer eine

sehr vergnügliche Reisegelegenheit, und Verlobungen gehören auf diesen Schiffen zur Tagesordnung.

Eines Morgens beim Kaffee las ich in der „Times" die folgende Annonce:

„Ein Herr, der so eben von den afrikanischen Diamantenfeldern zurückgekehrt ist, erbietet sich, solchen, die eine Reise dorthin beabsichtigen, gute Rathschläge zu ertheilen. Täglich von 11 bis 1 Uhr. Fee £ 1. (Zu bezahlen: 1 Pfd. St.)"

Diese echt englische Annonce veranlaßte mich, den liebenswürdigen und uneigennützigen Rathgeber in Person aufzusuchen. Ich fand ihn in der bestimmten Zeit zu Hause; es war gerade Besuch bei ihm, von welchem er „Kapitän" titulirt wurde. Der Herr hatte vollständig die Erziehung eines Gentleman und gab mir sehr detaillirte Auskunft über viele Dinge, die zu kennen mir nützlich war; auch zeigte er mir einige Flaschen voll Vaalkiesel, in denen die Diamanten am Vaalflusse gefunden werden, und die in mir den lebhaften Wunsch erregten, auch selbst recht viele solcher reizenden und buntgestreiften Achatkieselchen, womöglich mit einigen „Stars of South Africa" dazwischen, von dort zurückbringen zu können.

Meine größte Lust bei meinem jedesmaligen Aufenthalte in London ist immer der Besuch von Rotten-Row und des Krystallpalastes: Rotten-Row, die große Reiterpromenade im Hyde Park, wo während der Saison täglich von 12 bis 2 Uhr mehrere Hundert prächtiger Amazonen, gefolgt von ihren galonnirten Reitknechten, auf- und abreiten; und der Krystallpalast, dieser endlos lange Glasdom mit seinen plätschernden Fontainen, seinen blumenduftenden Gartenanlagen, seinen entzückenden Orgelconcerten und seinem bunten Gewimmel von eleganten Damen und Herren. Es sind dies jedenfalls die beiden geeignetsten Orte, um das bei weitem interessanteste Schauspiel, das London einem Fremden bieten kann, seine schöne Frauenwelt, den Augen desselben vorzuführen.

Welche Großstadt in der ganzen Welt könnte sich in Bezug auf durchschnittlich vorherrschende Frauenschönheit mit

London messen? Paris möchte ich nicht einmal annähernd mit ihm vergleichen, es ist die Stadt der Eleganz, aber nicht der natürlichen Schönheit; noch viel weniger Sevilla, Rom, Arles, Avignon, Smyrna und alle sonstigen wegen Schönheit ihrer Frauen renommirten Städte. Wo in der ganzen Welt sieht man so massenhaft bei den Mädchen und Frauen einen so hohen und schlanken junonischen Wuchs, eine so elegante Taille, so prächtig modellirte Alabasterschultern, einen solchen graziösen Schwanenhals und solche feingeschnittene, offene, lichtstrahlende Gesichtszüge, den Ausdruck zugleich einer ruhigen Intelligenz, eines ungetrübten Seelenspiegels und zarter unverdorbener Kindlichkeit? Und hierzu der unvergleichliche Teint von Milch und Pfirsichblütenduft, die Korallenfarbe der süßschwellenden Lippen (ein Product des nebeligfeuchten, gleichmäßigen Klimas, der ganzen diätetisch-vernünftigen Lebensweise der englischen Mädchen und ihrer vielen Bewegung in der freien Luft) und, last not least, das häufige Vorkommen des reinsten goldfarbenen Haares, das seiner Trägerin ein so madonnenhaftes Aussehen verleiht!

Der bekannte Reisende Kohl spricht von einer englischen Nationalnase; er hat da ein sehr richtiges Wort gesprochen, und ich habe bei näherer Analyse immer zu finden geglaubt, daß der durchweg feine und vornehme Eindruck (das, was die Engländer ladylike nennen), den in der Regel ein englisches Frauengesicht macht, nicht zum geringsten Theile auf der edeln, an die Modellirung der althellenischen Bildhauer erinnernden Form der Nase beruht, die mit der reinen Schönheit der geraden griechischen Linie zugleich den anmuthigen schelmischen Reiz jener Nasenform vereinigt, welche die Franzosen so passend mit „le nez en l'air" bezeichnen. Wahrlich, eine Rasse von geborenen Königinnen! Und es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade in allen Ländern englischer Volksrasse und Sprache jener höchste und fast raffinirte Frauencultus herrscht, der die gesellschaftliche Position der englischen und amerikanischen Frau für ihre weniger glücklichen Schwestern unter den andern Nationen so beneidenswerth macht!

Nur noch eine Großstadt der Welt kann meiner Meinung nach in Bezug auf massenhafte Frauenschönheit mit London rivalisiren, das ist Neuyork.

Das amerikanische Klima, das entschieden gegen jede Ausdehnung des Körpervolumens in die Breite wirkt, hat einen Frauentypus geschaffen, der in seiner graziösen Leichtigkeit und Zierlichkeit, seiner raschen und quecksilberigen Beweglichkeit, der Schmalheit des Köpfchens und der feinen und zarten Rundung aller Glieder außerordentlich gegen die im Durchschnitt viel massivern Frauentypen der ältern europäischen Länder absticht und dem Fremden in Nordamerika überall auffallend viele Gestalten vor Augen führt, die sich in ihrer ätherischen Leichtigkeit und Luftigkeit ganz vorzüglich zur Verwendung als Feen, als Nymphen und Nixen, oder als Engel mit Seraphsschwingen für Opern und Ballete eignen würden. Schönheiten im Rubens'schen Kunstgeschmack sind in Nordamerika unter den Frauen von angelsächsischer Rasse äußerst selten, während man Raphael'schen Frauenerscheinungen sehr häufig in allen Straßen der großen Städte begegnet.

Die Neuyorkerin zeigt in der Regel denselben prachtvollen Grundtypus wie die Engländerin, aber ein wenig durch fremde Einflüsse nuancirt, vermindert einerseits in der plastischen Schönheit der Büste und der harmonischen Fülle der Formen, aber bereichert andererseits durch einen zierlichen kleinen Fuß und ein immer lebendiges sprühendes Geistesfeuer, welche letztern Gaben die Amerikanerin von der Pariserin überkommen zu haben scheint. Diese reizende Mischung von englischen sonniglichten Madonnenköpfchen und hüpfendem französischen Esprit, französischer Quecksilbrigkeit und Lachlust ist es ja, welche die Amerikanerinnen im Salon so hinreißend und unwiderstehlich macht.

Ich hatte in London noch so manche Reisevorbereitungen zu treffen, und als mein Reisegefährte von Deutschland eingetroffen war, durchwanderten wir gemeinschaftlich die großen Prachtmagazine der Welthauptstadt, um uns für Afrika mit dem Nöthigsten zu versehen. In der berühmten Zeltfabrik von Edgington, deren comfortable Zelte, in den verschiedensten

Größen und Formen, durch alle englische Besitzungen in Indien, Australien, Nordamerika und Südafrika wohlbekannt sind, kauften wir für 10 Pfd. St. ein gerade für zwei Personen zureichendes quadratförmiges türkisches Zelt, das sehr schnell regenschirmartig aufgeschlagen und wieder zusammengelegt werden konnte. Durch hinzugefügtes grünes Flanellfutter und ein Dach von gefirnister Leinwand, die auch noch einige Pfd. kosteten, machten wir das Zelt noch sicherer gegen Nachtkälte, Wind und Regengüsse. Schon in Dresden hatten wir leicht transportable und zusammenzuknickende eiserne Bettgestelle, Roßhaarmatratzen, Kopfkissen und Decken, Eßbestecke, kurz alle solche Nothwendigkeiten eingekauft, von denen zu erwarten war, daß sie in Südafrika viel theuerer sein würden.

Als alle unsere Reisevorbereitungen vollendet waren, begaben wir uns nach Southampton. Aber hier wartete unserer eine hübsche Ueberraschung! Unser großes Gepäck, enthaltend die Betten, Schuh- und Stiefelwerk, Küchengeräthschaften, Bücher, allerhand Hausutensilien und einen Theil unserer Kleider und Wäsche, außerdem auch die gesammte Reiseapotheke und die Jagdgewehre meines Reisegefährten, hatte unser bremer Spediteur mit einem Dampfschiffe des Norddeutschen Lloyd nach Southampton abgesendet, wo wir es persönlich in Empfang nehmen wollten; auf dem Schiffe aber war die Sendung dann aus Nachlässigkeit übersehen und, statt in Southampton ausgeladen zu werden, auf demselben Schiffe, das nach Neuyork weiterging, nach Amerika mitgenommen worden!!

Fürwahr, unsere Reise fing gut an! Ehe nun nach Amerika geschrieben und die Sachen von dort nach Southampton zurück-, und von dort dann nach dem Kap der Guten Hoffnung, von da wieder per Ochsenwagen nach den Diamantenfeldern nachgesendet werden konnten, mußte nothwendig eine lange Zeit vergehen, sodaß wir nicht hoffen durften, eher als vier Monate nach der Ankunft auf den Diamantenfeldern unser gesammtes nothwendiges Reisegepäck zu erhalten! Und so lange hatten wir ja gar nicht die Absicht dort zu bleiben!

Solche Fatalitäten kann einem Reisenden die Unaufmerk-

samkeit und Vergeßlichkeit eines etwa verliebten oder nach einer Nachtschwelgerei mit Katzenjammer aufgestandenen Commis bereiten, da in einem großen Speditionsgeschäfte der Principal natürlich nicht selbst alle Geschäftsdetails persönlich überwachen kann. Was war nun im vorliegenden Falle zu thun? Wir mußten uns gut oder böse entschließen, alle die Sachen, die wir unumgänglich nothwendig brauchten, in Afrika neu einzukaufen, von dem betreffenden Spediteur einen Schadenersatz verlangen, auf unser auf dem Ocean herumvagabundirendes Gepäck aber vorderhand verzichten.

Das Postschiff der Union-Compagnie, das am 25. Mai nach dem Kap der Guten Hoffnung abgehen sollte, die Syria, war ein ganz neues Schiff von 2000 Tonnen Gehalt. Ein neues Schiff; das wollte natürlich heißen: ein comfortables Schiff; und so war es auch: die Cabinen waren geräumig und elegant, mit Teppichen, Sammtdivans, Goldrahmenspiegeln und anderm Schmuck versehen, und der Raum auf dem Oberdeck bot zahlreichen Passagieren hinreichenden Platz zum Promeniren. Der Preis für einen Platz erster Kajüte bis Kapstadt beträgt nur 31 Pfd. St.: eine ganz außerordentlich geringe Summe, wenn man bedenkt, daß die Reise 26 bis 30 Tage zu dauern pflegt, daß also täglich nur ungefähr 1 Pfd. St. für die Fahrt mit Einschluß der vortrefflichen Beköstigung zu zahlen ist — also ungefähr derselbe Betrag, den man in einem feinen londoner Hotel für Board und sonstige Ausgaben täglich zu zahlen hat, sodaß die eigentliche Seefahrt fast gar nichts kostet. Nur die große Masse der Reisenden kann der Union-Compagnie, die den Postdienst zwischen England und dem Kap versorgt, bei solchen niedrigen Passagepreisen einen Gewinn sichern. Wein, Sodawasser, Liqueur und Bier sind natürlich extra zu bezahlen, und dürfte wol der Hauptgewinn der Gesellschaft auf die Lieferung dieser Getränke fallen, die auf englischen Schiffen bei der gewöhnlich sehr großen Zahl der Passagiere immer in sehr bedeutenden Quantitäten consumirt werden.

Am 25. Mai früh 10 Uhr begaben wir uns an Bord, richteten uns mit unserm Handgepäck in unserer Cabine so

häuslich wie möglich ein und ergötzten uns dann auf dem Verdeck an dem lebendigen Treiben, das immer der Abfahrt eines großen Postdampfers nach einem entfernten Welttheile vorherzugehen pflegt. Mit welcher Neugier musterten wir die einzelnen nach und nach ankommenden Passagiere, die nun für einen ganzen Monat unsere alltägliche und unvermeidliche Gesellschaft bilden sollten! Es ist selbstverständlich, daß die ankommenden Damen ganz besonders lorgnettirt und studirt wurden, und es kam ihrer eine ganz ansehnliche Zahl! Endlich war die Zahl der Passagiere voll, etwa 70 erster und 30 zweiter Klasse, das Gepäck unter großem Lärmen und Rasseln der Eisenkrahne eingeladen, und es wurde das Signal zur Abfahrt gegeben. Ein allgemeines Gedränge der zahlreichen Verwandten, welche verschiedene der Abreisenden aufs Schiff begleitet hatten, nach der Schiffstreppe; warme Abschiedsworte mit Thränenbegleitung, Küsse, Umarmungen; das Schiff wird von allen Fremden, Zollbeamten, Beamten der Union-Compagnie und Packträgern geleert — und die mächtige Schraube setzt sich langsam in Bewegung.

Es ist eine weite Reise, die uns allen bevorsteht, eine Strecke, zu der früher 3 bis 4 Monate gebraucht wurden, und gar viele sind der Gefahren, die uns begegnen können; eine ernste Stimmung ist daher bei den meisten Passagieren vorherrschend, und manche stille Thräne antwortet dem vom Ufer noch herüberwinkenden Wehen weißer Taschentücher. Doch an Bord eines Dampfschiffes behält man das entschwindende Ufer nicht lange im Auge, nach einer halben Stunde schon sieht man sich vollständig auf der einsamen hohen See und ist dem Lande bereits so fern, daß man nur noch mit dem Fernrohre einzelne Häuser und Thürme darauf erkennen kann.

Nun bilden sich Gruppen unter den Passagieren, die geheimnißvollen Kräfte sympathischer Anziehung und antipathischer Abstoßung beginnen ihre Thätigkeit, und zur Essenszeit sind schon eine Menge von Bekanntschaften gemacht, sodaß gleich bei der ersten Mittagstafel im großen Salon die wahlverwandten Elemente sich so zusammenfügen, wie sie dann

in der Regel für die ganze Dauer der Reise zusammenhalten. Der erste Tag ist, wie ich bei solchen großen Seereisen immer gefunden habe, durch die gesellschaftliche Gruppirung, die sich an ihm bildet, für die Folgezeit maßgebend, und ein schweigsamer, in sich verschlossener Mensch, der an ihm es versäumt hat, eine oder ein paar gute Bekanntschaften zu machen, hat große Chance, für die Dauer der ganzen Reise unter der heitern und belebten Gesellschaft ein unbeachteter und übersehener Eremit zu bleiben. Namentlich ist es für solche empfindsame junge Männer, die ohne die ostentative Entfaltung ihrer Liebenswürdigkeit und ohne ein kleines platonisches Liebesverhältniß nicht leben können, sehr rathsam, gleich nach ihrer Ankunft auf dem Schiffe sich möglichst „dazuzuhalten", d. h. die Attaken auf eroberungswürdige schöne Reisegefährtinnen, die ihnen etwa wünschenswerth erscheinen, schon mit dem ersten Tage zu beginnen, da es am zweiten Tage oft zu spät sein möchte, es hat sich dann in der Regel bereits ein activerer Concurrent gefunden, dessen schnell gewonnene Rechte nachher schwer zu beseitigen sind.

Keine Gelegenheit ist wol günstiger für die Annäherung gleichgestimmter Seelen als eine lange Seereise, und es wird selten sein, daß eine solche bei einer zahlreichen Reisegesellschaft ganz ohne Verlobungen abgeht. Schon Goethe sagt irgendwo: „Zum richtigen Genusse des Badelebens gehört unbedingt ein kleines Liebesverhältniß!" Noch viel mehr gilt dies hier auf der See, wo alles: das fortwährend sich erneuernde Wiedersehen beim Auf- und Abschreiten des Deckes, das Nichtsthun und die Langeweile, das Bedürfniß der Ansprache und Zerstreuung, das Anschauen der großartigen Meeresunendlichkeit und der herrlichen Sonnenunter- und Mondesaufgänge, endlich der gemeinschaftliche, auf englischen Schiffen allgemein gebräuchliche Schlaftrunk vor dem Zubettegehen, jedes in seiner Art mächtig zur Annäherung zweier liebesbedürftigen Herzen beiträgt. Das auf englischen Schiffen übliche Engagiren der Damen seitens der Herren zur allabendlich auf- und abschreitenden Schiffspolonaise, „Arm in Arm, je ein Männlein und ein Fräulein", erleichtert

natürlich auch ungemein die Mittheilung von Herzensgeheimnissen, und es müßten zwei Seelen von Stein sein, die sich nicht in einer der auf dem Ocean so unvergleichlich prächtigen hellen Sternennächte und beim stillen Hinunterschauen auf den langen feuerigen Streifen, den das Schiff durch die schwarze Unendlichkeit der Wogen zieht, einander öffnen sollten.

Nur die Seekrankheit tritt häufig der gegenseitigen Annäherung in den ersten Tagen der Reise feindlich entgegen; ist sie aber erst vorüber, so kommt diese letztere um so sicherer, denn die Freude, jene abscheuliche Seeplage überstanden zu haben, stimmt die Seelen ihrer wieder losgelassenen Opfer besonders mittheilsam.

Die bemitleidenswertheste Rolle spielt auf jedem Schiffe, wie ich öfters zu beobachten Gelegenheit hatte, der eifersüchtige Gemahl einer schönen jungen Frau; die ganze männliche Gesellschaft des Schiffes pflegt eine solche Schönheit für die Zeit der Reise wie eine Art von gemeinschaftlichem Eigenthum zu betrachten; und ihr in der entschiedensten Weise den Hof zu machen, gilt als ein allgemeines Recht und eine gemeinsame Verpflichtung. Der Arme mag es anfangen wie er wolle, will er nicht seinen Schatz für die ganze Reise in seiner Cabine einschließen und unsichtbar machen (was ihm doch wol ihrerseits sehr unliebsame Scenen zuführen dürfte), so muß er gute Miene zum bösen Spiel machen und den ungestörten Genuß ihrer liebenswürdigen Conversation und des intimen Arm in Arm mit ihr Auf- und Abpromenirens seinen rücksichtslosen Reisegefährten wohl oder übel gönnen, wenn er sich nicht zur bête noire der ganzen in Esprit de Corps gegen ihn verbündeten Gesellschaft gemacht sehen will.

Ist nun die Gesellschaft erst einige Tage beisammen gewesen und hat die böse Seekrankheit ihre bleichen Opfer wieder losgelassen, so pflegt der fast auf jedem Schiffe sich bildende Vergnügungsrath, bestehend aus den mit besonderer Aufgeräumtheit, Mittheilsamkeit und geselligen Unterhaltungsgaben gesegneten Mitgliedern der Gesellschaft, es bald herauszufinden, welche speciellen Talente etwa unter den Passagieren

des Schiffes sich befinden, die für die Unterhaltung der Damen dienstbar gemacht werden können. In der Regel findet es sich, daß der eine Violine, der andere Piano, ein dritter und vierter vielleicht gar Cello und Flöte spielen; einer versteht sich auf Taschenspielerei und Kartenkunststücke, der andere ist Virtuos im Anekdotenerzählen, und je mehr er sich in seinen diesfallsigen Leistungen auf den hyperbolischen amerikanischen Stil versteht, desto besser für ihn; wieder ein anderer hat vielleicht eine interessante Sammlung von Photographien, Curiositäten oder Büchern, die zum Herumgeben in der unterhaltungsbedürftigen Gesellschaft geeignet sind. Die bei der Damenwelt beliebteste und dankbarste Rolle pflegt aber dem menschenkennenden und voraussichtigen ältern oder jüngern Garçon zuzufallen, der sich vor seiner Abreise vom Festlande mit einem reichlichen Vorrath von mit süßen Delicatessen gefüllten eleganten Bonbonnièren versehen hat; sein Glück ist gemacht, er wird rasch der allgemeine Liebling der Damen, denn die allen Evastöchtern gemeinsame Vorliebe für dergleichen Leckereien wird durch die zehrende, salzgeschwängerte Seeluft gewaltig potenzirt, und das fleißige Herumreichen der zierlichen reichvergoldeten und schönbemalten Schachtel oder Dose führt daher dem aufmerksamen Galan im Sturm alle Herzen, selbst die der Sprödesten zu.

Es fand sich natürlich auch auf unserm Schiffe schnell ein Allerweltshanswurst, der durch seine curiosen Talente, seine unglaublichen Münchhauseniaden und seine auf vielen Reisen erworbene Kenntniß aller Welttheile, die er mit großer Komik zu verwerthen wußte, ganz speciell geeignet war, den Maitre de Plaisir einer amusementsbedürftigen Gesellschaft abzugeben; namentlich sein eines Indianers würdiges Talent, allerhand Thierstimmen nachzuahmen, brachte ihm ungetheilten Beifall ein. In den ersten Tagen, als man diese seine Capacität noch nicht kannte, versetzte er einmal die ganze Gesellschaft in die lebhafteste Aufregung, indem er an verschiedenen unbeobachteten Stellen des Schiffes das Gebell eines Hündchens nachahmte, und zwar so täuschend und immer seinen Platz wechselnd, daß Damen und Herren darüber ganz un-

ruhig wurden und nach dem bisher noch unbemerkt gebliebenen niedlichen Reisegefährten höchst eifrig zu suchen anfingen, jedoch natürlich ohne Erfolg. Plötzlich, als die ganze Gesellschaft in der Mitte des Schiffes zwischen Hühnerkästen, aufgerollten Tauen u. s. w. den kleinen Schreier zu entdecken bestrebt war, ertönte von der Gegend des Steuerrades her ein winselndes Schmerzensgeheul, das klar zu sagen schien, daß das unglückliche Thierchen durch eine der großen Oeffnungen, durch welche hindurch sich die Ketten des Steuers bewegen, ins Meer hinabgefallen sein mußte. Todtenstille folgte; es war sicher, das Thierchen hatte seinen Tod in den Wellen gefunden! Die allgemeine Bestürzung wurde aber bald durch ein neues Gebell in der Gegend des Mittelmastes beseitigt, und endlich wurde zur allgemeinen Freude der Urheber des Scherzes in dem vielstimmigen und wortreichen Kapitän C. entdeckt. Mit gleicher Virtuosität ahmte derselbe auch das Geschrei verliebter Kater, die Lockrufe aller Arten von Vögeln und die Stimmen von Quadrupeden aller möglichen Specien nach, sodaß er sich schon mit diesem Talente allein in den großen Städten Europas überall hätte mit Leichtigkeit sein Brot verdienen können.

Was mich betrifft, so wurde bei der allmählich erfolgenden Rollenvertheilung des Vergnügungsraths auch mir sehr bald mein Amt zugewiesen: ich wurde nämlich der Pianist des Schiffes. Zum Erzählen taugte ich nicht, dafür waren viel geeignetere Talente da, ebenso wenig zum Kartenspielen und zur Unterhaltung im Rauchzimmer, denn ich rauche nicht und spiele nicht Karten; aber nach dem Gehör zu spielen und auf dem Piano phantasieanregende Opernreminiscenzen, Märsche und Tänze vorzutragen, dazu war ich gut, und um so mehr, da sich zufällig kein anderer auf dem Schiffe fand, der mit mir in dieser Hinsicht hätte concurriren können. Es waren zwei Pianinos auf dem Schiffe, eins, welches immer unten im großen Salon zu bleiben, und ein zweites, das bei schönem Wetter zur Placirung auf dem Deck bestimmt war, um, sowie wir in die smooth waters (die glatten Gewässer) der Wendekreise eingelaufen sein würden, die

Musik für die dann beginnenden täglichen Tanzsoiréen zu liefern.

Von der Seekrankheit blieb ich diesmal vollständig verschont, da ich erst vor wenigen Monaten von Neuyork nach Liverpool den Ocean überschifft hatte, und selbst der fast immer so außerordentlich liebenswürdige Biscayische Meerbusen vermochte nicht, meinen Magen und meine Gehirnnerven aus ihrer Gemüthsruhe aufzustören.

Nach sechs Tagen bemerkten wir an einem frühen Morgen, als wir noch in den Betten lagen, daß die Schraube plötzlich stillstand und die schweren Anker in die Tiefe rasselten — wir waren in der Bai von Funchal auf der Insel Madeira angekommen.

Ein lebhaftes Gefühl der Freude ergriff mich, als ich durch das Fenster meiner Cabine wieder die geliebte paradiesische Insel vor meinen Augen liegen sah, auf der ich einst einen ganzen Winter in süßem und beschaulichem Stillleben verbracht hatte. Ja, da lag sie vor mir wie ein wieder zur Wirklichkeit gewordener schöner Traum, der so lange mein Gedächtniß mit süßen Erinnerungen genährt hatte; im hellen Sonnenglanze eines afrikanischen Morgens stieg die „Perle des Oceans", wie sie von englischen Dichtern genannt worden ist, aus den feuchten Tiefen des Atlantischen Meeres empor, um unsere landlüsternen Augen mit dem entzückenden Bilde eines kleinen tropischen Paradieses zu erquicken.

So viel ich auch noch in Zukunft die weite Welt durchwandern möchte, ich glaube nicht, daß es mir glücken wird, ein süßeres, sympathischeres Plätzchen zum Wohnen und Arbeiten oder zum Ruhen und Träumen zu finden, als diese stille freundliche Insel, die das Füllhorn der Natur mit allen Schätzen und allen Schönheiten des Tropengürtels, und menschliche Thätigkeit mit allen Bequemlichkeiten und allem Comfort heimisch-deutschen oder englischen Culturlebens ausgestattet hat. Ein Spaziergang auf Madeira ist für mich immer wie der Gang durch ein Feenreich: ringsumher blüht, duftet und leuchtet die herrliche bunte Tropenwelt und erfüllt die Seele mit unendlich süßen und beglückenden Gefühlen. Die reiche,

[illegible] Sen=
[illegible]schiedsblick
[illegible] sich da oben
[illegible]ühigen Scheide=
[illegible], wo die meisten
[illegible]chiffung versammelt
[illegible] der eigenthümlichen
[illegible]ngten uns hier und boten
[illegible]hüte, Körbchen und Gras=
[illegible] die von Nonnen sehr künstlich
[illegible]rohrstühle zum Verkauf; sie wur=
[illegible] los, namentlich viele der bequemen
[illegible] durch Auseinanderziehen zu einem be=
[illegible]wandeln kann und die daher besonders auf
[illegible]lich sind. Als wir nach dem Schiffe zurück=
[illegible] und in den großen Salon zum Mittagessen
[illegible] dieser so voll Blumenschmuck und Blumenduft,
[illegible] Eindruck machte, als nähmen wir ein Stückchen
[illegible]deira auf unserer Weiterreise mit.

Als nun das Schiff wieder auf die hohe See hinausdampfte [illegible] umwölkte Gipfel des gegen 6000 Fuß hohen Pico [illegible] allmählich aus dem Gesichtskreise verschwand, da war es mir nur wie ein Traum, daß ich wieder einmal ein paar Stunden auf der „Perle des Oceans" gerastet hatte. Ich habe mir oft gedacht, wie schön es doch sein müßte, den Abend des Lebens, das Greisenalter, auf einer solchen paradiesischen Insel zu verbringen! Wenn alle die heißen, friedensstörerischen Leidenschaften, Wünsche und Bedürfnisse, die in den vorhergehenden Altersperioden die Seele nie zur Ruhe kommen lassen, endlich nach und nach eingeschlummert sind, wenn hiernach der Sinn geläutert und frei, und in der Seele nur noch das Bedürfniß eines stillen, ungestörten, nachdenklichen und beschaulichen Lebens übriggeblieben ist, dann scheint mir eine solche vom Weltgetöse abgelegene, friedlich stille und reizend schöne Insel mit ihrem ununterbrochenen milden Frühlingsklima mehr als jede andere Localität dazu geschaffen, die Seele allmählich sanft und ohne Kummer

Musikaufführung unter so poetischen und eindrucksvollen Umgebungen gehört. Das Musikcorps der portugiesischen Jäger, oder eins der öfters hier vor Anker liegenden englischen Kriegsschiffe, spielte deutsche und italienische Opernouverturen, Märsche, Tänze, Arien und Chöre; ringsherum lauschten in weitem Kreise die blühenden schlanken Gestalten eleganter Engländerinnen auf feingeschirrten Rossen; berauschende Blumendüfte erfüllten die Luft; über dem Meere erhob sich in ruhiger Pracht die glänzende Mondkugel, und die von ihr vergoldeten langen Wellenlinien, die am Ufer donnernd zerschellten, schlugen ihren gewaltigen Takt zu den herrlichen Klängen der Militärmusik.

Nur einen Spazierritt über meinen Lieblingsweg, die vielgewundene und aussichtsreiche Levada konnte ich heute machen; dieser Weg läuft fortwährend neben einer Wasserleitung hin und begleitet daher in horizontaler Linie alle die vielen Krümmungen der Berge und Klüfte, er bietet Einsicht in eine Menge herrlicher Gärten und eine Vogelperspective über den tieferliegenden Theil von Funchal. Schönere Spaziergänge wird es wenige in der Welt geben. Und hier, an einer Biegung, stand die mir so liebe Quinta dos Saltos, die Villa, in der ich früher vier Monate lang ein Thurmzimmer bewohnt hatte mit einer unbeschreiblich schönen Rundsicht; die vier Fenster, nach den vier Weltgegenden gerichtet, boten jedes einen besondern entzückenden Fernblick: das östliche auf die reiche grüne Gebirgsscenerie mit der hochgelegenen, doppelthürmigen Bergkirche Nossa Señhora do Monte, das nördliche auf übereinandersteigende mit prächtigen Villen und Gärten geschmückte Bergterrassen, das westliche auf die reiche wie ein grünes Paradies sich ausbreitende, ebenfalls villen- und gärtenreiche Ebene, am Horizont von einem Kranz von Bergen umrahmt, und das südliche auf die Stadt Funchal mit ihren saubern in portugiesisch-maurischem Stil gebauten Häusern und auf den weiten endlos wogenden Ocean mit den violett aus der Ferne herüberschimmernden Ilhas desertas (Wüsten Inseln). Nie werde ich diese wunderbare schöne Wohnung vergessen!

Ich ritt nun noch weiter hinauf, zur Kirche Nossa Senhora do Monte, warf seufzend einen letzten Abschiedsblick auf das zauberische weite Rundgemälde, das sich da oben dem Auge eröffnet, und stieg dann mit wehmüthigen Scheidegefühlen wieder zum Meeresufer hinab, wo die meisten Passagiere sich bereits zur Wiedereinschiffung versammelt hatten. Scharen von Eingeborenen mit der eigenthümlichen trichterförmigen Kopfbedeckung umringten uns hier und boten Bananen, Blumenbouquets, Strohhüte, Körbchen und Grasgeflechtarbeiten, Wachsblumen (die von Nonnen sehr künstlich verfertigt werden) und Klapprohrstühle zum Verkauf; sie wurden viel von ihren Waaren los, namentlich viele der bequemen Klappstühle, die man durch Auseinanderziehen zu einem bequemen Sofa umwandeln kann und die daher besonders auf Schiffen sehr praktisch sind. Als wir nach dem Schiffe zurückgefahren waren und in den großen Salon zum Mittagessen eintraten, war dieser so voll Blumenschmuck und Blumenduft, daß es den Eindruck machte, als nähmen wir ein Stückchen von Madeira auf unserer Weiterreise mit.

Als nun das Schiff wieder auf die hohe See hinausdampfte und der umwölkte Gipfel des gegen 6000 Fuß hohen Pico Ruivo allmählich aus dem Gesichtskreise verschwand, da war es mir nur wie ein Traum, daß ich wieder einmal ein paar Stunden auf der „Perle des Oceans" gerastet hatte. Ich habe mir oft gedacht, wie schön es doch sein müßte, den Abend des Lebens, das Greisenalter, auf einer solchen paradiesischen Insel zu verbringen! Wenn alle die heißen, friedensstörerischen Leidenschaften, Wünsche und Bedürfnisse, die in den vorhergehenden Altersperioden die Seele nie zur Ruhe kommen lassen, endlich nach und nach eingeschlummert sind, wenn hiernach der Sinn geläutert und frei, und in der Seele nur noch das Bedürfniß eines stillen, ungestörten, nachdenklichen und beschaulichen Lebens übriggeblieben ist, dann scheint mir eine solche vom Weltgetöse abgelegene, friedlich stille und reizend schöne Insel mit ihrem ununterbrochenen milden Frühlingsklima mehr als jede andere Localität dazu geschaffen, die Seele allmählich sanft und ohne Kummer

und Schmerz dem Untergange der Lebenssonne entgegenzuführen.

Von Madeira an wurde das Meer, das bis dahin schon eine ausnahmsweise gutmüthige Natur documentirt hatte, nun vollends ein Engel; es war als glitte das Schiff auf einem silbernen Spiegel dahin; von Bewegung war kaum etwas zu spüren. Was war natürlicher, als daß nun das eine der Pianos aufs Deck geschafft und alle Abende zwischen Diner und Theezeit ein Ball abgehalten wurde! Wer spielen mußte, das war natürlich ich, und nach meinen deutschen Walzern, Polkas und Offenbach'schen Quadrillen drehten sich lustig die Paare durcheinander und bewiesen mir dann durch lautes Klatschen und Bravorufen ihre Erkenntlichkeit. Hauptsächlich waren es die ältern Herren, die mit den jungen Damen tanzten, während die jüngern sich meistens kritisirend und als passive Zuschauer verhielten.

Wenn die Franzosen das Sprichwort haben: „Un Français ne devient jamais vieux", so möchte dieses Wort auch entschieden für die Engländer gelten; bei erstern will es wol hauptsächlich sagen, daß der Esprit nie altert, bei den letztern bleibt die Lust zum Sport, zur großen Thätigkeit, zum Reisen und Weltumsegeln immer jung. Der 75jährige englische Geistliche, mit dem ich einige Monate in Kairo zusammen wohnte, machte rein zu seinem Vergnügen noch eine Reise um die Welt und bestieg munter die höchste der Pyramiden, die Cheopspyramide, um oben eine Flasche Bordeaux zu trinken, während mich schon bei zwei Drittel der Höhe ein solcher Schwindel ergriff, daß ich umkehren mußte.

Auch im „Punch" fand ich einmal eine Caricatur, welche die Neigung der englischen Greise zu lustigem Tanz persiflirte: es war ein Ball dargestellt, bei welchem alle die Queens of Beauty von vornehmen und tadellos gekleideten Gentlemen mit gefurchten Stirnen und Glatzköpfen zum Tanze geführt wurden, während die Rosen im Knopfloch tragenden prächtigen jungen Captains und Swells mit ihren langen Husarenschnurrbärten und dem Kneifer im Auge als Wallflowers (Mauer- oder Wandblumen) die Wände schmückten

und sich mit reflectirender Beobachtung und Kritik begnügten.

Unser Ball dauerte alle Abende von 8 bis 11 Uhr und schloß regelmäßig mit dem originellen irischen Tanze Sir Roger de Coverly, der einige Aehnlichkeit mit unserm „Großvater" hat. Alle diese tropischen Nächte hindurch übergoß der Vollmond Meer und Schiff mit einem überirdischen Lichtglanz, die Segel schimmerten in dieser geisterhaften Beleuchtung so weiß wie Schnee, und Venus stand am Himmel wie eine kleine Sonne, einen breiten Widerschein auf das Wasser werfend.

Nach Madeira passirten wir die Canarischen Inseln: Teneriffa, Palma, Gomera; auf der letztern sahen wir einige im Sonnenfeuer glühende Dörfer, umragt rings von nackten verbrannten Gebirgen.

Mit jeder Nacht offenbarten sich nun mehr und mehr die Herrlichkeiten des südlichen Sternenhimmels: das schöne Kreuz mit den prächtig glänzenden Sternen des Centauren, das wunderbar schöne Sternbild des Skorpion, das eine lange gewundene Schlange mit dreieckigem Kopfe darstellt, man könnte auch sagen ein großes Fragezeichen aus lauter hellleuchtenden Sternen zusammengesetzt, der Schütze, die Argo, die strahlenden Canopus, Sirius und Fomahand. Orion war zu dieser Jahreszeit nicht zu sehen; der Große Bär drehte sich immer mehr um, sodaß er zuletzt ganz auf dem Rücken lag; noch zu sehen waren dagegen der rothflammende Arcturus, die lieblich blaue Wega, der Altaïr und Deneb; die Spica und der Rabe standen ganz im Zenith.

Nachdem wir innerhalb der Wendekreise angekommen waren, fing das Amusement mit den fliegenden Fischen an. Ganze Scharen flogen über die Wellen dahin, man hätte sie für Schwärme kleiner Wasservögel halten können; einzelne, die über das Schiff hatten wegfliegen wollen, fielen auf dem Deck nieder und wurden zum nächsten Mittagessen servirt.

Am 9. Juni passirten wir den Aequator; ich habe aber allen Respect vor diesem glühenden Erdgürtel verloren, denn es war an den Abenden so kühl, daß ich mich recht tüchtig

in meinen warmen Plaid einwickeln mußte. Ein furchtbares Gewitter entlud sich am nächsten Tage, begleitet von einem wolkenbruchähnlichen Regen. Während der Dauer des letzteren hatten wir ein sehr amusantes Schauspiel: alle auf dem Schiffe befindlichen Enten nämlich, und es waren wol noch gegen hundert, wurden aus ihren engen Käfigen herausgelassen, um sich einmal baden und waschen zu können; das war ein Jubel, ein Geschnatter und Gewatschel, ein Hälserecken und Schütteln, ein Flügelschlagen und Schwanzgewackel, ein Bild so allgemeinen Vergnügens und Lustigseins, daß es seines erheiternden Eindrucks auf uns nicht verfehlte.

Der nächste Sonntag konnte uns allen ein entsetzliches Unglück bringen. Es wurde Abends wie gewöhnlich feierlicher Gottesdienst auf dem Schiffe abgehalten; zwei Geistliche in vollem Ornat, die als Passagiere mit an Bord waren, lasen ihre Gebete und hielten jeder eine kurze Predigt; alle außer Dienst befindlichen Schiffsoffiziere und Seeleute sowie die Passagiere erster und zweiter Klasse waren auf dem Hinterdeck versammelt, das durch aufgestellte Stuhlreihen und einen als Altar zugerichteten Tisch zu einer Kirche umgewandelt worden war. Nach dem Gottesdienst wurde der Thee eingenommen; getanzt und gespielt wurde natürlich am Sonntag nicht, das wäre in englischen Augen ein schreckliches Verbrechen gewesen; die meisten der Passagiere erster Klasse begaben sich daher nach dem großen Salon, um bei gesellschaftlicher Unterhaltung den üblichen Schlaftrunk, genannt B. and S., d. i. Branntwein und Sodawasser, einzunehmen.

Ich ging noch längere Zeit auf dem Verdeck auf und ab; da frappirte mich ein eigenthümlicher brenzlicher Geruch. Ich fragte einen Mitpassagier, was er von diesem Geruch denke. Er antwortete, es möchte wol in der Schiffsküche irgendetwas, wie Leder oder alte getheerte Säcke, verbrannt worden sein. Wir beruhigten uns mit dieser Annahme und gingen zu Bette.

Am folgenden Morgen stand ich sehr zeitig auf, eine Stunde vor Sonnenaufgang, und bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß ein Seil quer vor das über dem übrigen Schiffs-

niveau erhabene Hinterdeck gespannt war; jenseit des Seiles war ein sehr thätiges Leben und Treiben, Matrosen liefen die Treppen auf und ab und packten die Boote voll mit allerhand Fäßchen uud Büchsen, Provisionen, Wasservorräthen, Segel- und Ruderzeug, kleinen Ankern, Schießpulver, Gewehren u. s. w. Als ich unter dem Stricke durchschlüpfen wollte, um zu sehen was es gäbe, wehrte mir dieses ein als Schildwache aufgestellter Matrose mit den Worten: es sei Befehl des Kapitäns, daß keiner der Passagiere diese Linie überschreiten dürfe. Einer der Schiffsoffiziere, der athemlos bei mir vorbeirannte und dem ich die Frage zurief: „What is the matter?“ sagte ganz kurz: „It's only an exercise“ (es ist nur eine Uebung für die Mannschaft), und verschwand. Diese Antwort beruhigte mich und einige andere durch das Gelaufe und Getrampel auf Deck heraufgelockte Passagiere, und wir begaben uns in die Kajüte zurück.

Beim Frühstück erhielten wir Aufschluß über das, was passirt war. Es war gestern Abend Feuer im Kohlenraume ausgebrochen, jedenfalls durch Selbstentzündung der Kohle (einige der englischen Steinkohlensorten, namentlich solche die viel Schwefelkies enthalten, sind ja für solche Selbstentzündung sehr empfänglich, besonders wenn sie beim Einladen feucht waren und dann so verladen wurden, daß recht viel Luft zwischen den einzelnen Abtheilungen circuliren kann), und die ganze Nacht hatte es gebrannt!

Als der Ingenieur des Schiffes von dem Feuer benachrichtigt worden war, hatte er dasselbe durch reichliches Wassereingießen zu ersticken gesucht; seine Bemühungen waren aber vergeblich, weil die zusammengelagerten Kohlenmassen sehr schwer zugänglich waren. Morgens um vier Uhr wurde der Befehl gegeben, für den Fall daß schließlich der ganze Kohlenvorrath vom Feuer ergriffen würde, die sämmtlichen Boote des Schiffes zu verprovantiren und zur Rettung der Mannschaft und Passagiere bereit zu halten; das Seil aber war über Deck gespannt worden, um die Passagiere zu verhindern, die große Gefahr, in der das Schiff schwebte, kennen zu

lernen, und so dem panischen Schrecken vorzubeugen, der in diesem Falle sicher die sämmtlichen männlichen und weiblichen Passagiere erfaßt und die Matrosen in ihren emsigen Rettungsarbeiten nur behindert hätte.

Zum Glück bestand das Schiff nach modernen Schiffsbauprincipien aus lauter einzelnen gußeisernen Abtheilungen, infolge dessen der Kohlenvorrath in verschiedene voneinander getrennte Fächer vertheilt war; auf diese Weise circulirte die Luft nicht durch das gesammte Kohlenlager, und die Weiterverbreitung des Feuers wurde dadurch sehr wirksam beschränkt, sodaß es zuletzt, gegen sechs Uhr Morgens, ganz erstickt werden konnte. Wäre das Schiff nicht so vorsichtig gebaut gewesen, so hätten wir wol alle ohne Ausnahme das Schicksal der unglücklichen Passagiere der Austria gehabt, die, um Mitternacht aus dem Schlafe geweckt, schon das ganze Schiff in Flammen fanden; bei der Unmöglichkeit, die Maschine zu stoppen, wurde die brennende Austria mit gräßlicher Geschwindigkeit vorwärts getrieben, sodaß die Rettungsboote beim Berühren des Wassers sofort umschlugen und alle 700 Passagiere und Mannschaften, mit Ausnahme von nur 60 oder 70, die sich auf Schiffstrümmern retteten und dann von andern Schiffen aufgefischt wurden, theils verbrannten, theils in den Wellen ihren Tod fanden.

Welch entsetzliche Scenen gleicher Art hätte das, zumal da wir so viele Frauen, Mädchen und Kinder an Bord hatten, bei uns gegeben! Und selbst, wenn es einem Theile von uns gelungen sein würde, sich zu retten, hätten wir dann mit den kleinen gebrechlichen Booten die wenigstens 430 Stunden entfernte Küste des afrikanischen Festlandes erreichen können? Es war wol viel wahrscheinlicher, daß wir unterwegs durch die ungewohnten Strapazen unter der Tropensonne oder durch Seestürme elendiglich umgekommen wären. Aber selbst wenn wir die Küste glücklich erreicht hätten, was würden wir damit gewonnen haben? Die nächste Küste war die von Congo, eine der unwirthlichsten der Welt und bewohnt von feindseligen wilden Negern: war es nicht eine sehr große Wahrscheinlichkeit, daß sie uns Männer alle getödtet und die Frauen und

Kinder als Sklaven behalten, eventuell als solche weiter ins Innere transportirt haben würden?

Wir durften daher Gott innig danken, daß alles so gut abgelaufen war, und da der Kapitän dringend wünschte, daß der Vorfall nicht weiter bekannt werden möchte, so willigten wir ein, bei unserer Ankunft in Kapstadt nicht öffentlich davon zu sprechen.

Am 16. Juni, in der Breite des Damaralandes, bei unserer Annäherung an den Wendekreis des Steinbocks, erhob sich ein heftiger Sturm; derselbe wurde noch viel heftiger am 19. und 20. Juni, als wir dem Namaqualande gegenüber waren; wir merkten somit sehr deutlich, daß wir nun in die von allen Schiffern gefürchtete stürmische Winterperiode der südlichen Halbkugel eingetreten waren, während welcher namentlich das Umsegeln des Kaps der Guten Hoffnung und des Kaps Agulhas immer sehr schwierig und gefahrvoll ist.

Die ganze See war ein wüthendes Durcheinander von haushohen kohlschwarzen Wogen geworden, auf deren riesigen Schaumrücken unser Schiff bald aufstieg, bald wieder jäh in die schauerlich gähnende dunkle Tiefe zurücksank; alle Schiffswände und Balken und Planken krachten und seufzten, in den Kajüten klirrten die Gläser, Flaschen und Teller innerhalb der sie haltenden Rahmen; das ganze Schiff ging so schief, daß man fortwährend wie eine Bombe gegen die niedrigere Seitenwand anfiel — aber trotz allen diesen die Seekrankheit so außerordentlich provocirenden ungeheuern Schaukelbewegungen des Schiffes überkam mich dieses abscheuliche Uebel doch nicht, und ich konnte mich daher mit aller geistigen Frische der Betrachtung des großartigen Schauspiels eines Seesturms hingeben.

Am 21. Juni Nachmittags 3 Uhr erblickten wir zuerst die Küste von Südafrika, einen wolkenumschleierten hohen Tafelberg; er kam näher und näher und stieg scheinbar immer höher gen Himmel empor, bis er nach Sonnenuntergang infolge der rasch zunehmenden Dunkelheit wieder unsern Blicken entschwand. Dafür aber wurden nach dem Abendthee verschiedene Leuchtfeuer sichtbar, und um 11 Uhr Abends

verkündeten zwei an Bord unseres Schiffes abgefeuerte Kanonenschüsse nebst einer blauen Rakete, die man hoch in die Luft aufsteigen, und einem elektrischen Lichte, das man vom Radkasten leuchten ließ, unsere Ankunft im Hafen von Kapstadt.

Es war ein wunderschönes Bild, das uns rings umgab. Am Lande eine unzählbare Menge von durcheinander flackernden Lichtern; auf dem Meere, auf den Masten zahlreicher Schiffe ebenfalls eine große Anzahl von leuchtenden grünen, rothen und blauen Punkten, die sich alle in der glatten Fläche der Bai widerspiegelten; hinter der Stadt die dunkle Riesenmauer des kolossalen Tafelberges, der wie ein kohlschwarzer Schatten an den mit Hunderttausenden hellblinkender Sterne besäten Nachthimmel hingezeichnet war. Namentlich die zwischen den hohen Gipfeln des Tafelberges und des Löwenberges in intensiv weißem Glanze perpendikular aufsteigende Milchstraße machte einen bezaubernden optischen Effect. Dieses fröhliche Meer von Lichtern, um uns, über uns, unter uns, überall nur Lichter und Sterne, im Verein mit dem beglückenden Gedanken, nun in Südafrika, dem Lande so vieler Wunder, im Lande der Diamanten angelangt zu sein, stimmte unsere ganze Gesellschaft sehr heiter, und im Kajütensalon floß der Champagner in Strömen.

Schon beim letzten Mittagsmahle war auf Kosten der Union-Compagnie Champagner herumgegeben und der Tag der Ankunft mit gehobenen speeches seitens der Passagiere und des Kapitäns gefeiert worden. Es ist eine hergebrachte Sitte auf englischen Schiffen, daß nach Beendigung einer längern Seereise einer der Passagiere, gewöhnlich der angesehenste, vornehmste oder älteste, dem Kapitän im Namen der Gesellschaft eine Dankrede hält für die glückliche und sichere Beförderung und freundliche Behandlung, worauf dann dieser selbstverständlich ein paar schöne Redensarten zu erwidern hat. Gewöhnlich reihen sich hieran noch eine Menge anderer Toaste, und jeder, der einige Rednergabe oder wenigstens ein Redebedürfniß in sich fühlt, hat hierbei die schönste Gelegenheit, seine Talente und seinen Witz leuchten zu lassen. Der

Toast „auf die Ladies“ wird zum Schlusse nie vergessen, und die schmeichelhafte Aufgabe, ihn im Namen der Schönen zu beantworten, wird traditionell dem routinirsten Don Juan unter den Passagieren, der gewöhnlich ein jüngerer oder älterer Garçon ist, zugetheilt.

Obgleich Boote vom Lande herüberkamen (da sich die Nachricht von der Ankunft des europäischen Postschiffes durch die zwei Kanonenschüsse natürlich sofort in der Stadt verbreitet hatte), welche die Briefe und Zeitungen von unserm Schiffspostmeister abholten, damit die neuesten europäischen Nachrichten schon am nächsten Morgen in den Zeitungen gedruckt erscheinen könnten, blieb der größte Theil der Passagiere diese Nacht noch an Bord; an Schlafen wurde freilich wenig gedacht, da die meisten der Reisenden dazu viel zu aufgeregt waren.

Eine traurige Nachricht erreichte schon hier eine der schönsten jungen Damen unserer Gesellschaft, Miß W.; sie wurde ihr durch den Hafenkapitän überbracht. Miß W. war mit ihrer Mutter aus Edinburgh abgereist, um ihren Bruder, der wegen Brustleiden einen temporären Aufenthalt in Natal genommen hatte, dort zu besuchen. Es war als ob das bildschöne junge Mädchen schon während der ganzen Reise ein Unglück geahnt hätte, denn sie war beständig in melancholischer Stimmung, immer ernst und in sich gekehrt und einsam sich ihren Gedanken überlassend, während die andern jungen Damen der Schiffsgesellschaft sich fröhlicher Conversation und lustigem Tanze hingaben; dazu trug sie sich immer schwarz gekleidet, das blasse schmale und edle Gesicht von einer schwarzen Mantille umrahmt, was ihr eine vollständig madonnenhafte Erscheinung gab. Sie vernahm die Trauerbotschaft vom Tode ihres Bruders mit Fassung, als sei sie schon darauf vorbereitet gewesen; Mutter und Tochter beschlossen sofort, auf demselben Schiffe, das sie hierhergebracht, wieder nach England zurückzureisen.

Am 22. Juni früh betrat ich erwartungsvoll zum ersten male den Boden von Südafrika. Kapstadt nimmt sich von der Seeseite außerordentlich imposant aus: der riesige Tafel-

berg mit seiner stundenbreiten platten Krone, der spitze Teufels- und der langgestreckte Löwenberg bilden einen sehr romantischen Hintergrund für die einen echt südlichen Charakter tragende, an eine spanische oder griechische Stadt erinnernde Hauptstadt der englischen Kapcolonie.

Die Straßen sind breit und regelmäßig, zum Theil mit stattlichen Läden geschmückt; eine alte Citadelle erhebt sich an der westlichen Seite, in welcher immer eine bedeutende Truppenzahl kasernirt ist. Die Stadt machte auf mich im allgemeinen den Eindruck von Ruhe, Wohlsein und Frieden; weite stille Plätze unterbrechen hier und da die geräuschlosen Straßen; überall erfreuen das Auge freundliche und saubere Häuser, mit davorgestellten Ruhebänken, mit Blumengärten, Baumschatten und Sonnenlicht. Ich nahm mein Absteigequartier im ersten Hotel der Stadt, dem Royal Hôtel, wo ich für den Preis von täglich 7½ Schilling sehr gut verpflegt wurde.

Einen meiner ersten Spaziergänge richtete ich nach dem Botanischen Garten, der mit seinen Palmen, Blumensträuchern, Fontainen und Aussichten auf den Tafelberg eine köstliche Promenade bietet.

Der Tafelberg (1082 Meter hoch und 1⅔ Stunde breit) gewährt mit den seinen Gipfel umschwebenden Wolken ein fortwährend wechselndes Bild interessanter meteorologischer Phänomene. Die Differenz zwischen der Temperatur an seinem Fuße und der auf seinem Gipfel beträgt ungefähr 13 Grad Fahrenheit. Wenn starke Winde aus Süd oder Südost wehen, so wird ihr Strom von der Breite des Berges aufgehalten und setzt in der den Gipfel desselben umgebenden kühlern obern Luftschicht seine Feuchtigkeit in Form einer Wolke ab, welche am Gipfel hängen bleibt und dort das berühmte Phänomen des „Tafeltuches" hervorbringt. Die Oberfläche dieser langen weißen Wolkenkappe ist in der That abgeglättet wie ein über einen Tisch gebreitetes Tafeltuch, während ihre Ränder wie die Zipfel desselben an den steilen Felsenwänden herabhängen.

Kommen sehr starke Winde, so fließt dann die ganze Wolke in majestätischem Bogen von dem platten Gipfel herab bis zu einer Tiefe von etwa 2600 Fuß überm Meere, auf

welchem Niveau angekommen, sie in eine wärmere Temperatur eintritt und sich demzufolge auflöst. Dieser Wolkenkatarakt bietet, wenn die auf- oder untergehende Sonne ihn beleuchtet, ein über alle Beschreibung schönes Schauspiel; ich sah es mehrere male; es war ganz als wenn ein riesenhafter Niagarafall mit rosenfarbenen Wogen sich langsam vom Gipfel in die Tiefe hinabsenkte; die liebliche Scenerie am Fuße des Berges mit ihren Wäldchen, Villen und Gärten machte das Bild um so schöner.

Kapstadt hat reizende Umgebungen, und namentlich eine Promenade „um die Kloof herum" ist überreich an schönen Aussichten und Fernblicken. Eine Eisenbahn verbindet die Stadt einerseits mit den berühmten Weinbergen von Konstantia, andererseits mit dem 13 deutsche Meilen entfernten Städtchen Wellington; sie führt an den malerischen und wohlhäbigen, echt altholländischen Ortschaften Stellenbosch und Paarl vorbei und durch ein herrliches, an Gärten und Villen reiches Land.

Das Klima von Kapstadt ist eins der gesündesten der Welt, der Ort diente daher lange Zeit als Gesundheitsstation für beurlaubte Beamte und Offiziere der Ostindischen Compagnie; seit aber die ägyptische Ueberlandroute aufgekommen ist, hat diese reiche Geldquelle für Kapstadt zu fließen aufgehört. Die gesammte Bevölkerung Kapstadts beläuft sich nur auf 30000 Einwohner, davon etwa die Hälfte Farbige; zwei Drittel der Weißen sind holländischer, der Rest englischer Abkunft. Unter den Farbigen sind viele Malaien, die eigene Moscheen und Priester haben. Gasbeleuchtung wurde 1870 eingeführt, nach bedeutender Opposition im Stadtrathe, da viele der Stadtväter eine solche moderne Einrichtung als überflüssig für den ehrbaren, zeitig Abends nach Hause gehenden Theil der Bürger und nur als eine Besteuerung der ruhigen und soliden Leute zu Gunsten der Nachtschwärmer erklärte.

Eine Pferdebahn führt nach den reizend an der offenen See gelegenen Dörfern Green Point und Sea Point, wo eine Menge schöner Villen mit üppigen südlichen Gärten das Auge ergötzt.

Es war mir auffallend, zu finden, daß alle Apotheker in Kapstadt Deutsche sind; auch der Wirth eines der ersten Hotels, des Masonic Hôtel, und einige der reichsten Kaufleute sind Deutsche.

Im Botanischen Garten spielt zweimal wöchentlich des Nachmittags die Musik des 86. Infanterieregiments, und hier sowie auch nachher bei einem Balle, den die hiesige Kaufmannschaft gab und zu dem ich von meinem Bankier eingeladen wurde, hatte ich Gelegenheit, Kapstadts schöne Welt kennen zu lernen. Wer von London, dieser in Bezug auf ideale weibliche Schönheit alle andern Städte der Welt so weit hinter sich lassenden Metropole, kommt, ist nun freilich wol in diesem Punkte verwöhnt; aber selbst wer direct von Lappland oder Finnland käme, würde hier in Kapstadt schwerlich viele Schönheiten entdecken.

Die einheimische Rasse von holländischen Südafrikanern ist sehr groß, stark und voll in allen Formen; das ist nun zwar recht hübsch für Männer, aber nicht für Frauen; die Frauen und Mädchen sind daher meistens sehr robust und starkknochig, so ungefähr wie nach den alten niederländischen Bildern ihre Vorfahrinnen vor drei Jahrhunderten gewesen sein mögen, dazu oft sehr fett, mit männlichen Gesichtern voller Winkel, Ecken und gerader Linien, und der runden und weichen Formen, die den Frauen so wohl stehen, entbehrend. Nur unter den Engländerinnen sah ich hübsche und ansprechende Gesichter.

Im Museum, einer mit Bibliothek verbundenen naturhistorischen Sammlung, suchte ich den Dr. Bleek auf, einen deutschen Gelehrten, der hier als Bibliothekar angestellt und mit einer Engländerin verheirathet ist. Ich fand ihn in einem großen kühlen Studirzimmer mit prächtiger Aussicht auf den palmenreichen und blumendufterfüllten Botanischen Garten und wurde von ihm mit großer Freundlichkeit in der Bibliothek herumgeführt. Er zeigte mir Schätze, die ich hier im Lande der Hottentotten und Paviane wahrlich nicht vermuthet hätte, unter andern eine Handschrift von Götz von Berlichingen, ein Gebetbuch der Königin von Navarra Mar-

garethe von Valois, mit eigenhändig eingeschriebenem Namen, das wol einer der emigrirten hugenottischen Edelleute mit hierher gebracht haben muß, und andere literarische Raritäten. Herr Bleek hat seine Hauptthätigkeit dem Studium der südafrikanischen Sprachen (Hottentottisch, Amakosa, Zulu und Bechuana) zugewendet und gilt auf diesem Gebiete als eine Autorität.

Kapstadt, die Hauptstadt der Kapcolonie, ist erst seit 1806 definitiv in den Besitz Englands gekommen, nachdem es schon vorher, von 1795 bis 1803, von demselben besetzt, in diesem letztern Jahre aber in Ausführung der Bestimmungen des Friedens von Amiens an Holland zurückgegeben worden war.

Als die Holländer 1652 Kapstadt gründeten, wimmelte die Umgegend noch von Elefanten, Rhinocerossen, Hippopotamen, Löwen u. s. w.; heute gibt es Elefanten innerhalb der Kapcolonie nur noch in den Wäldern von Knysna (sprich Neisna) an der Südküste, zwischen Kapstadt und Port Elisabeth, wo sie absichtlich geschont werden.

Die Bevölkerung der größern, westlichen Hälfte der Colonie ist vorwiegend holländisch, die der kleinern, östlichen vorwiegend englisch; unter den Farbigen sind in der westlichen Hälfte die Hottentotten, in der östlichen die Kaffern vorherrschend.*

Eisenbahnen über die ganze Colonie hin sind ernstlich projectirt; es soll dadurch die Hauptstadt Kapstadt mit Beaufort-West, die Seehandelsstadt Port-Elisabeth (mit 11000 Ein-

---

* Die Kapcolonie [illegible]:

	Weiße.	[illegible]		[illegible]
1798	21746	[illegible]	14447 [illegible] / [illegible]	61947
1824	48699	[illegible]		[illegible]
1875	208000	[illegible]	[illegible] / [illegible]	[illegible]

Allerdings [illegible] Jahre bedeutende früher [illegible] worden, wie [illegible].

wohnern) mit Graaf-Reynet, Grahamstown und Cradock, und der Hafen East-London mit Queenstown verbunden werden. Die Kosten des Eisenbahnbaues sind durchschnittlich mit 10000 Pfd. St. per englische Meile (von 26 Minuten Länge) veranschlagt. Folgendes sind einige der Entfernungen in der Kapcolonie:

	Deutsche Meilen.
Von Kapstadt nach Port-Elisabeth	108
" " " Beaufort-West	71
(54 Meilen durch Wüste)	
" " " Hopetown am Orange-Strom	180
" " " den Diamantenfeldern	
in gerader Linie	147
auf der gebräuchlichen Route	
mit den nöthigen Umwegen	163
Von Port-Elisabeth nach den Diamantenfeldern	
in gerader Linie	102

Ein mit Ochsen bespannter Wagen, das hierzulande bisjetzt allein übliche Transportmittel für Waaren, braucht von Kapstadt bis nach den Diamantenfeldern 40 bis 60 Tage, da ein solcher durchschnittlich nur 3¼ deutsche Meilen per Tag zurücklegt und sein Vorwärtskommen außerdem von dem mehr oder weniger reichlichen Futter und Wasser, das die Thiere unterwegs erhalten, abhängig ist.

Der Haupterwerbszweig der Kapcolonie ist die Viehzucht, namentlich die Schafzucht. Die folgende Vergleichung des Viehstandes in den Jahren 1865 und 1875 zeigt eine bedeutende Zunahme:

	1865.	1875.
Pferde	228000	207000
Maulesel und Esel	24000	30000
Hornvieh . . .	692000	1,097000
Merinoschafe . .	8,000000	10,000000
Kapschafe . . .	1,500000	944000
Angoraziegen . .	121000	973000
Kapziegen . . .	2,148000	2,123000
Schweine . . .	78000	110000
Zahme Strauße . .	80	22257

Der Passagepreis auf einem solchen Ochsenwagen ist sehr billig, von 5 bis 7½ Pfd. St., während ein Platz auf dem jetzt in 12 Tagen nach den Diamantenfeldern fahrenden Eilwagen der Inland-Transport-Company 12 Pfd. St. kostet. Indeß macht die unterwegs länger zu bestreitende Verpflegung die geringe Differenz des Preises wieder illusorisch, und der Verlust an Zeit ist für Leute, die auf den Feldern Geschäfte machen wollen, ganz unersetzlich. Die Gepäckbeförderung freilich ist sehr theuer im Eilwagen, denn der Passagier hat nur 20 Pfund Gepäck frei und für jedes Pfund Uebergewicht 1 M. 25 Pf. zu zahlen.

Der Generalgouverneur der Kapcolonie, zugleich oberster Regent über die Colonie Natal, hat 6000 Pfd. St. (40000 Thaler) Gehalt und einen schönen Palast in Kapstadt, umgeben von prächtigen großen Gärten. Es steht ihm ein Ministerium und ein Parlament zur Seite; auch führt er den Oberbefehl über die königlichen Truppen.

Das ganze Land befindet sich seit der Entdeckung der Diamantenfelder in fieberischer Aufregung; jeder, der Zeit und Geld hat, eilt dorthin per Diligence oder Ochsenwagen oder zu Fuß, und wer beides nicht hat, liest wenigstens mit Leidenschaft die wöchentlichen Listen der Diamantenfunde in den Zeitungen. Die Truppencommandanten, Schiffskapitäne, Polizeiinspectoren, Kaufleute, Farmer und Dienstherren aller Art haben große Noth, bei dem allgemeinen Diamantenfieber ihre Soldaten, Matrosen, Polizeidiener, Commis und sonstiges weißes Dienst- und Arbeitspersonal zu Hause zurückzuhalten, und massenhafte Desertionen unter demselben sind an der Tagesordnung.

Der Weg nach den Diamantenfeldern ist bedeckt mit Fußwanderern, die sich von ihren Regimentern, Schiffen, Comptoirs und Dienstherren großentheils ohne Erlaubniß ihrer Vorgesetzten entfernt haben. Eine Fußwanderung von 163 deutschen Meilen bei glühender Hitze durch ein zumeist wüstes, ödes, wasserloses und menschenleeres Land — es gehört Energie zu einer solchen Unternehmung! Viele haben die 326 Stunden lange Tour in 24 bis 30, einige sogar in

18 bis 20 Tagen zurückgelegt. Ein Theil der Wanderer aber ist unterwegs in der Wüste umgekommen; da nämlich zum Wandern der Frische und Kühle wegen gern die Nacht gewählt wird und man in der Finsterniß so leicht vom Wege abkommen kann (zumal derselbe gar kein ordentlicher Weg, sondern nur eine gewisse Richtung durch die unabsehbare Wüste ist), so sind alle diejenigen, welche das Unglück haben sich zu verirren, fast eines sichern Todes, denn sie finden weder Nahrungsmittel noch Wasser. In der That werden von den Farmern abseits der großen Hauptroute fortwährend menschliche Gerippe gefunden, von denen das Fleisch durch Aasgeier und Schakals heruntergehackt und genagt ist.

Wir konnten erst für den 13. Juli zwei Plätze im Eilwagen nach den Diamantenfeldern bekommen, da für die am 29. Juni und 6. Juli abgehenden Wagen schon seit Wochen alle Plätze voraus genommen waren. Ich machte einen sehr hübschen Ausflug nach Wynberg (Weinberg), einem idyllischen, aus Villen, Gärten und Wäldchen bestehenden Orte, der mir eine hohe Idee von der Annehmlichkeit des Landlebens um Kapstadt gab.

Bei einem andern Ausfluge, nach dem an der Küste gelegenen Sea-Point entdeckte ich ebenfalls eine ganz reizende Gegend mit wunderschönen Promenaden und Aussichten auf Berg und Meer; ich beschloß, mich hier für eine Woche bei einer freundlichen alten Dame aus Australien einzumiethen, die gegenüber der Pferdebahnstation ein kleines Boarding-House mit einem hübschen Garten am Meere besitzt; in dem letztern befindet sich eine große Volière, in der eine Menge bunter australischer Vögel, die sie von ihrer frühern Heimat mitgebracht, ihre eigenthümlichen Stimmen ertönen ließen.

Zweites Kapitel.

Stillleben in Sea-Point. — Abreise im Eilwagen. — Die gelbe Kutsche. — Freuden südafrikanischen Reiselebens. — Ceres. — Die Karroo. — Das Kaalblaad. — Jourdan's Hôtel. — Geier-Frühstück. — Benannte Maulesel. — „Gott Strambach." — Der ungastfreie Boer. — Unbehagliches Nachtquartier. — Ländliche Scenerie. — Zerbrechen des Wagens. — Prächtiger Sonnenuntergang. — Beaufort. — Ein Dresdener von der Amalienstraße. — Der vornehme Tischkellner. — Ein improvisirter Ball. — Victoria West. — Die Reisegesellschaft. — Hopetown. — Kälte. — Sieben Nächte ohne Schlaf. — Schöne Landschaft. — Farm Radloff. — Ankunft in Pniel.

Pniel im Oranje-Freistaat, 25. Juli 1871.

Eine Woche lang ruhte ich mich recht mit Behagen in der schönen ländlichen Umgebung von Kapstadt aus. In Sea-Point, in der reizenden kleinen Villa der Mrs ...., die unmittelbar am Meeresufer gelegen ist, verträumte ich sieben herrliche Tage inmitten duftiger Gärten voll bunt prangender Blumen, mit Vergnügen von früh bis abend dem Brausen der Meeresbrandung, dem Rauschen des Seewindes in den grünen Baumwipfeln und dem Gesange kleiner Vögel zuhörend und mich an der köstlichen Aussicht auf den hinter dem Hause ansteigenden, wie ein Zuckerhut spitzen Löwenberg (3000 Fuß hoch) und auf das weite, von Schiffen und Segelbooten durchzogene blaue Meer erfreuend. Ich hätte in dieser süßen Einsamkeit wol gern ein paar Monate leben mögen; es geht ja doch nichts über solch ein stilles zurückgezogenes Landleben in einer so entzückenden und romantischen Gegend (die

3*

landschaftliche Umgebung Sea-Points erinnert sehr an Madeira); jedoch für den 13. Juli hatten wir schon seit zwei Wochen unsere Plätze im Eilwagen der Inland-Transport-Company genommen, der uns nach den Diamantenfeldern bringen sollte.

Früh 7 Uhr an genanntem Tage setzten wir uns in den Eisenbahnwaggon und fuhren durch eine äußerst pittoreske und in europäischem Landschaftsgrün prangende Gegend zunächst in drei Stunden nach Wellington. Dort hört leider die Eisenbahn auf, und wir wurden nun dem Eilwagen der Inland-Transport-Company, der uns hier erwartete, als Gepäckstücke übergeben. Als Gepäckstücke sage ich, denn für unsere Bequemlichkeit als fühlende menschliche Wesen war in diesem Marterkasten, in dem ich nun zwölf Tage verbringen sollte, nicht die mindeste Sorge getragen. Der Wagen, in der Form genau der gelben Kutsche gleichend, die bei uns in der voreisenbahnlichen Zeit von Dresden nach Leipzig fuhr, enthielt allerdings Plätze für zwölf Personen, d. h. vier Bänke zu je drei Personen nebeneinander; die Bänke waren aber für drei Personen viel zu eng, was für mich um so belästigender war, als meine beiden Nachbarn mit einem mehr als gewöhnlichen Körperumfang gesegnet waren, sodaß ich mich auf meinem Eckplatze dermaßen eingezwängt fand, daß ich die Position, die ich des Morgens einnahm, ohne Veränderung bis zum nächsten Ausspannplatze beibehalten mußte; denn mich rühren, meine Arme bewegen konnte ich nicht, ich war wie in einen Sack eingenäht; selbst nur nach der Uhr zu sehen, war für mich mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Dazu war auch für die Knie und Füße gar kein Platz zum Ausstrecken oder zur Veränderung ihrer Position vorhanden. Um nun eine kleine Idee davon zu geben, was wir in diesem rollenden Käfig während zwölf langer Tage auszuhalten hatten, will ich hier einen kurzen Auszug aus meinem Tagebuche mittheilen.

Donnerstag, den 13. Juli, 10¼ Uhr früh. Ankunft in Wellington. Herrliche Landschaft, ringsum von zackigen Gebirgen umkränzt. Frühstück in einem kleinen Hotel. Dann mühsames Einquetschen der sämmtlichen Passagiere in den

engen und heißen Wagenkasten, 8 Pferde vorgespannt, und nun im Galop über Stock und Stein vorwärts. Die Passagiere werden jammervoll gegeneinander gestoßen und geschüttelt, die Stöße sind bei den vielen Steinen und Löchern im Wege kaum erträglich; daher auf den Gesichtern der Passagiere oft der Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Der Weg geht fortwährend bergauf, durch enge felsige Klüfte; herrliche Aussichten auf malerischen Gebirgshorizont. Nach zwei Stunden sahen wir die ersten Affen, einen Trupp Paviane, der mit wunderbar geschicktem eiligen Klettern sich die Felswände hinaufflüchtete, die Peitsche unsers Negerkutschers fürchtend. $^1/_2$3 Uhr Mittagessen in Darling-River-Station, $^3/_4$4 Uhr wieder fort. Die Berge sind bedeckt mit Eriken, Hottentottenfeigen und schönen gelben Sträuchern, von den Holländern Geelbosch genannt. Zwischen 4 und 5 Uhr steigen wir die wildromantische Bayne's Kloof hinan, um 5 Uhr Halt bei einer reizend zwischen Bananen und Orangenbäumen liegenden Farm mit Mühle und kleinem Wasserfall und von hohen Bergen umthürmt. Prachtvolles Purpurglühen der Bergspitzen beim Untergang der Sonne. $^3/_4$7 Uhr Abends Ankunft in dem Städtchen Ceres, wo ein hübsches und reinliches Hotel, gehalten von Herrn Bergmann aus Sachsen, uns ein schmackhaftes Abendessen und gutes Nachtlager bietet. Nach dem Abendessen erfreuen wir uns noch des wunderbar glänzenden Sternenhimmels. Ich schlafe fünf Stunden, von $8^1/_2$ bis $1^1/_2$ Uhr.

Freitag, den 14. Juli. Früh $^1/_2$2 Uhr geweckt, $^3/_4$3 Uhr fort, $^1/_2$6 Uhr Kaffee in Station Leeuwenfontein (Löwenbrunn). Wir fanden hier eine äußerst interessante Gruppe von vier Korannas, die um ein Feuer gelagert hier die Nacht zugebracht hatten. Winzige kleine Leute, gelbbraun, mit wahren Affengesichtern, in wenige Lumpen gekleidet, aus denen überall der nackte Körper hervorschaut. Sie kommen aus dem Bagno von Capetown, wo sie wegen Schafdiebstahl eingesperrt waren, und wandern zu Fuß nach ihrer Heimat im Norden zurück. $6^3/_4$ Uhr fort, wir steigen die Hottentotten Kloof aufwärts. Die steilsten Stellen klettern wir zu Fuß hinan, während der

Wagen in weitem Bogen herumgeht. Oben angekommen, befinden wir uns nun auf einer wasserlosen Hochebene, der Carroo (3000 Fuß hoch), deren rother Boden bis in unabsehbare Fernen mit struppigen und stacheligen Büschen bedeckt ist. Das Gras, das in unsern Landschaften dem Boden die schöne grüne Grundfarbe gibt, fehlt hier gänzlich, daher das nackte und sterile Ansehen dieser Gegenden. Sie könnten aber viel besser aussehen, wenn sich die hier wohnenden Bauern nur einige Mühe mit der Anpflanzung geeigneter Futtergewächse geben wollten.

Es ist nämlich in neuester Zeit von einem Herrn Cales, der selbst eine Farm in der Carroo hat, die Anpflanzung eines gewissen Strauches sehr anempfohlen worden, der gute Weide für das Hornvieh abgibt und selbst in dürren Jahren ungewöhnliche Widerstandskraft gegen Vertrocknung bewiesen hat. Es ist eine Varietät der Stachelbirne; aber während der Genuß von andern Arten dieser Pflanze dem Vieh sehr nachtheilig ist, erweist sich diese, Kaalblaad genannt, die nach dem ersten Jahre ganz dornenlos wird, demselben höchst zuträglich; dabei hat sie große Lebenszähigkeit und außerordentlichen Trieb zur Fortpflanzung und Vermehrung. In Zeiten der Dürre, wenn alle Wasserläufe vertrocknet und alle andern Pflanzen verbrannt und verkohlt sind, hält sich das Kaalblaad noch so frisch und grün, als stände es am Ufer eines Flusses; ein Blatt davon, auf völlig ausgebrannten Boden hingeworfen, schlägt rasch Wurzeln, die sich in den Boden eindrängen, und nach ein paar Jahren steht auf der Stelle ein üppig prangender grüner Strauch. Der Massenanbau dieser nützlichen Pflanze wäre also für die Karroo, deren Hauptnachtheil die periodischen trockenen Jahre bilden, äußerst werthvoll, indem er dem Verlust großer Viehheerden, der hier in dürren Jahren bisher unvermeidlich war, wirksam vorbeugen könnte.

$^1/_2$10 bis 11$^1/_4$ Uhr Vormittags halten wir Frühstück in einem schmuzigen kleinen Pusztahäuschen. Die öde Ebene ist über und über mit Gerippen gefallener Thiere bedeckt; von Zeit zu Zeit passiren wir Schafheerden mit ihren schwarzen

zerlumpten Hirten. Abends 1/2 7 Uhr Ankunft auf Station Batatas-River; Nachtquartier in einem winzig kleinen Hotel, von einem Franzosen Namens Jourdan gehalten. Zum Abendessen köstlicher Springbock-(Gazellen-)Braten, überhaupt ganz ausgezeichnete Küche. Dagegen die Zimmer miserabel, wir schlafen zu vier in einem feuchten Keller mit Lehmboden, ohne Fenster, auf Stroh; ich genoß nur etwa fünf Stunden Schlaf. Der Wirth, den die neuesten pariser Nachrichten, die ich ihm mittheilte, sehr erregten, theilte uns mit, daß seit ein paar Wochen ein Löwe sich hier in der Carroo herumtreibe und die Schafheerden decimire. Ebenso erzählte er uns, daß in dem letzten Passagierwagen aus einem Sacke mit Kartoffeln plötzlich zum Entsetzen der Passagiere eine Schlange herausgeschlüpft sei, die sich darin verborgen gehalten hatte.

Sonnabend, den 15. Juli. Abfahrt 3/4 5 Uhr früh. 1/2 7 Uhr bricht die Deichsel, dadurch einstündiger Aufenthalt. Bei Sonnenaufgang, 7 Uhr, schöner Gewitterhimmel, Gezwitscher von Hunderten kleiner Vögel, Gruppe von einem Dutzend großer Geier, die lärmend, flügelschlagend und sich gegenseitig wegbeißend um einen Ochsencadaver versammelt sind. Wir passiren wieder unzählige Gerippe von gefallenen Ochsen, Pferden und Schafen, ein wahres Leichenfeld. 1/2 12 Uhr Mittagessen in Zout Kloof beim Boer (Bauer) R., der einen Platz (ein Landgut) von 8000 Morgen besitzt und darauf 5000 Schafe weidet. In seinem Putzzimmer finde ich ein Piano, ein kleines Harmonium und eine Photographie des Kronprinzen von Preußen. Er gibt uns ein herrliches Mittagessen mit Wein, das nur 2 Mark für die Person kostet. 3/4 1 Uhr fort, wir passiren den wasserarmen Büffelfluß und kommen dann auf das Hohe Veld, eine Fortsetzung der Hochebene der Carroo. Unsere zwei Negerkutscher amusiren uns sehr durch das unaufhörliche leidenschaftliche Anrufen ihrer Maulesel, denen sie die Namen: „Kaffee", „Thee", „Milch", „Essig", „Blaubock", „Springbock", „Bleßbock" und „Adams" gegeben. (Zufällig hieß auch einer unserer Passagiere Adams.) Alle Schwarzen bedienen sich hier untereinander nicht der englischen, sondern der hollän-

dischen Sprache, die überhaupt im ganzen Lande die vorherrschende ist. Es muthete mich seltsam an, als ich unsern kohlschwarzen Negerkutscher den leidenschaftlichen Ausruf: „Gott Strambach!“ ausstoßen hörte; denn da ich diesen eigenthümlichen Fluch so oft von unsern sächsischen Bauern und Soldaten gehört habe, so konnte ich leicht in die Illusion versetzt werden, der wilde, mit Ohrringen und silbernen Armringen geschmückte Kaffer sei etwa aus Meißen oder „Berne“ gebürtig. $^1/_2$4 bis $^1/_2$5 Uhr Ausspann (Uitspan). Alle drei Stunden nämlich folgen sich an allen Hauptrouten der Colonie sogenannte Ausspannplätze, auf denen das Zugvieh der Reisenden 48 Stunden lang unentgeltlich weiden darf. Wer länger als 48 Stunden lang auf diesen der Krone gehörigen Ländereien sich aufhalten will, soll eigentlich dann ein kleines Weidegeld zahlen; indessen wird es damit selten so genau genommen. Auf diese Weise kostet dem, der hierzulande mit eigenen Pferden oder Ochsen reist, die Fütterung seiner Thiere gar nichts, denn da das hiesige Zugvieh kein anderes Futter erhält, als was es sich selbst auf der Weide sucht, so hat man eben dafür keinen Groschen zu bezahlen. Freilich entsteht aber auf der andern Seite oft ein sehr langweiliger Aufenthalt, wenn sich die Thiere während der Nacht weit verlaufen haben; es vergehen dann manchmal Stunden, selbst Tage, ehe alle wieder eingefangen und zusammengebracht sind.

$^1/_4$5 Uhr wieder fort; nach Sonnenuntergang hören wir vielfaches Schakalgeheul, ganz dem Schreien kleiner Kinder ähnlich. Abends $^1/_2$8 Uhr, in schon stockfinsterer Nacht, kommen wir vor einer Boerfarm an, wo wir die Nacht bleiben wollen, da die Vorderachse unseres Wagens sich so verbogen hat, daß die Thiere denselben kaum noch vorwärts bringen können. Der ungefällige Boer öffnet uns aber trotz unseres lange fortgesetzten Pochens und Rufens seine Thür nicht, und wir sind gezwungen, die Reise weiter fortzusetzen. Wir wollten dafür dem ungastfreundlichen Mann eine Katzenmusik mit Hornblasen, Bellen, Miauen u. s. w. bringen; einer der Mitreisenden aber, der die holländischen Boers gut kannte,

widerrieth dies entschieden, da der Boer (es sind dies in der Mehrzahl wilde, rüde Gesellen) dann wahrscheinlich die Flinte von der Wand gerissen und unter uns gefeuert haben würde. So mußten wir wieder vorwärts und fuhren im Schritt weiter, bis wir um Mitternacht vor einem andern winzigen Bauernhäuschen ankamen, in dem man uns Nachtquartier gab. Aber was für Nachtquartier! Wieder in einer Art von Keller oder Stall mit Lehmboden, ohne Fenster, und auf steinharten, papierdünnen Grasmatratzen, ohne Leintücher u. s. w. Die ganze Nacht konnte ich kein Auge zuthun. Die Station heißt Bloodfontein (Blutbrunnen) und besteht, wie fast alle, aus einem kleinen Lehmhäuschen, das blos einen Parterrefloor enthält; die Lehmhütte ist, wie die meisten Farmen hierzulande, von einer kolossalen Anhäufung von Thiergerippen, Knochen und menschlichen Excrementen umgeben, die bei der allgemeinen Schattenlosigkeit, dem Mangel an Bäumen, den durch jeden leisen Windzug aufgewirbelten Staubwolken der Mehrzahl der hiesigen Farmen einen widerwärtigen Charakter von Schmuz, Staub und übeln Gerüchen aller Art, ähnlich einem Schlachthofe, aufprägt. Man müßte mir Millionen bieten, sollte ich mich bereit finden lassen, eine solche südafrikanische Farm zu bewohnen. Von allen den Reizen ländlicher Scenerie, die bei uns das Landleben so anziehend machen, ist hier keine Spur vorhanden.

Sonntag, den 16. Juli. Den ganzen Tag mußten wir auf den von den Diamantenfeldern kommenden Eilwagen warten, da wir für unsere Weiterbeförderung auf dessen Zugthiere angewiesen waren. Endlich kam er an, und um ½5 Uhr Nachmittags setzte sich unser zerbrochener Wagen wieder in Bewegung. Da die Achse verbogen war, so wurde die Fortbewegung des schwerbeladenen Wagens durch das Zugvieh außerordentlich schwierig; noch dazu waren die Wege abscheulich, voll von Löchern und Steinen: so kamen wir denn nur im Schritte vorwärts. Um 8 Uhr Abends sahen wir ein Licht und fuhren darauf zu; es war aber leider kein Haus, sondern nur ein erleuchteter Zeltwagen, der uns keine Aufnahme geben konnte. So ging es wieder weiter im Schritt bis

[illegible] Nacht hindurch. Von 1/4 3 bis 1/4 6 Uhr Morgens ward [illegible]; wir saßen zähneklappernd vor Frost in unserm [illegible] Wagen und erwarteten mit Sehnsucht den Aufgang der Sonne. Dies war meine zweite schlaflose Nacht.

[illegible], den 17. Juli. 5 1/4 Uhr früh fort; 9 Uhr in [illegible]. hier gutes Frühstück; 10 Uhr wieder fort. [illegible] der [illegible] und baumlosen, mit struppigen [illegible] unabsehbaren Steppe passiren wir einen [illegible] wie ich noch keinen gesehen. Kein [illegible] Blümchen schmückt diesen Platz in [illegible]; nichts wie staubbedeckte [illegible] endlosen Wüste. Ringsherum, [illegible] Ferne, keine menschliche Wohnung! [illegible] vor der elenden Staub- und [illegible] Boers. Dann wieder [illegible] Uhr. Der Sonnenuntergang heute [illegible] Ungemach. So etwas [illegible] die alle Augenblicke wechselnde [illegible] die untergehende Sonne, habe [illegible] Farbenspiel, wie es [illegible] Atmosphäre der afri[illegible] sich zeigt, kann in Europa [illegible] Sicilien nicht, dem Auge [illegible] in Gold und Purpur ge[illegible] Schwarz übergingen, [illegible] in einer wunderbar [illegible] strahlte.

[illegible] im langsamsten Schritt [illegible] Wagen auf dem schlechten [illegible]. Ich darf sagen, daß [illegible] recht herzlich satt [illegible] dem Städtchen Beaufort [illegible] einem guten Bett schlafen [illegible].

[illegible]. Die sechs Stunden Schlaf, [illegible] wohl: noch ahnte ich [illegible] Reihe von fünf

schlaflosen Nächten folgen würde! Früh nach dem Kaffee machte ich einen Spaziergang durch das Städtchen, da der Wagen wegen der nothwendigen Reparatur der Achse erst Nachmittags 1/2 2 Uhr wieder abgehen konnte. Die Stadt besteht, wie alle hiesigen Städte, aus regelmäßig angelegten Straßen mit kleinen weißgetünchten Häusern, die nur ein Erdgeschoß haben; Baumalleen geben den todten, menschenleeren Straßen das Ansehen von Boulevards. Ueberrascht war ich, als ich aus einer der kleinen Lehmhütten die Töne eines ziemlich guten Pianos vernahm, die den Gesang einer Frauenstimme begleiteten. Man sagte mir, es wohne da eine deutsche Dame (aus Sachsen), die an einen englischen Missionar verheirathet sei. Als ich dann, in mein kleines Hotel zurückgekehrt, mich selbst ans Piano setzte und „Die Wacht am Rhein“ nebst andern deutschen Weisen spielte, trat, gelockt von diesen Melodien, ein Herr bei mir ein, der lebhaft seine Freude an den vaterländischen Tönen zu erkennen gab. Bei näherer Erklärung fanden wir — merkwürdiges Zusammentreffen! — daß wir nicht nur beide aus derselben Stadt, sondern sogar nahe Nachbarn in derselben Straße waren. Herr Mahler, geschickter Maler und Photograph, ist auf einer großen Reise durch Südafrika begriffen, reist in eigenem von 14 Ochsen gezogenen großen Zeltwagen mit bequemstem elastischem Bett darin, und will zunächst durch das Land der freien Kaffern nach Natal und von da quer über die Diamantenfelder und den Oranjefluß entlang an die Westküste (Walfish Bai) gehen; er macht unterwegs durch Photographiren in den kleinen Städten und bei den Boers so gute Geschäfte, daß er mit wohlgefüllter Kasse dort anzukommen hoffen darf. Die Bezahlung für seine Photographien nimmt er in der Regel in Wolle oder Fellen, die er dann in dem nächsten größern Orte versilbert. Dieses immer wechselnde und immer beschäftigte Nomadenleben gefällt ihm so außerordentlich, daß er es mit keinem andern vertauschen möchte. Seine Malerstudien hat er in Florenz und Rom gemacht. In seiner Wohnung zeigte er mir die imposanten Transparents, die er zur deutschen Sieges- und Friedensfeier in Bloemfontein, der

Hauptstadt der Oranje-Republik, angefertigt hatte: die Bildnisse Moltke's, Bismarck's, Roon's umgaben die lorbeerumkränzte Büste unsers Kaisers Wilhelm, und patriotische Verse waren ihnen beigegeben.

$^1/_2$2 Uhr ging's fort von Beaufort durch eintöniges Steppenland. Abends $^3/_4$8 Uhr spannten wir vor der Farm eines reichen Engländers aus, eines Mannes, der 70,000 Thaler für seine Farm bezahlt und gegen 10,000 Schafe auf der Weide hat. Es machte einen merkwürdigen Eindruck auf mich, diesen reichen Herrn in höchsteigener Person den ihm gänzlich unbekannten Passagieren eines Eilwagens, die doch natürlich den verschiedensten Ständen angehörten, den Kaffee und Thee einschenken, die Teller herumreichen und den Braten vorschneiden, und nachher von einem jeden die 1$^1/_2$ Schillinge, die das Abendessen pro Person kostet, einkassiren zu sehen. Da aber Hotels in diesen öden Gegenden nicht existiren, so mußte die Eilwagencompagnie sich an die an dem Wege wohnenden Farmer mit der Bitte wenden, die Verpflegung der Passagiere gütigst zu übernehmen, und umsonst konnte sie dies natürlich nicht verlangen. Die Dienerschaft dieses reichen Herrn besteht nun sämmtlich nur aus Kaffern und Hottentotten, und so zieht er es denn vor, mit der größten Liebenswürdigkeit seine Gäste selbst zu bedienen. Seine elegant gekleideten und wohlerzogenen drei Töchter, von denen die eine recht gut deutsch sprach, baten mich nach dem Souper, da sie von meinem Pianofortespiel gehört hatten, ihnen deutsche Lieder vorzuspielen; diesen ließ ich deutsche Tänze folgen, und so entwickelte sich ein kleiner Ball, indem die Damen mit einigen der Herren lustig nach meinem Spiele im Saale herumtanzten. Ich werde immer mit Vergnügen an diesen hübschen Abend und diese liebenswürdige Familie zurückdenken. $^1/_2$11 Uhr Abends mußten wir uns leider wieder in den Eilwagen hineinquetschen und fuhren nun die ganze Nacht hindurch.

Mittwoch, den 19. Juli. An Schlaf im Wagen war bei mir nicht zu denken; wie beneidete ich die Glücklichen unter meinen Reisegefährten, die trotz des unaufhörlichen Ge-

stoßes und Gerüttels des Wagens so gewaltig schnarchten, als lägen sie zu Hause im weichen Federbette. Ich fror diese Nacht trotz meiner Decken ganz furchtbar; bei Sonnenaufgang um 7 Uhr zeigte mein Thermometer nur ³/₄ Grad Réaumur. ¹/₂12 Uhr Mittags kamen wir in Victoria West an, einem neuangelegten Städtchen mit lebhaftem Handel, in seiner äußern Erscheinung aber ein ödes, schattenloses, gräßliches Nest. Neben der Stadt liegt ein Dorf mit elenden Negerhütten, von Griquas bewohnt, denen das Wohnen unter den Weißen nicht gestattet ist. Victoria West hat 800 Einwohner und liegt an einem Fluß, der jetzt fast ganz ohne Wasser war, aber vor ein paar Monaten die halbe Stadt weggerissen hatte. Es waren dabei 50 Menschen ums Leben gekommen; das Reservoir oberhalb der Stadt, das vom Flusse gespeist wird, war nämlich nach einem großen Regenwetter plötzlich entzweigeborsten. Der Staub, den der Wind durch die Straßen trieb, war heute ganz unerträglich, man konnte kaum die gegenüberliegenden Häuser der Straße erkennen, so sehr war die Luft fortwährend von dicksten Staubwolken erfüllt. Um 3 Uhr ging's weiter; Abends 6 Uhr nahmen wir unser Abendessen wieder bei einem gebildeten und reichen Farmer, auf dessen Piano ich einige Stücke zum besten gab, worauf auch seine Tochter uns ein paar Lieder vorsang. — Die ganze Nacht wurde nun wieder durchgefahren, nur von 2 bis 4 Uhr Morgens ward ausgespannt. Ich konnte natürlich auch diesmal nicht schlafen, die Nacht war eisig kalt (um 2 Uhr 2¹/₂ Grad unter Null!).

Donnerstag, den 20. Juli. Früh 7 Uhr wurde halt gemacht bei einem Boer, der nicht weniger als 4000 Schafe besitzt; trotzdem bewohnt der Mann eine Lehmhütte, die bei uns der niedrigste Tagelöhner verschmähen würde, und setzte uns einen elenden Kaffee (Korn und Cichorie) ohne Zucker vor, den er sich aber mit drei Pence pro Tasse bezahlen ließ. ³/₄8 Uhr fort. Wir hatten heute zur Weiterbeförderung unseres schweren und zerbrochenen Wagens, der in Beaufort nur ganz unzureichend reparirt worden war, lauter alte, schwache, Gerippen gleichende Maulesel er=

halten, und so kamen wir nur äußerst langsam vorwärts, fortwährend im Schritt fahrend. Oft konnten einzelne Stellen tiefen Sandes nur dadurch passirt werden, daß alle Passagiere ausstiegen und mit ihren Armen selbst in die Räder mit eingriffen. Wir stiegen daher auch sehr oft aus und gingen dem Wagen lange Strecken zu Fuß voraus. ½6 Uhr Abends, nach Sonnenuntergang, brach von neuem die Deichsel und wurde nur nothdürftig in der Finsterniß reparirt. Je mehr Unannehmlichkeiten sich nun täglich aufeinander häuften, desto gereizter wurde die Stimmung unter uns Passagieren, und wir ergingen uns nach Herzenslust in Verwünschungen gegen die mangelhaften und leichtfertigen Einrichtungen dieser Eilwagen-Compagnie. Ein Passagier war bei Nacht bei einem der furchtbaren Stöße vom Wagen heruntergefallen und hätte beinahe den Hals gebrochen. Gepäckstücke fielen zu verschiedenen malen herunter. — Unsere zehn Passagiere waren eine sehr bunt zusammengewürfelte Gesellschaft: vier Engländer (einer aus England, einer aus Südafrika, einer aus Indien, einer aus Neuseeland), zwei Amerikaner (einer aus Philadelphia, einer direct aus Buchara und Cabul in Centralasien kommend), drei Deutsche und eine englische Dame, welche letztere sich wol der Annehmlichkeiten dieser Reise noch lange erinnern wird. Außerdem noch ein Conducteur und ein Kutscher. — Die ganze Nacht bis ½3 Uhr wurde wieder durchgefahren, also wieder kein Schlaf!

Freitag, den 21. Juli. Von ½3 bis ½7 Uhr früh wieder ausgespannt; wir klappern und zittern in dem eisigen Nachtwinde; als wären wir in Sibirien. Um 7 Uhr bricht eine der eisernen Federn, auf denen der Wagen ruht; das fehlt uns gerade noch! Da die armen rippendürren Esel den schweren Wagen durch den tiefen Sand kaum vorwärts bringen können, so wird fortwährend unbarmherzig auf dieselben losgepeitscht; zwei fielen davon erschöpft in den Sand, mußten daher ausgespannt und an der Stelle liegen gelassen werden. Mit den übrigen ging die Reise weiter; ich lief diesen Tag 14 englische Meilen zu Fuß und war dem Wagen immer weit voraus. Abends 6 Uhr Ankunft vor der

Farm des reichen Herrn A.; hier Abendessen. ½10 Uhr wieder weiter. Die ganze Nacht wieder durchgefahren, natürlich ohne Schlaf.

Sonnabend, den 22. Juli. Früh ½7 Uhr Ankunft in Hopetown. Da ich von den letzten sieben Nächten nur eine hatte schlafen können, am Tage aber überhaupt nie schlafen kann, so war ich von diesem Mangel an Schlaf und den übrigen Strapazen so gründlich erschöpft, daß ich mich in dem kleinen Hotel halbtodt auf ein schmuziges hartes Bett warf, um ein paar Stunden ruhen zu können; aber vergebens, der Lärm im Hause war so stark und mein Nervensystem so aufgeregt (meine Hände zitterten davon fortwährend), daß an Schlaf nicht zu denken war. Und noch zwei schlaflose Nächte standen mir bevor, ehe ich hoffen durfte, mich in Pniel ausruhen zu können! Um 3 Uhr Nachmittags ging die Reise wieder weiter, um 4 Uhr passirten wir einen mächtigen Strom, den Oranje River, und betraten nun jenseit desselben das Gebiet des Oranje-Freistaats. Um 7 Uhr, in der Finsterniß, brach von neuem unsere Deichsel und wurde nur nothdürftig reparirt. Um 8 Uhr hielten wir vor der Farm eines Boers und klopften an, um ihn um Nachtquartier zu bitten, aber vergebens, die Thür blieb verschlossen. Wir mußten daher die Nacht im Freien campiren, denn an Weiterreisen war bei dem schlechten Wege nicht zu denken. Abendessen gab es natürlich nicht; wir machten ein Feuer an, und dann legte die Hälfte der Passagiere sich im Freien schlafen, während die andern im Wagen verblieben. Ich meinerseits kroch unter den Wagen und machte mir hier mit meinen Decken zwischen den Rädern eine Art Bett zurecht. Aber zum Schlaf konnte ich es bei der Erregung meines Nervensystems und der Härte des Lagers nicht bringen, um so weniger, als von 1 Uhr Nachts bis Sonnenaufgang ein so eisiger Wind wehte, daß ich fortwährend vor Kälte zitterte und klapperte. Man wird in diesem, so sehr die Hautausdünstung provocirenden Klima dermaßen empfindlich gegen Kälte, daß man hier schon bei einem Temperaturgrade mit den Zähnen klappert, bei welchem man zu Hause in Deutschland kaum ein wenig fröstelt. Diese Nacht hatten wir

nur 3 bis 4 Grad Kälte, ich zitterte und fror aber, als wären es 10 oder 20!

Sonntag, den 23. Juli. Es verging lange Zeit, ehe die Pferde und Esel, die sich während der Nacht weit verlaufen hatten, sämmtlich wieder eingefangen wurden; endlich $^1/_2$10 Uhr ging die Reise fort. Die Gegend, die in den letzten Tagen äußerst monoton und reizlos, öde und schattenlos gewesen war, wird jetzt sehr schön. Prächtige, unabsehbare Grasebene mit Aussicht auf schöne, einzeln sich daraus erhebende Tafelberge; zahlreiche Mimosen beschatten den Boden. Wir passiren eine Farm, wo zahme Strauße gehalten werden, eine sehr einträgliche Zucht, da die Federn mit 40 Pfd. St. pro Pfund bezahlt werden; zu einem Pfund gehören circa 80 Schwanzfedern des männlichen Straußes (weiße oder schwarze). Die grauen Federn sind billiger. Die Fütterung kostet gar nichts, da der Straußenmagen mit allem vorlieb nimmt, was er auf der Steppe findet. Die Zucht der Strauße als Hausthiere breitet sich in der Kapcolonie und den beiden Boer-Republiken immer mehr aus, seit die wilden Strauße von den Jägern weiter nach Norden gedrängt worden sind. Wir sehen nunmehr die weite Grasebene überdeckt mit zahllosen hochgethürmten rothen Termitenhaufen; mehrere male des Tages erblicken wir große, aus Hunderten von Thieren bestehende Heerden von Springböcken (Gazellen), die in rasender Eile dahinjagen, und hier und da in den Mimosengebüschen Schwärme kleiner zwitschernder Vögel. Die Luft ist auf diesen Hochebenen ganz köstlich, eine herrliche, reine, alle Sinne mit Wohlbehagen durchdringende Gebirgs- und Wüstenluft. $^3/_4$1 Uhr Diner bei einem reichen holländischen Boer, der, eine Ausnahme von der Regel, ein schönes, reinliches, nett bemaltes Häuschen bewohnt (Skols-fontein). Seine Farm umfaßt 16,000 Morgen Land. Hier fängt nun schon der diamantenhaltige Boden an. Der Besitzer erzählte uns, daß er hier auf seinem Grund und Boden vor zehn Jahren, also lange bevor die Diamantenentdeckung gemacht worden war, einmal einen großen prächtigen Stein gefunden habe, der wie eine Sonne funkelte; er war von der Größe einer

Birne und leuchtete selbst bei Nacht; seine Kinder hätten monatelang damit gespielt, bis der Stein, den seine Frau in einer Tasche ihres Kleides aufbewahrte, zufällig von der Wäscherin, die davon nichts wußte, beim Waschen des Kleides einmal weggeworfen wurde. Jetzt, nachdem wir seit zwei Jahren wissen, daß dies ganze Land einen diamantenreichen Boden hat, unterliegt es keinem Zweifel, daß der Stein mindestens eine Million werth gewesen ist!

½3 Uhr ging es wieder weiter. Zu beiden Seiten des Weges flogen fortwährend Steppenhühner auf. Eine große Schlange schlüpfte über den Weg; schon vor zwei Tagen hatten wir eine solche sich eilig durch den Staub ringeln sehen. ½8 Uhr Abends hielten wir zum Nachtquartier bei einem Boer, und hier, obgleich nur in einem elenden, stallähnlichen Zimmer und nur auf den harten Lehmboden gelagert, konnte ich endlich wieder einmal des Schlafes genießen. Unter den elf Nächten, die ich auf dieser Reise zubrachte, habe ich also nur vier Nächte geschlafen.

Montag, den 24. Juli. Herrlich gestärkt durch den Schlaf erwachte ich; die Temperatur bei Sonnenaufgang war 0 Grad R. Erst ½9 Uhr ging die Reise wieder fort, da die Pferde sich nicht früher einfangen ließen. Durch eine sehr liebliche Gegend (grüne Grasebene mit schönen Gebirgshorizonten, köstlichste Luft!) gelangten wir Nachmittags 3 Uhr zu einem eleganten wunderhübschen Farmgebäude, dessen saubere und comfortable innere Einrichtung uns alle sehr überraschte. Mein Erstaunen wuchs, als ich in dem Salon eine reiche Bibliothek von deutschen Büchern vorfand; es ergab sich nun, daß die Farm einem Lübecker, Herrn Radloff, gehört; derselbe setzte uns ein äußerst schmackhaftes Mittagessen vor, an dem wir uns nach so vielen Entbehrungen wahrhaft erlabten. Um 4¼ Uhr verließen wir wieder dieses gastliche Haus und langten um 7 Uhr Abends endlich an unserm ersehnten Reiseziele, in Pniel am Vaalstrome, dem Centralpunkte der Diamantenbezirke, an. Der Anblick dieses jetzt so berühmt gewordenen Vaalstromes, der so reich an Diamanten wie an Fischen ist, versetzte mich in die freudigste Erregung.

Unsere Reise von Kapstadt nach Pniel hat also 12 Tage gedauert; ich würde aber schönstens dafür danken, sie auf diese Weise ein zweites mal zu machen. Ein Schreck ergriff mich, als wir, in Pniel angekommen, hörten, es seien keine Betten zu haben; nach einigem Herumlaufen in der Finsterniß war ich aber doch schließlich so glücklich, deren zwei im Royal Masonic Hôtel aufzutreiben, einer aus verzinkten Eisenplatten gebauten Bude, wo wir uns denn nun häuslich eingerichtet haben, unsere Koffer erwartend, die Anfang August hier per Ochsenwagen eintreffen sollen.

Drittes Kapitel.

Die Diamantendiggings von Pniel. — Geschichtliche Notizen. — Erste Diamanten. — Der Stern von Südafrika. — Aufgang der Flußdiggings. — Präsident Parker. — Transvaal-Commando. — Entdeckung von Dutoitspan. — Ein aus seinem Schlafe gestörter Boer. — Entdeckung von New-Rush. — Claimarbeit in Pniel. — Hotel-Comfort. — Panorama von der Kopje. — Klipdrift. — Deutsche Diggers. — Theater.

Pniel, 2. August 1871.

Groß war mein Erstaunen, als ich nach einer endlich wieder mit Schlaf verbrachten Nacht, die mir nach der entsetzlich anstrengenden Reise ungemein wohl that, meinen ersten Ausgang durch das erst seit einem Jahre entstandene Städtchen Pniel machte. (Die berliner Missionsstation Pniel, die früher allein diesen Namen führte, liegt eine Stunde weiter abwärts von hier am Vaalflusse.) Die Stadt ist eine unregelmäßig durcheinander geworfene Ansammlung von Zelten, Breterbuden, aus England oder Amerika importirten Eisenhäuschen und von Negerhütten aus Zweigen und Fellen, welche über eine zum Vaalstrom sich hinabsenkende Abdachung hingesäet ist und lebhaft an einen unserer deutschen Jahrmärkte mit seinen Meßbuden u. s. w. erinnert.

Unmittelbar daneben befinden sich die „Diggings", eine ganz roth erscheinende, überall wie durch Riesenmaulwürfe aufgewühlte und durchhöhlte Hügelkuppe; die Löcher, von denen jedes einen Diamanten-Claim repräsentirt, sind

von den verschiedensten Größen, theils so tief, daß kleine Häuser darin versenkt werden könnten, theils, wenn sie erst angefangen, nur einige Fuß tief; die vielen grabähnlichen Vertiefungen bedrohen überall den arglosen Spaziergänger mit Hineinfallen und machen daher ein nächtliches Herumwandern zwischen ihnen sehr gefährlich und halsbrechend. Jeder „Claim“ umfaßt 30 Fuß im Geviert und ist mit Mauern von großen Steinen umgeben, die aus der Grube herausgeschafft worden sind; es sind die Trümmer von oft sehr großen Felsblöcken, welche der Digger mit Hülfe von Pickaxt, Brechstange und Schießpulver zerstückeln mußte, um Zugang zu dem in thoniger Erde zusammengebackenen Steingeröll zu erhalten, in dem die Diamanten gefunden werden.

Auf jedem Claim stehen sechs bis neun offene, mit Wasser gefüllte Bottiche; in diese wird das aus der Grube in Säcken oder Eimern heraufgeholte mit Erde vermischte Steingeröll geworfen und mit Schaufeln so lange darin umgerührt, bis sich die Erde davon losgelöst hat. Sodann wird das im Groben gereinigte Geröll an den Fluß gebracht, wo jeder Digger seine eigene „Cradle“ (Wiege) stehen hat. Die Cradle besteht aus drei übereinander gesetzten Sieben mit Oeffnungen von verschiedener Größe, durch welche das Geröll infolge des wiegenartigen Hin- und Herschaukelns unter fortwährendem reinigenden Wasserzugießen durchgeschüttelt wird; im ersten Siebe bleiben die größten Steine zurück etwa bis zu der Größe von Hühnereiern, im zweiten die kleinern etwa bis zur Größe von Pflaumen, und das, was durch beide Siebe hindurchgegangen ist, enthält dann Steine von der Größe von Kirschen bis zu kleinen Erbsen; dieses kommt auf den Sortirtisch, wo man es mit einem eisernen „Scraper“ (Schabeisen) nach Diamanten durchsucht. Am Flußufer sind Reihen von Wiegen aufgestellt, neben denen sich auch immer gleich die Sortirtische befinden; doch waren die Reihen jetzt sehr gelichtet, da eine beinahe allgemeine Auswanderung der Diggers nach den elf Stunden entfernten trockenen Diggings von Dutoitspan und New-Rush stattgefunden hatte, von denen das erstere

seit sieben Monaten, das letztere erst seit einer Woche entdeckt worden war.

Es war im Jahre 1867, als der erste Diamant in Südafrika gefunden wurde, und zwar auf der Farm des Bauers Jacobs am Oranjestrom, siebzehn Stunden westlich von Hopetown in dem Albanien genannten Landstriche. Der Straußenjäger und „Trader" (Händler nach dem Innern) John O'Reilly kam dort zufällig mit einem andern Trader, Van Niekerk, zusammen; da wurde Beider Aufmerksamkeit auf ein durchsichtiges und glänzendes Steinchen gelenkt, mit dem die Kinder des Jacobs spielten. O'Reilly meinte, es erinnere ihn an die weißen scheinenden Steine, von denen in der Bibel die Rede sei, und fragte den Bauer, ob er ihm den Stein schenken wolle. Dieser erwiderte lachend: „Von Herzen gern!" In seinen Augen hatte ja der Kiesel nicht den geringsten Werth. O'Reilly hatte allerdings eine unbestimmte Ahnung, der Stein könne von Werth, wol gar ein Diamant sein. Als er durch Colesberg kam, sprach er im dortigen Hotel seine Vermuthung aus, und zum Beweise schnitt er mit dem Stein in eine Fensterscheibe. Er wurde aber von den Anwesenden ausgelacht, indem sie ihm einwendeten, daß jeder Feuerstein solche Kritzel im Glase hinterlasse, und im Uebermuth warfen sie seinen Stein durchs Fenster auf die Straße. O'Reilly fand ihn zum Glück wieder und begab sich damit nach Grahamstown, wo er ihn von den gelehrten Doctoren Atherstone und Ricards untersuchen ließ. Diese erklärten den Stein für einen Diamanten von $22^1/_2$ Karat. Infolge dessen wurde er an den Colonialsecretär Southey in Kapstadt und dann an die Firma Hunt und Roskill in London geschickt, die seinen Werth auf 500 Pfd. St. taxirten. Für diesen Preis kaufte ihn der damalige Generalgouverneur der Kapcolonie, Sir Philipp Woodhouse, von O'Reilly. Hierauf kehrte letzterer hocherfreut zu Jacobs zurück, und es gelang ihm, einen zweiten Stein, von $8^7/_8$ Karat, daselbst zu bekommen, den er für 200 Pfd. St. ebenfalls an den Generalgouverneur verkaufte.

Zunächst begannen nun die Eingebornen, welche glaubten, daß die Weißen diese Steine als Talismane gebrauchten,

mit ihren schnellen und scharfen Augen die Ufer des Oranjestroms abzusuchen, und das Resultat war, daß in wenigen Wochen weitere zehn werthvolle Steine gefunden wurden. Jetzt wurde das Suchen allgemein, und im Laufe des Jahres 1868 fing man auch am Vaalstrome, bei Pniel, zu suchen an, zuerst aber nur auf der Oberfläche des rothen sandigen Bodens und am Ufer entlang in den reichlichen bunten Kieselablagerungen, die den Strom einfassen.

Ein Kaffer Namens Swartsboy (Schwarzbursche) fand zu Anfang 1869 einen großen Stein am Oranjestrome, den er zum nächsten Store, dem des Herrn Gers bei Hopetown, brachte. Er verlangte dafür Waaren im Werthe von 200 Pfd. St. Eine so große Summe wollte der ängstliche junge Commis in Abwesenheit seines Principals nicht riskiren, er lehnte daher den Kauf ab. Der Schwarze ging mit seinem Steine weiter zur Farm des Herrn Niekirk und forderte hier das Doppelte, 400 Pfd. St. dafür. Herr Niekirk verstand sich besser auf das Geschäft, er gab ihm sofort 500 Schafe, einige Pferde, und eine Quantität Waaren, im Gesammtwerthe von 400 Pfd. St. Und er durfte dies wohl geben, denn es war ein Stein von prächtiger Weiße und außerordentlicher Größe, und noch denselben Tag verkaufte er ihn an das große Haus Liliensfeld und Brüder in Hopetown für 11200, sage 11200 Pfund Sterling! Wenn das Schwarzbursche geahnt hätte! Doch dieser war schon voller Entzücken nach Hause zurückgekehrt, er dünkte sich im Besitz seiner neuen Schätze einen Krösus und lachte herzlich über den dummen Weißen, der ihm für einen unbrauchbaren Kiesel ein solches Vermögen gegeben hatte! Und dieser selbe Stein wurde später in der ganzen Welt hochberühmt unter dem Namen „der Stern von Südafrika"; er wog 83½ Karat und war dabei vom reinsten und herrlichsten Wasser. Erst durch Südafrika, dann durch England im Triumph herumgeführt, erregte er überall das ungeheuerste Aufsehen. Die Kronjuweliere Hunt & Co. in London kauften ihn für 11500 Pfd. St.

und übergaben ihn einem Schleifer in Amsterdam; den daraus geschliffenen Brillanten kaufte später der Earl of Dudley seiner jungen Frau, der durch ihre unvergleichliche Schönheit in ganz England berühmten Gräfin Dudley, für den Preis von 25000 Pfd. St. (500000 Mark).

Von da an bewegte sich ein gewaltiger Menschenstrom nach dem Vaalflusse hin. Hauptsächlich waren es Boers von den benachbarten Farmen, welche die wunderbare Mär gehört hatten und nun mit Frau und Kind kamen, um die Ufer sowie die gesammte Oberfläche des Flußthales aufmerksam und fleißig abzusuchen. Der große Diamantenhändler Emanuel in London sandte einen bekannten Geologen, Herrn G., nach Südafrika, der ihm einen genauen Bericht über das neue Diamantenland erstatten sollte. Der gelehrte Mann bereiste das Land und sprach sich nach seiner Rückkehr nach England in zahlreichen Reden und in den Zeitungen dahin aus: er sei an Ort und Stelle zu der Ansicht gelangt, daß die Annahme vom natürlichen Vorkommen von Diamanten in Südafrika eine ganz absurde, und daß bei der geologischen Beschaffenheit des Landes daran gar nicht zu denken sei. Die gefundenen Steine waren nach ihm erst absichtlich ins Land getragen worden, um aus egoistischem Interesse Einwanderer in das der Menschenhände so bedürftige Südafrika zu locken.

War bisher das Diamantensuchen auf die Oberfläche des Bodens beschränkt geblieben, so fing man Ende 1869 an tiefer nach Diamanten zu graben und den ausgegrabenen Boden systematisch durchzuwaschen. Die ersten Diggerparteien bildeten der Kaufmann J. B. Robinson (aus Bethuly im Freistaate) in Hebron und die Herren Stafford Parker und Kapitän Rolleston auf dem Gebiete der berliner Missionsgesellschaft in Pniel. Ihr Erfolg war ein außerordentlicher, ihre Funde zahlreich und werthvoll. Nach drei Monaten hatten sich schon 5000 Diggers in Pniel eingefunden; auf der Pnielseite arbeiteten 500, gegenüber auf der Klipdriftseite 250 Wiegen, und von jeder erhielt

der Vertreter der berliner Mission, Herr Kallenberg, 10 Schilling monatlich für die Erlaubniß zum Diggen auf deren Grund und Boden. Nun wurden längs des Flusses immer neue Diamantenplätze entdeckt: flußabwärts die Colesberg Kop (nicht die später so berühmt gewordene), Gong Gong, Union Kopje, Delports Hope, Moonshine, Blue Jacket, Cawoods Hope, Forlorn Hope; flußaufwärts arbeiteten zahlreiche Diggers in dem schönen Hebron. Zu jener Zeit sollen das Flußthal und die Uferabdachungen von Pniel und Klipdrift des Abends einen prächtigen Anblick gewährt haben: Tausende von Feuern loderten auf beiden Seiten und spiegelten sich im Flusse wider.

Da die ersten Diggers fast ohne Ausnahme ruhige und gesittete Leute waren, theils und zwar überwiegend einfache und einfältige, nüchterne und an harte Arbeit gewöhnte Boers mit ihren Familien, theils herbeigekommene Engländer aus den gebildeten Klassen, so herrschte im Jahre 1870 die größte Ruhe und Ordnung auf den Flußdiggings. Jede Diggergemeinschaft wählte ihr Comité, das feste Statuten nach dem Vorbilde der in Australien geltend gewesenen entwarf, und die durchweg aus ruhigen und ehrbaren Leuten bestehende Diggergesellschaft kam allen diesen vernünftigen Verordnungen unweigerlich nach. Einzelne Störenfriede und Thunichtgute wurden durch die gemeinsame Ruhe- und Ordnungsliebe, mit der alle Digger sich gegenseitig beistanden, leicht in Schranken gehalten. Die nach und nach auf 9000 Köpfe gestiegene weiße Bevölkerung von Pniel und Klipdrift wählte als höchstes Oberhaupt über Alle zum Zweck der Aufrechterhaltung der Ordnung den frühern Seemann und nachherigen Kaufmann Parker. Derselbe nahm nun den Titel Präsident an und führte als solcher die Regierung der kleinen Diggerrepublik zur allgemeinen Zufriedenheit und in einfachster und billigster Weise, denn seine Polizei bestand nur aus im Nothfalle von den Diggers selbst sich freiwillig stellenden Gehülfen, die aber an dem Sinne für Recht und Ordnung, welcher die ganze Bevölkerung beseelte, einen festen Rückhalt hatten. Der Strafvollstrecker des Präsidenten Parker war ein Fleischer; die zuerkannten Strafen waren ebenso originell als praktisch:

der Delinquent wurde z. B. zu wiederholten malen im Flusse untergetaucht, oder mit zusammengebundenen Füßen und mit an die Knie geschnürtem Kopfe durch den Fluß geschleift, oder mit ausgestreckten Beinen auf ein Bret gebunden und so stundenlang in die Sonnenglut gelegt; die letztere Strafe hieß „Spread Eagle", da der Delinquent wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln und die Augen nach dem Himmel gerichtet dalag.

Als der Präsident der Transvaal-Republik, Herr Prätorius, nach Klipdrift kam, um an diesem Orte, den er als innerhalb des Gebiets der Transvaal-Republik gelegen erachtete, die locale Regierung zu organisiren, begegnete ihm Präsident Parker in so selbstständiger Manier und behandelte ihn so ganz auf dem Fuße eines gleichgestellten Collegen, daß Prätorius sehr bald einsehen mußte, er habe als Präsident hier nichts zu thun. Um aber seinem Lande wenigstens pro forma die bisher factisch nie angefochten gewesene Oberhoheit über das nördliche Vaalufer zu erhalten, berief er ein sogenanntes Commando, d. h. eine kleine Armee von bewaffneten und berittenen Bauern, zusammen. Diese traf auch bald in Stärke von 6 bis 800 Mann ein, und die auf magern, struppigen Pferden reitenden Kriegsmänner sollen eine sehr Don Quixote-ähnliche Erscheinung dargeboten haben; sich aber mit den 9000 Diggers gewaltsam messen zu wollen, entsprach weder einer vernünftigen Strategie noch ihrer persönlich sehr friedlichen Stimmung. Das Ende war vielmehr, daß sie ganz freundschaftlich unweit des großen Diggercamps ihr Lager aufschlugen und zuletzt selbst anfingen leidenschaftlich mit nach Diamanten zu graben.

Ende 1870 kam dann der englische Gouverneur Campbell von Kapstadt, um Klipdrift für die englische Krone in Besitz zu nehmen; ein Trupp berittene Polizei, die er mitbrachte, entfaltete die englische Fahne, Herr Parker zog sich taktvoll zurück, und so war die Annexion in allem Frieden vollzogen. Als nächster Vorwand für dieselbe war das Verlangen der Diggerbevölkerung, den englischen Schutz zu genießen, angegeben worden; es ist jedoch ein Factum, daß von der 10000 Köpfe betragenden männlichen Diggerbevölkerung nur 1756 den

Antrag auf Annexion an das Britische Reich unterzeichnet hatten. — Pniel jedoch, auf dem Südufer, verblieb im Besitze des Oranje-Freistaats.

Im December 1870 kam der Kaufmann und Digger Robinson auf einer Tour über Land zu der Farm Dutoitspan, 11 Stunden südöstlich von Pniel, die dem Boer van Wyk gehörte. Die Frau desselben zeigte ihm in einer Flasche allerhand Steinchen, die ihre Kinder gelegentlich vom Boden aufgelesen hatten; es waren Quarzkrystalle, Kieselsteine, aber auch 22 kleine Diamanten darunter, wie Robinson sofort entdeckte. Weitere Nachforschungen ergaben, daß der Lehm und Sand, der zum Baue des Farmerhäuschens verwendet worden war, kleine Diamanten enthielt. Man suchte nun auf der Oberfläche der pfannenartigen Mulde, von welcher der Platz ein „Pan“ hieß, weiter nach und fand bald verschiedene Diamanten. Ein Engländer, der eine hübsche Zwiebelblume ausraufte, um sie mit nach Hause zu nehmen, sah zu seinem Erstaunen, daß ein großer glänzender Stein zwischen den Wurzeln hing — es war ein Diamant von 40 Karat, den er später für 800 Pfd. St. verkaufte.

Als es am Flusse bekannt wurde, daß man in Dutoitspan Diamanten auf dem Erdboden gefunden hatte, machten sich viele von den im Finden weniger glücklich gewesenen Diggers auf, um dort ihr Glück zu versuchen. Sie fanden beim tiefern Graben in der That sehr reichlich, und so kam es, daß, nachdem sich diese gute Nachricht rasch am Flusse verbreitet hatte, ihnen Tausende von Diggers nach Dutoitspan folgten. Und als nun auch diese dort unverhältnißmäßig mehr Steine fanden, als sie am Flusse hatten finden können, und da zudem die Arbeit in den trockenen Diggings unvergleichlich leichter war als die am Flusse, so wurde die Auswanderung der Diggers aus Pniel und Klipdrift fast allgemein; dagegen wuchs in Dutoitspan wie durch Zauberei eine große Zeltstadt über Nacht aus dem Boden. Dies war Anfang 1871; nach wenigen Monaten gab es einen großen von hölzernen und eisernen Häusern eingefaßten Marktplatz, große Hotels, Kirchen, Zelte und Trinkbuden ohne Zahl. Kaufleute, Fleischer, Bäcker, Schmiede,

Zimmerleute, Firmenmaler, kurz allerhand Gewerbsleute strömten von nah und fern herzu. Der an ein einsames Leben gewöhnte alte Bauer, dem der Platz gehörte, sah mit sprachlosem Erstaunen die langen Wagenzüge, die von allen Richtungen her sich nach seiner Farm hin bewegten, und den fremden bunten Menschenschwarm, der auf seinem Grund und Boden sich häuslich niederließ, ohne ihn auch nur mit einem Wörtchen um Erlaubniß gefragt zu haben. Diesen grenzenlosen Tumult und Spectakel bald ganz unerträglich findend, nahm er die wiederholte Offerte einer Compagnie von englischen Speculanten, die sich London and South African Exploration-Company nannte, an, verkaufte ihr seinen 6500 Acker enthaltenden Platz, und war nun froh, daß er sich aus diesem Sodom und Gomorrha davonmachen konnte.

Um dieselbe Zeit, im März 1871, wurden auch auf der $^1/_4$ Stunde westlich liegenden Farm Bultfontein und auf der $^3/_4$ Stunden nördlich gelegenen Old de Beers Diamanten entdeckt. Die Farm Bultfontein (9000 Acker) wurde sofort ihrem Besitzer, dem Boer Du Plooy, von der Firma Webb und Lilienfeld abgekauft, die nun den Namen Hopetown Diamond-Company annahm. Du Plooy hatte sich früher lange Jahre vergebens bemüht, seine Farm zu verkaufen; kein Mensch mochte den elenden sandigen Platz haben, auf dem kaum einige kümmerliche Schafe ernährt werden konnten, und nun auf einmal stellten sich ihm sechs leidenschaftliche Kaufliebhaber vor, von denen einer immer den andern überbot!

Aber die allerneueste Entdeckung war erst in den letzten Tagen des Juli gemacht worden: man hatte auf einer niedrigen runden Hügelkuppe auf dem Areal der Farm Vooruitzicht, $^1/_4$ Stunde westlich von De Beers und $^3/_4$ Stunde nördlich von Dutoitspan, Diamanten gefunden, und zwar unter den Wurzeln eines alten Akazienbaumes. Sofort ging von Dutoitspan ein „Rush", d. i. eine plötzliche eilige Zuströmung und Massenniederlassung, von Diggers dahin ab, und die Erfolge derselben waren ganz fabelhaft, die Funde noch viel reicher als in Dutoitspan. Der neue Fundort wurde, da er

sich auf derselben Farm des Boers De Beers befand, von dem schon die Diggings De Beers ihren Namen erhalten hatten, „De Beers New-Rush" genannt, zum Unterschiede von den ein paar Monate früher entdeckten, die von nun an „Old de Beers" hießen. Eine Gesellschaft englischer Kapitalisten fand sich sofort ein, um die merkwürdigerweise Vooruitzicht (Voraussicht) heißende Farm dem guten alten, im Rechnen wenig bewanderten Bauer De Beers abzukaufen; sie bot demselben die Summe von 6500 Pfd. St., und der Alte schlug freudig ein, wunder denkend was für einen ausgezeichneten Kaufpreis er für seine 17000 Acker umfassende Farm erhalte, die früher kaum einen Schilling pro Acker werth gewesen war. An der Spitze dieser Gesellschaft, die mit so großer Voraussicht die Farm „Voraussicht" ankaufte, stand Herr E., ein reicher Kaufmann von Port Elisabeth.

Der Volksrath des Oranje-Freistaats, auf dessen Gebiet diese vier neuentdeckten „trockenen Diggings" (wie solche fortan zum Unterschiede von den „Flußdiggings" genannt wurden) liegen, verfügte, daß alle Ländereien, wo Diamanten gefunden werden, jedem Digger gegen einen mit monatlich 10 Schilling pro Claim zu bezahlenden Erlaubnißschein (Dig-License) offen stehen, und daß der Staat das Recht haben soll, nach Gutfinden solche Farmen mit 10 Schilling pro Acker von den bisherigen Besitzern im öffentlichen Interesse zu expropriiren, ferner, daß der Grundeigenthümer 10 Procent seiner Einnahmen aus den Licenzgeldern dem Digger-Comité als Beitrag zu polizeilichen und sanitarischen Ausgaben zur Verfügung zu stellen und 50 Procent der gesammten Claimlicenzgelder an die Staatsregierung abzuliefern hat. Nach dieser Verordnung fallen also den Eigenthümern der Farmen, auf welchen nach Diamanten gegraben wird, nur 40 Procent der Licenzgelder zu. Sobald dieses Gesetz verkündet war, vertrieben die weißen Diggers von Dutoitspan die Schwarzen, welche für Rechnung der Hopetown-Compagnie in Bultfontein dort gearbeitet hatten, und nahmen alle dortigen Diggings selbst in Besitz und Betrieb.

Am 6. October 1870 war in Pniel der Landdrost Truter, ein ehemaliger australischer Goldgräber, vom Präsidenten des Freistaats mit der Regierung der Diamantenfelder betraut worden; derselbe siedelte mit der Masse der Diggers gleichfalls nach Dutoitspan über. Seine Regierung wird als gut und verständig geschildert, und er ist daher bei allen Diggers sehr beliebt. Streitigkeiten unter den letztern werden von den Digger-Comités gegen die bescheidene Gebühr von fünf Schillingen geschlichtet. Die von den Diggers zu entrichtenden Steuern sind äußerst gering.

Um auf die Diggings von Pniel zurückzukommen, so sagte mir der erste flüchtige Blick, den ich auf sie warf, daß die Arbeit hier eine furchtbar schwere und mühsame sein müsse und einen sehr kräftigen Körper erfordere. Die Felsblöcke, welche der Digger zu zerkleinern und aus dem Claim zu entfernen hat, sind mitunter so groß wie kleine Häuser; mitleidslos brennt die Sonne den ganzen Tag in die tiefen schattenlosen rothen Gruben hinein, kein kühlender erfrischender Wind hat Zugang zu denselben, sodaß eine wahre Backofenglut darin herrscht; dem mit der Pickaxt und Schaufel arbeitenden Digger rinnt der Schweiß fortwährend in Strömen am Leibe herunter, und wie leicht erkältet er sich, wenn er in diesem Zustande aus dem Claim in den frischen Windzug herauf tritt! Hierzu das Wohnen in engen heißen Zelten, das Entbehren aller häuslichen Bequemlichkeiten, endlich die schlechte Kost, auf welche die meisten Diggers angewiesen sind — das alles zusammengenommen ist gewiß nicht geeignet, das hiesige Diggerdasein zu einem gesunden und behaglichen zu machen. Aber die stete Hoffnung auf einen großen Gewinn hält die Leute immer in guter Stimmung, und jeder Fund, den ein näherer oder entfernterer Nachbar macht, gibt solchen Hoffnungen und Erwartungen wieder neue Nahrung.

Eine große Anzahl von Diamantenkäufern, meist deutsche Juden, sind an Ort und Stelle, um die Funde frisch vom Claim wegzukaufen und durch Weiterverkauf an größere Händler gute Procente daran zu verdienen; diese letztern schicken dann

die zusammengekauften Steine in größern Sendungen per Post nach England, oder auch durch eigene Commis bis zur Küste nach Port Elisabeth, von wo sie dann weiter nach England gehen. — Ich kann mich nicht erinnern, in meinem Leben je so schlecht gegessen und getrunken zu haben als in „Salmons Hôtel“, der eisernen Bude, in welcher wir in Pniel eingekehrt sind. Früh eine dunkle Tunke, die weder in Farbe noch Geschmack die mindeste Aehnlichkeit mit Kaffee hat, natürlich ohne Milch; um 9 Uhr ein Frühstück von harten Lederlappen, welche Fleisch vorstellen sollen, und schliffigen nur halbgekochten Kartoffeln, dazu eine Tasse dünnen Thee ohne Milch; Nachmittags 2 Uhr desgleichen, jedoch mit Vorausgang einer wässerigen, vollständig geschmacklosen Suppe — das ist Tag für Tag ohne Abwechselung die Verpflegung für so viele hungerige Diggermagen. Die Gesellschaft erscheint ohne Zwang an der Speisetafel, im bloßen Wollhemd mit aufgestreiften Aermeln. Auf den Diamantenfeldern muß man sich eben ohne Prüderie an das allgemeine Diggercostüm gewöhnen, das blos in weiten Beinkleidern, einem bunten Garibaldihemd, einem Gürtel mit langem Messer darin und einem runden Filzhute mit Straußenfedern oder einem indischen Korkhelme besteht, wozu dann der lang herabwallende Vollbart des Diggers ganz harmonisch paßt. Trotz des wilden und vernachlässigten Costüms geht es übrigens sehr anständig an der Tafel her, da fast die sämmtlichen Kostgänger junge Engländer von guter Familie sind. Alle Tischunterhaltung dreht sich natürlich nur um Diamanten, und man hat jeden Tag beim Essen Gelegenheit, die neuesten Funde zu sehen, indem sie ein Tischnachbar dem andern zeigt. Ein wohlschmeckendes Getränk ist leider gar nicht zu haben, nichts als warmes, gallenbitteres englisches Ale (denn dieses elende Getränk Bier zu nennen wäre Blasphemie!) und Schnaps mit Sodawasser, der nur einfach mit B. and S. verlangt wird; außerdem gibt es noch Ginger-Beer, dessen säuerlicher, stechender und prickelnder Geschmack mir aber durchaus nicht zusagt. Die Verpflegung kostet täglich pro Person 10 Schilling, worin die Bezahlung für unser Wohn- und Schlafzimmer,

das freilich weiter nichts wie zwei eiserne Bettstellen mit dünnen Grasmatratzen enthält, inbegriffen ist. — Ich lernte im Hotel einen jungen Engländer kennen, der in kaum zwei Monaten nicht weniger als 200 Diamanten gefunden hatte und nun mit denselben, deren Werth er auf 50000 Thaler veranschlagte, nach England zurückkehren wollte. Ein sehr ermuthigendes Beispiel von Diggerglück!

Die Aussicht, die man von der Mitte der wie ein riesiger Schweizerkäse durchlöcherten und zerfressenen Hügelkopje von Pniel genießt, ist sehr hübsch: im Vordergrunde das Labyrinth von rothen Claimgruben und der an ihren Rändern aufgethürmten Steinhaufen, durch das ein paar Fußwege wie Hühnersteigen bergauf und zum Flußufer hinabführen; das diesseitige Ufer ist mit Weidenbäumen besetzt; gegenüber auf dem Höhenrücken des jenseitigen Flußufers liegt das kokette Städtchen Klipdrift mit seinen netten, auf die Dauer berechneten Eisen-, Holz-, Stein- und Lehmhäusern. Man hat hier deshalb solidere Häuser gebaut, weil die Lage von Klipdrift dem Ort eine gute Zukunft als Geschäftscentrum der Diamantenfelder zu versprechen schien; daher erfreuen hier schmucke massive Hotels und Magistratsgebäude, ein Posthaus und große Waarenmagazine das Auge des Fremden. Der englische Statthalter Herr Campbell, der 1870 hier einzog und das umliegende Land kurzweg annectirte, unter dem Vorgeben, daß es früher eigentlich dem Griquahäuptling Waterboer gehört hätte und von diesem jetzt der englischen Krone abgetreten worden sei, bewohnt ein mit Wällen umgebenes Zeltlager nahe vor der Stadt. Die englische berittene Polizei, ein militärisch organisirtes Corps, hat ihr Lager weiter abwärts am Flusse; in diesem Corps, das in seinen dunkelbraunen Jacken und Mützen recht gut aussieht, dienen viele Deutsche.

Die großen Steine und Blöcke, die den Diggers so viel zu schaffen machen, sind meist Grünstein und Quarzporphyr, einige auch Sandstein und Thonschiefer. Den Uferkies des Flusses bildet ein Gemenge von bunten durch die Wasserströmung abgerundeten Kieseln; Bandachate, Chalcedon, Jaspis, Topas, Spinell, Granaten, Quarzkrystalle, Titaneisen

und ein grünes smaragdähnliches Mineral liegen hier in den mannichfachsten Farben durcheinander und bilden auch in der ganzen Alluvialablagerung längs des Ufers den Hauptbestandtheil, sodaß der Digger seinen Sortirtisch stets mit einem Haufen dieser reizenden bunten Steinchen bedeckt sieht. Ruderboote stehen immer bereit zum Uebersetzen von einem Ufer nach dem andern, für den Preis von 6 Pence; weiter abwärts befindet sich auch eine Fähre für Wagen und Reiter. Das Flußthal stromauf- wie stromabwärts ist sehr malerisch von Hügelreihen eingefaßt und reich mit Bäumen besetzt.

Ich lernte hier einen gemüthlichen Wiener Namens Gröger kennen, der sein Zelt unweit vom Flusse aufgeschlagen hatte und fleißig nach Diamanten grub. Er hatte vor ein paar Jahren im Auftrage des großen Hauses Lippert in Hamburg (mit Filialen in Kapstadt, Port Elisabeth, Port Natal und, irre ich nicht, auch in Melbourne oder Sidney) als bergmännischer Sachverständiger eine Erforschungs-Expedition auf dem Zambesistrome begleitet und war dann, da gerade die Diamantenfelder entdeckt worden waren, hierher gezogen. Als treuer Gefährte hatte sich ihm ein ehemaliger preußischer Offizier, Herr Lenz, zugesellt, der ebenfalls den Eingeweiden der Erde hier ein Vermögen zu entreißen hoffte. Welche Reichthümer schlummern doch in diesem im Laufe der Jahrhunderte immer höher und höher aufgeschichteten Uferschlamme, der jetzt ein mit großen Steinen und Felsblöcken untermischtes und mit einer rothen lehmigen Erde hart zusammengebackenes Gerölle von kleinen Steinchen darstellt, in dem sich die Diamanten eingemengt finden!

Vor einigen Tagen wurde im Speisesaale unseres Hotels von einer Liebhabergesellschaft eine Theatervorstellung zu Gunsten eines zu gründenden Diggerhospitals gegeben. Da in diesem Diggercamp keine Musiker zu haben waren, so wandten sich die Herren mit der Bitte an mich, die hier bei einer Theatervorstellung für unerlaßlich gehaltene Musikbegleitung zu übernehmen; ein gutgestimmtes Pianino wurde mir dafür zur Disposition gestellt. Ich sagte natürlich gern zu, war

aber sehr in Zweifel, ob meine Leistungen das Publikum zufriedenstellen würden. Die Vorstellung sollte um 7 Uhr ihren Anfang nehmen; um die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die selten gebotene Gelegenheit zu einem theatralischen Kunstgenuß gehörig hinzulenken, waren Neger mit Klingeln und groß gemalten Annoncen den ganzen Tag über durch das Camp geschickt worden. Gegen 7 Uhr hatte sich denn auch, trotz des ziemlich hohen Eintrittspreises von 7½ Schilling, ein ansehnliches Publikum von bärtigen Diggers, Kaufleuten und Diamantenhändlern eingefunden, und nachdem ich als Ouverture eine Offenbach'sche Quadrille gespielt hatte, die lebhaft applaudirt wurde, nahm die Vorstellung ihren Anfang. Ich mußte nun mit meinem Vortrage dem Gange des Stücks folgen und erhielt jedesmal ein Zeichen, wann ich zu begleiten hatte. Bei einer thränenreichen Abschiedsscene spielte ich leise gedämpft den Trauermarsch von Beethoven, bei einer feurigen Liebeserklärung eine Opernarie con fuoco, bei drohendem Streit den „Reveil du Lion" von Kontski, bei hoffnungslosem Kummer den Gesang der sterbenden Selika unter dem Manzanillabaume; an entsprechenden Stellen legte ich auch den Yankee Doodle, ein Shoo fly, die Wacht am Rhein und die Marseillaise ein und that somit alles, was in meinen schwachen Kräften stand, um die wechselnden heitern und traurigen Scenen passend musikalisch zu illustriren. Zum Schlusse spielte ich, wie es in allen Ländern mit englischer Bevölkerung die Etikette verlangt, „God save the Queen", und das Publikum gab seinen Beifall durch Stampfen mit den dicken Diggerstiefeln und durch ebenso lärmendes Händeklatschen kund. Die Frauenrollen wurden bei dieser Vorstellung, wie es auch auf englischen Kriegsschiffen der Fall zu sein pflegt, von jungen Männern gegeben: ein glattgesichtiger, rothbäckiger Bursche imitirte sehr gut ein junges Mädchen; weniger gelungen erschien die Darstellung einer alten Frau durch einen stämmigen Digger, dessen Körperumfang und Baßstimme nicht ganz zu seiner Rolle paßten, und der noch dazu für überflüssig erachtet hatte, seinen Schnurr- und Vollbart dieser Theatervorstellung zum Opfer zu bringen.

Da wir unser größeres Gepäck: das Zelt, die Roßhaarmatratzen und die Koffer mit Kleidung und Wäsche, nicht als Passagiergut mitnehmen konnten, hatten wir es in Kapstadt schon am 6. Juli auf einem Mauleselwagen verladen, hoffend, es würde Anfang August in Pniel eintreffen. Wir erwarten nur noch die Ankunft desselben, um dann sogleich in dem Zeltwagen, den wir hier gekauft haben, nach den trockenen Diggings abzureisen.

Viertes Kapitel.

Uebersiedelung nach New-Rush. — Rasches Entstehen von Diggerstädten. — Diggerglück. — Kauf eines Claims. — Anfang des Diggerlebens. — Annehmlichkeiten desselben. — Costüme der Kaffern. — Endliche Ankunft des Gepäcks. — Errichtung unseres Camps. — Schlangen. — Sternenhimmel. — Kleine Freuden.

Colesberg Kop, De Beers New-Rush,
$5\frac{1}{2}$ deutsche Meilen südöstlich von Pniel (zwischen dem Vaal- und dem Modderflusse), 3. September 1871.

Seit meinen letzten Mittheilungen ist eine große Veränderung in meinem äußern Leben vorgegangen; ich führe nämlich seit drei Wochen vollständig die Existenz eines Diamantengräbers und genieße in Fülle alle ihre Leiden und Freuden. Der Ort, an dem ich nach Diamanten grabe, ist in Zeit von drei Wochen der berühmteste aller afrikanischen Fundorte geworden; es ist in der That fabelhaft, welch kolossale Schätze von Diamanten man aus diesem einzigen kleinen Hügel, der erst vor wenigen Wochen in Angriff genommen wurde, bereits ans Licht der Oberwelt befördert hat. Vor etwa fünf Wochen drang zuerst das Gerücht in die Diggings von de Beers Camp, ein „prospecting digger" habe auf dem Hügel von Colesberg Kop ein paar schöne Diamanten gefunden. Sofort ging natürlich ein gewaltiger „Rush" dorthin — so nennt man hier das plötzliche massenhafte Hinströmen von Diamantengräbern nach einem neu entdeckten Fundorte, das für jemand, dem ein solches Schauspiel noch neu ist, ein sehr interessantes Bild darbietet. Der Weg nach dem neuen Fund-

orte ist in solchen Fällen den ganzen ersten Tag von vielen Hunderten von Wanderern, Karren, Zeltwagen und Reitern bedeckt, da ein jeder zuerst ankommen möchte, um sich zwei gute Claims (mehr darf der einzelne nicht nehmen) herauszusuchen. In wenigen Stunden ist dann der ganze Hügel (Kopje) — denn in solchen kommen die Diamanten vor — mit den Zeichen der frisch aufgesteckten Claims bedeckt, und nun beginnt sofort der Handel um dieselben. Ein paar Tage darauf ist die ganze Gegend mit Zelten übersäet, Geschäftsleute aller Art, namentlich Schnapswirthe, Fleischer, Bäcker, Händler mit Provisionen und mit den Werkzeugen, die man zum Diggen gebraucht, kommen schnell von allen Seiten herbei — und in ein paar Wochen steht, wo bisher eine öde, verlassene Steppe war, in der nur Gazellen und Schakals flüchtigen Fußes dahineilten, eine große, dichtbevölkerte, lärmende Zeltstadt da, mit einem Marktplatze und vielen sich einander durchschneidenden Straßen, in denen eine große Anzahl von Zelten, Breterhütten und Eisenhäuschen durch ihre buntbemalten Firmen und Annoncen die Augen des sie Durchwandernden auf sich zieht.

So entstand vor sechs bis sieben Monaten Dutoitspan, diese riesenhafte Zeltstadt, die schon 10 bis 12000 Einwohner zählte und als Hauptort aller Diamantendiggings galt; jetzt aber ist sie wieder in allmählicher Entleerung begriffen, und dafür füllen sich die beiden Zeltstädte De Beers und De Beers New-Rush mit jedem Tage mehr an. Hier wo ich bin waren vor fünf Wochen nur etwa 100 Diggers; heute zählen wir deren schon 4 bis 5000, an die 800 Claims ausgegeben sind. Ein Claim enthält 30 Fuß im Geviert; die meisten Claims sind aber halbirt und manche selbst geviertheilt. Als Kaufpreis für einen Claim werden, je nachdem er sich ergiebig gezeigt hat, 100 bis 1000 Pfd. St. verlangt. Es gibt Claims hier, deren Besitzer schon so viele Diamanten darin gefunden haben, daß sie binnen einem Monat steinreiche Leute geworden sind. Ein Herr L. gewann in den ersten drei Wochen durch das Finden von ein paar Dutzend edler Steine ein Vermögen von

10000 Pfd. St., ein anderer, Herr B., hat in derselben Zeit 85 Diamanten, ein dritter, Herr R., 110 Diamanten in seinem Claim gefunden. Solche Nachrichten verbreiten sich natürlich schnell, und es findet jetzt von allen Seiten eine wahre Völkerwanderung hierher statt.

Auch wir hatten diese glänzenden Neuigkeiten in Pniel erfahren und uns rasch entschlossen, dem neuentdeckten Fundorte den Vorzug vor dem ältern zu geben. Am 4. August, nachdem wir bis dahin vergeblich auf die Ankunft unserer Koffer und unseres Zeltes aus Kapstadt gewartet hatten, brachen wir in unserm neugekauften Zeltwagen, gezogen von sechs gemietheten Ochsen, um Mittag auf, um nach dem neuen Golkonda zu ziehen. Der Weg ging durch öde Steppe, Abends hielten wir neben einer Hütte an, um auszuspannen. In der Nacht überfiel uns ein äußerst heftiges Gewitter — eine große Merkwürdigkeit bei einer Temperatur, die in der Nacht auf + 1½ Grad R. gesunken war —, begleitet von furchtbarem, mehrere Stunden andauerndem Platzregen. Bei dieser Gelegenheit bewährte sich zum ersten male unser Wagen, denn wir lagen unter seiner schützenden Zeltdecke, lang ausgestreckt auf unserm gemeinschaftlichen Bett, so sicher und trocken, daß uns Regen und Sturm nichts anhaben konnten. Die Bettstelle besteht in einem Holzrahmen, über den kreuz und quer Riemen von Ochsenhaut gespannt sind; dies gibt eine sehr elastische Unterlage für die beiden schmalen Seegrasmatratzen ab, auf denen wir beide brüderlich nebeneinander ausgestreckt liegen. Im Anfange konnte ich auf so ungewohntem engen Lager nicht schlafen, doch habe ich mich allmählich ganz gut darein gefunden. Eine prachtvolle schneeweiße Karroß von Schaffell, die ich in Capetown gekauft, diente mir als wärmende Decke.

Am 5. August kamen wir in dem Zeltdorfe Colesberg Kop an und hielten mit unserm Wagen in unmittelbarer Nähe der Diggings, der durch Hunderte von tiefen Löchern und Schachten zerwühlten Hügelkoppe, auf der es von geschäftigen Diamantengräbern wie von Ameisen wimmelte. Zufällig wurde gerade eine Auction gehalten, auf der mehrere halbe Claims

zum Kauf ausgeboten wurden. Nach einigen Vorerkundigungen erstanden wir einen halben Claim für 45 Pfd. St. und wurden darauf sofort als Diggers registrirt. Wir schickten unsere Miethochsen nach Pniel zurück, gruben neben dem Wagen ein tiefes Loch, um darin Feuer anmachen und kochen zu können, ein anderes für unser Wasserfaß, und waren nun auf diese Art häuslich installirt. Wir hatten in Pniel zwei Neger gemiethet, einen Kaffer vom Stamme der Betchuanen, einen großen starken Mann Namens Albani, und einen Neger von Mozambique, Namens Daniel, einen kleinen, aber geschickten, behenden und pfiffigen Burschen. Die beiden mußten ihre Lagerstatt unter dem Wagen aufschlagen.

Der nächste Tag, ein Sonntag, verlief recht traurig: es regnete vom Morgen bis zum Abend, wir konnten daher kein Feuer anmachen, ja unsern Wagen nicht verlassen, sondern mußten, ohne daß wir etwas zu essen oder zu trinken hatten, auf unserm Lager liegen bleiben. Abends wurde endlich das Wetter besser, sodaß wir Feuer anmachen und ein paar Tassen Thee bereiten konnten, die uns trefflich mundeten. Dabei berathschlagten wir, welche von den beiden Hälften des Claims wir übernehmen sollten (der Verkäufer hatte uns nämlich die Auswahl gelassen), und beschlossen zuletzt, das Loos solle darüber entscheiden, und merkwürdigerweise traf das Loos fünf mal hintereinander für die östliche Hälfte des Claims. Als wir dann ärgerlich darüber waren, daß wir uns nicht in Pniel die zum Diggen erforderlichen Werkzeuge: Siebe von verschiedener Größe, Pfähle und Stricke, Spaten und Schaufeln, Eimer, Sortirtisch u. s. w., gekauft hatten und nicht einmal eine vor allem unentbehrliche Pickaxt besaßen: da erschien plötzlich ein wunderhübscher Knabe vor uns und bot eine Pickaxt zum Kaufe an, die wir ihm natürlich sofort abnahmen. Diese beiden Zufälle stimmten uns freudig, denn wir deuteten sie als gute Vorzeichen für eine erfolgreiche Diggerthätigkeit.

Am folgenden Tage, Montag den 6. August, begannen wir die Arbeiten in unserm Claim. Wie sehr mich in den ersten Tagen das gänzlich ungewohnte Schaufeln und Gra-

ben ermüdete, vermag ich nicht zu beschreiben; ich war Abends halbtodt und empfand heftige Schmerzen in Rücken, Schultern und Armen. Nach der angestrengten Tagesarbeit von $^{1}/_{2}$8 bis 12 und von $^{1}/_{2}$1 bis 5$^{1}/_{2}$ Uhr erhalten wir als Abendessen unveränderlich gekochte Hammelrippchen mit Reis, begleitet von einigen Schluck gutem Bordeaux-wein und gefolgt von einer Tasse schwarzem Kaffee mit Cognac. Morgens 7 Uhr gibt es Kaffee oder Thee mit Cognac, Mittags Schwarzbrot mit Bilton (getrocknetem Gazellenfleisch), das zwar hart und zäh wie Leder ist, doch einen recht guten schinkenähnlichen Geschmack hat.

Ich mußte natürlich kochen lernen, und hatte die Genugthuung, daß gleich das erste von mir zubereitete Gericht Hammelrippchen ganz besonders zart und wohlschmeckend ausfiel; freilich hatte ich das Fleisch anderthalb Stunden lang fortwährend über dem Feuer umgewendet und mir dabei mehr, als mir lieb war, die Hände verbrannt. Milch, Eier, Butter sind leider hier gar nicht zu haben, Brot auch nicht alle Tage; das Schlimmste aber ist, daß das Wasser sehr rar und schlecht ist. Wir müssen unsere Diener zwei, manchmal vier Stunden weit nach dem nächsten Wassertümpel schicken, und dann bringen sie uns ein schlammiges Pfützenwasser, das oft einen unerträglichen fauligen Gestank hat. Die Wasserverkäufer lassen sich für einen kleinen Schöpfeimer voll 3 Pence, zu Zeiten bis 1$^{1}/_{2}$ Schilling bezahlen. Holz ist auch so theuer, daß wir vorziehen, es durch unsere Diener aus einem mehrere Stunden entfernten ausgetrockneten Flußbett holen zu lassen, in dem viele stachlige Mimosenbäume stehen.

Wir sind nun schon vier Wochen hier, und in dieser ganzen Zeit diente uns unser Wagen als Zelt, Haus, Schlafkammer und Provisionsmagazin. Den Tag über, während wir in dem Claim arbeiten, steht der Wagen mit zugeknöpfter Leinwand unbewacht an seinem Platze, er könnte dann, ohne daß es jemand sähe, vollständig ausgeräumt werden; solches haben wir aber nicht zu befürchten, denn es herrscht in diesen von so vielen Fremden besuchten uncivili-

sirten Minengegenden eine wirklich bewundernswerthe Sicherheit des Eigenthums.

Das Allerlästigste und Unerträglichste am hiesigen Orte ist der kolossale, bei jedem leisesten Luftzuge aufsteigende, bei starkem Winde aber in dicken Wolken über den Claims wirbelnde Staub, der durch die Arbeit der Tausende von Schaufeln und Pickäxten in dem trockenen Boden fortwährend neu erzeugt wird. Schleier, Augengitter und Schutzbrillen geben nur wenig Schutz dagegen, denn der Staub ist oft so dick, daß man kaum seinen nächsten Nachbar sehen kann. Daß die Augen dadurch furchtbar angegriffen werden müssen, ist leicht begreiflich; Entzündung der Augenlider und Anschwellung der Capillargefäße sind die regelmäßige Folge davon. Ich habe mir neuerdings eine Gesichtsmaske verfertigt, die im Verein mit einem helgoländer Hute, den ich mir auch selbst fabricirte, meine Augen jetzt so ziemlich gut schützt. Herr D., der auch auf der Syria nach Capetown und von da mit uns nach Pniel gekommen war, wurde von dem entsetzlichen Staube so krank, daß er das Diggen aufgeben mußte; jetzt schwimmt dieser Afrikamüde schon wieder auf dem Meer nach Europa zurück!

Da es nun wegen gänzlichen Wassermangels hier keine Wäscherinnen gibt und man mit dem wenigen Wasser, das man hat, äußerst haushälterisch umgehen muß, so läßt sich denken, daß unsere Diggeranzüge nicht gerade durch schmucke Frische und Sauberkeit das Auge ergötzen können. Wer komische und originelle Costüme zu sehen liebt, dem möchte ich eine Tour hierher empfehlen. Ein großer Theil der Arbeiter in den Diggings besteht aus Zulukaffern, Betchuanen, Basutos, Korannas, Griquas und Hottentotten; von diesen gehen die Zulukaffern, übrigens prächtige, fast alle sechs Fuß hohe, herkulisch gebaute Leute, ganz nackt, die übrigen haben entweder ein altes schmuziges Schaffell wie einen Husarendolman malerisch um die Schultern gehängt, oder sie verhüllen einzelne Theile ihres Körpers mit einem unbeschreiblichen Gemisch von schmuzigen Flicken und Lumpen, während andere Theile, und zwar sehr oft gerade die-

jenigen Theile, die man in Europa am meisten den Blicken seiner Mitmenschen zu entziehen bestrebt ist, neugierig in ihrem Urzustande in die Welt hinausschauen. Ein Lieblingscostüm der Kaffern ist der kurze rothe englische Soldatenrock (wie es scheint von einem Händler zu Tausenden hierher gebracht), der ihre gedrungenen Glieder natürlich äußerst knapp umschließt; da nun Hemd und Beinkleider gänzlich fehlen, so kann man sich vorstellen, welch pikante Figur die Leute in diesem Waffenrock spielen. Manche hängen aber über den rothen Rock noch einen zerfetzten und durchlöcherten alten Getreidesack und glauben dann besonders elegant gekleidet zu sein; überdies sind alle mit metallenen Ohrringen, Halsringen, Arm- und Beinringen mehr oder weniger reichlich geschmückt. Ein anderes Costüm, das man hier häufig sieht, besteht darin, daß, während der ganze Körper vollständig nackt bleibt, der Kopf mit einem hohen Filzhute, von dem drei Straußenfedern wehen, bedeckt ist. Im allgemeinen scheint den Kaffern die Bekleidung des Oberkörpers als Hauptsache zu gelten; um die des untern Theils kümmern sie sich nicht. Weggeworfene Papierkragen heben sie sorgfältig auf, um sie wie ein Diadem auf dem Kopf zu befestigen. Gibt man ihnen Kleider, so legen sie dieselben nie ab, sondern schlafen darin und tragen sie so lange, bis ihnen die Fetzen vom Leibe fallen.

Die Arbeit in den Claims wird zuweilen auch durch heitere Zwischenfälle gewürzt. So ist es hier Sitte, daß allemal, wenn ein größerer Diamant gefunden wird, der Finder „Hurrah“ schreit. Sein Hurrah wird dann von Tausenden von Kehlen wiederholt und rollt wie ein Donner durch die Diggings. Das macht dem glücklichen Finder Freude, und gibt denen, die noch nichts fanden, neue Hoffnung und Zuversicht.

Vor einigen Tagen ereignete sich hier ein seltenes Naturschauspiel. Ein starker Nordwestwind trieb einen unermeßlichen Schwarm Heuschrecken über unsern Ort, die jedenfalls aus der Wüste Kalihari, der Sahara Südafrikas, herkamen.

Eine halbe Stunde lang dauerte der Zug, der eine Breite von mehreren Meilen einnahm und die Sonne verdunkelte. Die silberschimmernden Flügel der Millionen von Insekten, die über unsern Köpfen dahinrauschten, glänzten in der Sonne wie Schneeflocken, sodaß man ein dichtes Schneegestöber zu sehen glaubte.

Fast jeden Abend werden in der Nähe unseres Wagens nach einer sehr eintönigen, durch eine Fidel producirten Musik Kaffern- und Hottentottentänze aufgeführt. Ihr Tanz ist ein tolles Herumspringen, Beineausschnellen und Fußstampfen, begleitet von Krächzen, wahnsinnigem Schreien und röchelnden Brusttönen.

Herr N., der unser Reisegefährte auf der Syria gewesen, ist nun auch hier angekommen, nach einer sehr ermüdenden sechswöchentlichen Reise per Ochsenwagen von Port Elisabeth her, während welcher er nur eine Nacht ein paar Stunden hatte schlafen können, da meist des Nachts gefahren wurde und das gräßliche Gerumpel des federlosen, schwerfälligen Wagens auf den schlechten Wegen keinen Schlaf zuließ. Er hat sich mit den Arbeitern und Frauen, die er aus Amerika mitgebracht, zunächst in Dutoitspan niedergelassen und dort sechs Claims in Arbeit genommen. Wir besuchen uns dann und wann an Sonntagen.

Das Schreiben ist hier sehr mühevoll für mich. Von der harten Arbeit der Woche ermattet und erschöpft, fühle ich Sonntags dringend das Bedürfniß auszuruhen; abgesehen davon, brauche ich aber jedenfalls, da ich noch kein Zelt habe, einen regenfreien, warmen und besonders windstillen Tag, um im Schatten unseres Wagens auf dem Sortirtische schreiben zu können. Wind herrscht aber hier fast unausgesetzt, und häufig fliegt mir das Blatt unter der Hand fort; ich muß daher auch für heute schließen.

Sonntag, den 10. September. Seit letztem Sonntag hat sich unsere Lage bedeutend gebessert. Endlich, endlich sind unsere Sachen von Capetown angekommen, darunter das lange ersehnte Zelt. Sofort zogen wir um, das heißt wir schoben unsern Wagen 150 Schritt weiter auf die Steppe hinaus, denn

bei dem ungeheuern, lawinenartigen Anwachsen der Bevölkerung von New-Rush hatte sich nach und nach eine solche Menge lärmender und lästiger Nachbarn rings um uns angesiedelt, daß an Nachtruhe in der letzten Zeit gar nicht mehr zu denken war. Als wir herkamen, stand unser Wagen einsam auf der Steppe; jetzt, nur vier Wochen später, befanden wir uns inmitten eines Haufens von Zelten, Zeltwagen und beflaggten Trinkbuden. Das kolossal schnelle Anwachsen dieser Zeltstadt mit anzusehen, gewährt mir großes Interesse.

An dem neuen Platze gruben wir zunächst wieder ein Feuer- und ein Wasserloch, schlugen dann das Zelt neben dem Wagen auf und umgaben den Platz wie eine Festung mit Wall und Graben; letzterer wurde mit dornigen Mimosenzweigen ausgefüllt. Nachdem wir vier Wochen in dem engen und niedrigen Wagen übernachtet hatten, in den wir auf dem Bauche hineinkriechen mußten und worin wir uns nur liegend unter den unbequemsten Windungen des Körpers entkleiden konnten, erfüllt uns der Comfort, den uns unser geräumiges Zelt bietet, mit größtem Behagen. Die Koffer und Kisten wurden nun aus dem Wagen genommen und an den Seiten des Zeltes herumgestellt; aus alten leeren Kisten verfertigten wir uns einen ganz praktikabeln Tisch, einen Küchenschrank und einen Stuhl, auf den wir als Polster ein weiches Schaffell aufnagelten; eine eiserne Bettstelle wurde gekauft und im Zelte placirt, sodaß nun einer von uns allein im Wagen, der andere im Zelte schläft. Unser Zelt ist nicht das größte, aber jedenfalls das schönste und comfortabelste unter allen hiesigen Zelten. Auf seiner Spitze, welche durch ein schützendes Dach von gefirnißter gelber Leinwand gedeckt ist, weht eine Flagge mit rothem Kreuz. Der innere Raum ward an den Wänden mit grünem Flanell gefüttert und hat nun ganz das Aussehen eines wohnlichen grün tapezierten kleinen Zimmers.

Der Mangel an Trinkwasser macht sich jetzt von Tag zu Tage fühlbarer; die wenigen, meist mehrere Stunden weit entfernten Tümpel können den Bedarf einer großen, rapid

anwachsenden Bevölkerung nicht befriedigen, und an manchen Tagen war schon für schweres Geld kein Wasser mehr zu bekommen. Doch werden jetzt fünf Brunnen gegraben, und hofft man, der bei zunehmender Austrocknung der Wasserbehälter sonst unvermeidlich drohenden Katastrophe eines allgemeinen Verdurstens dadurch vorzubeugen.

Die einzelnen kalten Nächte, die wir in letzter Zeit wieder hatten, sind dem Hornvieh sehr nachtheilig gewesen; Hunderte von gefallenen Ochsen liegen auf der Steppe umher, und da niemand daran denkt, sie zu begraben, auch die Aasgeier, welche die Nähe einer solchen Menschenmasse zurückscheucht, sich nicht zum Fraße einfinden, so ist die Luft von mephitischen Dünsten erfüllt, die leicht eine Epidemie zur Folge haben könnten.

Länger als bis Mitte November dürfte unseres Bleibens hier wol nicht sein. Die Hitze in den Diggings wird dann so unerträglich, daß nur ganz besonders kräftige Naturen noch darin auszuhalten vermögen. Zu den Arbeiten, welche der Betrieb und die Ausbeutung eines Claims erforderlich macht, gehören wenigstens vier Männer: einer muß unten in der Grube picken, der zweite die gefüllten einen Centner schweren Eimer zwanzig Fuß hoch heraufziehen, der dritte dieselben auf den Sortirplatz schleppen und dort im Grobsiebe die großen Stücke von den kleinern absieben, der vierte das so gewonnene kleine Geröll durch das Feinsieb schaufeln, durch welches der Sand hindurchfällt, und dann den im Siebe verbliebenen Rest auf den Sortirtisch schütten. Sodann müssen alle aus der Grube heraufgebrachten festen Stücke, die größern wie die kleinern, mit der Pickaxt zerschlagen werden, da manchmal Diamanten sich darin eingekapselt befinden. Wir durchsuchen jeden Tag wenigstens zwei große Fuderwagen voll Geröll, denn am Ende der Woche sind es immer funfzehn bis siebzehn Fuder, die wir durch zwei Maulesel oder vier gemiethete Ochsen abfahren lassen, um wieder Platz auf unserm Claim zu gewinnen. Ein Fuder wegzufahren kostet 9 Pence.

Letzten Dienstag hatten wir eine recht unangenehme Ueber-

raschung: dreißig Schritte von unserm Zelte, in einem Erdloche, entdeckten vorübergehende Neger ein Nest mit fünf sehr gefährlichen Schlangen, sogenannten Puffnattern, deren Biß sofort tödtet; zwei davon erschlugen sie, die übrigen drei aber entwischten. Die Puffnatter hat die Dicke eines Aals, über den bläulich- und bräunlichschwarzen Rücken wie über den Kopf laufen zwei hellbraune Streifen, der Bauch ist weiß. Doppelt fatal ist es mir nun, daß alle meine hohen Stiefel in einer der Kisten verpackt sind, die wir noch erwarten, denn mit ihnen entbehre ich des besten Schutzes vor dem Biß der Schlangen, die bekanntlich nur beißen, wenn man auf sie tritt, oder wenn sie sonst durch feindliche Berührung gereizt werden.

Freitag, den 22. September. Heute gießt es vom Himmel herunter wie an einem englischen Regentage. An Arbeiten im Claim ist daher nicht zu denken, und so setze ich mich in meinem Zelt vor den Koffer, um auf dessen Deckel wieder ein paar Zeilen zu schreiben.

Die Frühjahrsregen beginnen, und die Steppe bedeckt sich ringsum mit frischem Grün. Es ist in der That hohe Zeit, daß eine Abkühlung der Luft eintritt, sonst würden schon jetzt die hiesigen Sommerkrankheiten: Gallenfieber, Diarrhöe und Brechruhr, sich einstellen. Seit dem 12. September war eine ununterbrochene Reihe von glühendheißen Tagen gefolgt; das Arbeiten in der Grube wurde uns fast unerträglich, denn der Schweiß floß in Strömen am Körper herab, und auch am Sortirtisch konnte ich es vor Hitze nicht aushalten. Das Thermometer in meinem Zelte stieg auf 30 Grad R. Mit Besorgniß dachte ich, wie das in den nächsten Monaten werden solle, wenn schon Mitte September die Temperatur hier einen so hohen Grad erreicht. Die Nächte sind indeß noch kühl und bieten nach der erstickenden Tagesglut eine willkommene Erquickung. Am Abendhimmel leuchtet im Südwesten das herrliche Kreuz mit den prachtvollen hellen Sternen des Centauren, weiter hinauf das unvergleichlich schöne Sternbild des Scorpion; im Norden flimmert nicht weit über dem Horizonte die liebe heimatliche Wega

mit dem Schwan zur Seite, zu ihrer Rechten das schöne Viereck des Pegasus; im Süden die beiden interessanten Magellanswolken, milchstraßenähnliche lichte Flecken im schwarzen Himmelsraum. In der Nacht steigen dann Orion und Sirius über dem südöstlichen Horizont auf, natürlich in umgekehrter Stellung, als in der man sie bei uns erblickt.

In der letzten Woche haben wieder massenhafte Zuzüge stattgefunden, ich schätze die Bevölkerung jetzt auf wenigstens 10000 Köpfe. Viele von den Claims sind schon bis in solche Tiefen ausgegraben, daß fast täglich Grubeneinstürze vorkommen; erst vorigen Mittwoch wurde wieder ein Mann von dem herunterstürzenden Gestein erschlagen. Bei Anlage und Bearbeitung der Claims verfährt man nämlich in der Regel ganz dilettantisch und allen bergmännischen Gesetzen zuwider; jeder gräbt in seiner Grube unten weiter und weiter, wo er nur Diamanten zu finden hofft; an Vorsichtsmaßregeln, wie an das Stützen der unterhöhlten Räume, denkt selten ein Digger. Bei anhaltendem Regen werden wir wol noch von vielen Unglücksfällen hören.

Neulich ist der Präsident des Oranje-Freistaats, Herr Brand, hier gewesen und mit den üblichen Reden und Festessen gefeiert worden. Obgleich er bei dem letzten ihm zu Ehren gegebenen Lunch, als er den Toast auf die Königin Victoria ausbrachte, sehr friedliche und freundnachbarliche Gesinnungen äußerte, erwarten doch hier viele schon in den nächsten Wochen die gewaltsame Annexion der Diamantenfelder durch englisches Militair, was allerdings nicht ganz unwahrscheinlich ist.

Sonntag, den 24. September. Unser Colesberg-Rush entwickelt sich jeden Tag mehr zur südafrikanischen Großstadt. Das Journal „Diamond News“ erscheint jetzt hier am Orte; auch ein Postbureau soll nächstens eingerichtet werden. Seit zwei Tagen hat sich etwa 40 Schritte von unserm Zelte ein Royal Circus etablirt, und wir haben nun jeden Abend von 8 bis 11 Uhr den Genuß einer gar nicht so schlechten Musik von Flöte und Guitarren. Weit größern Genuß gewährt mir aber ein kleiner Singvogel, der die ganze

Nacht hindurch seine lieblichen Weisen singt und dann des Morgens, ganz wie unsere Lerche, zwitschernd himmelansteigt; er sitzt sehr oft auf der Spitze unsers Zeltes und fühlt sich da, wie es scheint, ganz zu Hause. Ebenso wie an diesem Vogel habe ich auch an einem zugelaufenen schwarzen Hündchen viel Vergnügen, das mir sehr anhänglich ist, in meinem Zelte schläft und mir sogar in den Claim nachgelaufen kommt.

Die Hitze wird jetzt immer unerträglicher, Fieber und andere Krankheiten treten häufiger auf: wie soll das erst im Sommer werden!

Fünftes Kapitel.

Mein Gefährte verläßt mich. — Erkrankung am afrikanischen Fieber. — Negerdienstboten. — Claimjumpen. — Ein deutscher Freund. — Verpachtung meines Claims. — Sonnenglut. — Ausflug nach Pniel. — Flußscenerie. — Hotelgäste.

De Beers New-Rush, 8. November 1871.

Mein Reise- und Diggergefährte war in der zweiten Hälfte des September an einem ruhrartigen Gallenfieber erkrankt. Er litt heftige Schmerzen, die ihm recht deutlich die Möglichkeit vor Augen führten, daß er hier in dieser afrikanischen Sand-, Staub- und Glutwüste, fern von seiner geliebten Gattin, ein jähes Ende finden könne; von letzterer war ihm seit unserer Abreise von Hause, im Mai, keine Nachricht zugekommen, begreiflicherweise befand er sich daher in fortwährender Unruhe und Sorge, bis er endlich den Entschluß faßte, nach Deutschland zurückzukehren. Er lud mich ein, ihn wieder dahin zu begleiten. Das widersprach aber ganz meinen Absichten und Plänen: ich wollte doch, nachdem ich einmal die weite Reise nach den Diamantenfeldern unternommen und zurückgelegt hatte, wenigstens drei, vier Monate lang mein Diggerglück versuchen. So erklärte ich ihm denn, ich wolle hier bleiben, um zu sehen, ob das Glück mir nicht wenigstens einen Diamanten von der Größe eines Taubeneies bescheren würde. Unsere Ausbeute war bisher wenig lohnend gewesen: den ersten Stein fand mein Gefährte beim Sortiren, doch nur von $1/2$ Karat; mein erster Stein hatte gar nur $1/8$ Karat und dazu in der Mitte einen schwarzen Fleck; und

nach diesem keineswegs glänzenden Anfang war es auch in der Folge nicht viel besser geworden, denn die siebzehn Steine, die wir seitdem gefunden hatten, waren von so geringer Qualität, daß wir keine rechte Freude daran haben konnten.

Kurz nachdem mein Gefährte abgereist war, erkrankte auch ich. Schon seit ein paar Tagen hatte ich mich übel befunden; das ungewohnte harte Arbeiten in der Sonnenglut hatte mir jene Krankheit zugezogen, welche die meisten Ankömmlinge aus kältern Klimaten befällt, wenn sie sich hier zu sehr anstrengen, und der schon mancher Digger zum Opfer gefallen ist: das schleichende afrikanische Fieber.

Mein Zustand verschlimmerte sich immer mehr, eine unsagbare Mattigkeit lähmte mir alle Glieder und Muskeln, der Kopf glühte in Fieberhitze, und durch die Knochen ging ein ganz eigenthümliches schmerzhaftes Ziehen, als wenn Tausende von Ameisen darin kribbelten und zwickten. Mit Mühe schleppte ich mich noch täglich nach dem Claim, um meine beiden Neger zu beaufsichtigen; natürlich konnten aber die zwei Mann nur sehr wenig vor sich bringen, und mehr Arbeiter zu erhalten, dazu war bei dem großen Mangel an Negern vorläufig keine Aussicht. Kam ich dann todmüde nach Hause, so mußte ich mir mein Mittagessen zubereiten und kochen. So wenig anstrengend dies für einen gesunden Mann gewesen wäre, so sehr griff mich jetzt das Feueranmachen, Fleischwaschen, Fleischzerschneiden und das Herumrühren des Fleisches im kochenden Wasser an, zumal alles das in der Sonnenglut verrichtet werden mußte; ja ich war oft so matt, daß ich, um mir die Mühe des Zubereitens zu ersparen, lieber ganz auf das Mittagessen verzichtete. Von Tag zu Tag wurde ich schwächer; ich hatte nicht mehr die Kräfte, in den Claim zu gehen, und mußte meine Neger dort ganz ohne Aufsicht lassen. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie mir keine Diamanten mehr heimbrachten. Nach Sonnenuntergang, wenn sie aus dem Claim kamen, begann eine fürchterliche Pein für mich: der bestialische Albani hatte immer eine Flasche voll Branntwein bei sich, den er sich natürlich nur dadurch verschaffen konnte, daß er die gefundenen Diamanten verkaufte, statt

sie mir abzuliefern. Jeden Abend lud er nun eine Anzahl Kameraden von den benachbarten Camps zu sich ein, und dann ging ein Schreien und Toben los, das mir beinahe die ganze Nacht keine Ruhe ließ; die Kerle brüllten wie wilde Thiere, wie wüthende Bestien, prügelten sich, vereinigten sich wieder — kurz es war ein Mordspectakel; ich hätte so gern mit dem Stocke unter das betrunkene schwarze Gesindel dreingehauen, allein ich war zu körperschwach dazu; todesmatt lag ich in Fieberhitze auf meinem steinharten Bette und konnte mich kaum rühren. Und wegjagen durfte ich die Hallunken leider auch nicht, solange ich nicht ein paar neue Dienstboten an ihrer Stelle erhalten konnte, weil ich erstens doch jemand haben mußte, der mir Holz kaufte und hackte, zum Bäcker und Fleischer ging, um Brot und Fleisch zu holen, und mir dann Kaffee, Thee und das Mittagessen kochte, zweitens aber auch des Claims wegen, der nach dem abscheulichen sogenannten Jumpgesetze sofort von irgendeinem beliebigen Fremden gejumpt, d. h. gestohlen werden durfte, sowie er eine Woche lang nicht bearbeitet worden war.

Dieses Gesetz hatte in der Theorie den Zweck: 1) die Anhäufung von Claims in todter Hand, d. h. im Besitze von Speculanten, die sie nicht bearbeiten, zu verhindern; 2) die möglichst gleichmäßig rasche Ausgrabung sämmtlicher Claims der Kopje herbeizuführen, die zur Verhütung von Unglücksfällen allerdings sehr zu wünschen war. In der Praxis aber war dieses Gesetz, das in den australischen Golddiggings ganz zweckmäßig gewesen sein mochte, hier auf den Diamantenfeldern für die Claimbesitzer eine wahre Plage und zugleich eine große Ungerechtigkeit, da so viele unvermeidliche Ursachen, wie Krankheit, andere Abhaltungen, Weglaufen und Nichtwiederbekommen von schwarzen Dienstboten, der Grund sein konnten, daß ein Digger eine Woche lang seinen Claim ohne Arbeit liegen lassen mußte, in welchem Falle er dann sein theuer erkauftes Stück Boden rettungslos an den ersten besten Jumper, d. i. legitimirten Dieb verlor. Ich war also gezwungen, meine schwarzen Schnapsbestien so lange zu behalten, bis ein gütiges Schicksal mir ein paar neue und hoffentlich

bessere Dienstboten bescheren würde. Der Hauptschuldige war der herkulische Betschuane Albani; er war es, der den von einem Kaffernvater und einer Buschmannmutter stammenden Mischling Blacky, sonst einen ganz guten Burschen, zum Trinken verführte; und betrunken sind alle Schwarzen gleich unerträglich. Diese Rasse kann unbedingt zur zeit noch nicht anders als mit dem Stocke regiert werden, denn sanfte und gütige Behandlung macht sie nur schlimmer und übermüthiger.

Die drei ersten Wochen des Monats September verbrachte ich also in großem Elende. In dieser ganzen Zeit hat mich aber der gute Herr Gröger aus Wien, der auch von Pniel ganz nach dem neuen Rush übergesiedelt war, mit Chinin, Suppe und Milch versorgt; jeden Morgen und jeden Abend kam die treue Seele und brachte mir, während ich hülflos auf dem Bette lag, jene so willkommenen Nahrungsmittel und Medicin. Mein eigener Chininvorrath schwamm ja noch, infolge der Nachlässigkeit des bremer Spediteurs, auf dem Oceane! Nun muß man wissen, wie schwer Milch hier aufzutreiben ist; man kann Tage lang darnach laufen, ohne welche zu bekommen; nur dadurch, daß er einer mitleidigen Boersfrau meine Krankheit geschildert hatte, war es meinem Freunde möglich geworden, mir täglich dieses Labsal zu verschaffen; durch kein Wetter, selbst Gewitterstürme und wolkenbruchartige Regengüsse, die seinen Nachhauseweg im Dunkeln — und er wohnte ½ Stunde weit von mir — bei dem gänzlichen Fehlen aller nächtlichen Beleuchtung oft höchst gefährlich machten, ließ er sich abhalten, mir den heilsamen Trank und die kräftigende Suppe zu bringen. Seiner treuen Pflege verdanke ich meine rasche Genesung.

Der Säufer Albani wurde mir am 22. October durch seinen groben Ungehorsam und seine Unverschämtheit so zuwider, daß ich ihn aus meinem Camp wies und ihn bedeutete, sich nicht wieder darin sehen zu lassen. Der Kerl war hierdurch auf einmal wie umgewandelt und bat mich, ihm zu verzeihen, er wolle sich gewiß nie wieder betrinken; ich wußte aber, was von seinen Versprechungen zu halten war, und es blieb beim Laufpaß. Zum Glück bekam ich gerade an diesem Tage von einem der Unternehmer, die sich damit

abgeben, aus Natal und Basutoland Neger einzuführen, und sich für jeden gelieferten Schwarzen 1 Pfd. St. von dem Digger bezahlen lassen, drei neue ganz nackte Zulukaffern, mit den Namen: Offell, April uud Sixpence. Zu ihnen behielt ich noch Blacky als Dolmetscher, sodaß ich nun vier Neger im Claim konnte arbeiten lassen. Doch selbst die bloße Beaufsichtigung der Arbeit wurde mir endlich total unmöglich infolge meines permanenten Fieberzustandes, der namentlich bei dem häufigen Wehen der glühenden, wie aus einem Ofen kommenden und heiße rothe Sandwolken vor sich herjagenden Nordwestwinde meine Körperkräfte völlig lähmte. Ich habe daher jetzt meinen Claim unter den hier üblichen Bedingungen des half share (d. i. Bestreitung der sämmtlichen Claimarbeit auf eigene Kosten und Ablieferung der halben Ausbeute) an Herrn N., meinen deutschen Reisegefährten auf der Syria, verpachtet. Er hat bereits sein Zelt neben dem meinigen aufgeschlagen und mit vier Negern seine Arbeit begonnen. Da derselbe eine Wirthschafterin hat, die gut kocht, so ist auch in diesem Punkte meinem bisherigen dreimonatlichen Mangel, der wol nicht wenig zu meinem Erkranken beigetragen, ein Ende gemacht. Die ersten zwei Tage war Herr N. selbst sehr krank, doch besserte er sich rasch wieder. Der Grund, warum ich meinen Claim nicht lieber gleich verkaufte, ist der, daß alle Nachbarclaims erst in der Tiefe gut wurden, von 25 bis 30 Fuß an, der meinige aber erst 18 Fuß Tiefe hat. Mehrere Nachbarn, die 30—70 Fuß tief gekommen sind, finden jetzt jeden Monat für 5000 Pfd. St., täglich 5, 10 bis 15 Stück Diamanten. Es bleibt mir sonach noch die Chance einer reichlichern Ausbeute, der Claim müßte sich denn auch in der Tiefe so schlecht erweisen wie oben, was freilich auch möglich ist. Für hiesige Verhältnisse war er bis jetzt außerordentlich unergiebig; wir übereilten uns beim Ankauf, erst hätten wir ein paar Tage die Gegend studiren sollen. Doch die Sache läßt sich nicht ungeschehen machen. Sobald ich meinen Claim nebst Inventar wieder verkauft haben werde, denke ich nach Capetown zurückzukehren; wie ich aber in meinem fiebergeschwächten Zustande diese anstrengende Reise überstehen soll, weiß ich freilich jetzt noch

nicht. Dort, hoffe ich, werden Seebäder mich wieder zu Kräften bringen. Vorderhand will ich auf eine Woche nach Klipdrift reisen, um mich durch Bäder im Vaalstrome zu erholen und zu stärken.

Das Klima wird hier von Tag zu Tag unerträglicher, 35 Grad R. am Sortirtische! Die Sonnenstrahlen stechen gleich Scorpionen und brennen einem förmlich die Haut vom Leibe. Wären nicht die Nächte so kalt (6 Grad R.!), so würden noch viel mehr Krankheiten hier herrschen, als es jetzt schon der Fall ist. Wir sind hier circa 5000 Fuß über dem Meere.

Mein lieber Krankenpfleger, Herr Gröger, hat diese Woche einen Diamanten von 30 Karat gefunden, was mich herzlich für ihn freut. Möge ihn ferner das Glück begünstigen!

Seit neulich ein Schlangennest ganz in der Nähe meines Zeltes entdeckt worden, erschrecke ich jedesmal, wenn Abends beim Eintritt in mein Zelt im Finstern mein Fuß auf etwas Weiches trifft und sich von etwas Lebendigem umschlungen fühlt, weil ich fürchte, es könnte eine Puffnatter sein; dann ergibt sich aber, daß es die kleine Hündin ist, die vor kurzem fünf Junge unter meiner Bettstelle zur Welt gebracht und sich nun ganz heimisch bei mir eingerichtet hat. Auch zwei kleine bunte Eidechsen, die im Walle meines Zeltes leben, stehen mit mir auf sehr gutem Fuße, während sie alle andern Menschen fliehen. Eine Schildkröte hingegen, der ich einen kleinen Zwinger gebaut, wußte durch Ueberklettern der Mauer ihre Freiheit wieder zu gewinnen.

Leider haben sich bereits häufig Unglücksfälle auf unserer Kopje ereignet: am 13. October fielen zwei Esel sammt dem Karren und dem Treiber 17 Fuß tief in meinen Claim hinab, der eine Esel brach das Bein, dem Treiber geschah glücklicherweise nichts; fast täglich kommt etwas der Art vor: hier fallen vier Zugochsen in einen Claim und müssen getödtet werden, dort stürzt eine Wand ein und begräbt die Arbeiter unter ihren Trümmern.

Doch ich muß für heute schließen: das feuerspeiende Ungeheuer, als welches sich hier die wohlthuende Sonne unserer Heimat darstellt, sticht und brennt dermaßen auf das Zelt, daß ich's nicht mehr auszuhalten vermag; es ist eine Hitze zum Närrischwerden, alle Sinne sind davon verwirrt, das Blut wird

förmlich in den Adern gekocht, das zu Tode erschöpfte Hirn vertrocknet und verkohlt ganz in dieser Backofenhitze. Nur durch die kalten Nächte und häufigen Stürme wird die Glut unterbrochen, Stürme, deren Gewalt Zelte umreißt und ein wahres Staubmeer gen Himmel emporwirbelt. Wie will ich Gott danken, wenn ich dieses grauenvolle Land und Klima wieder verlassen kann!

Klipdrift (Pniel), 10. November 1871.

Seit gestern bin ich in Pniel. Welcher Wechsel der Decoration! Pniel ist ein Paradies, ein Götteraufenthalt gegen die kahlen, öden, grauen Staubdiggings. Hier ist alles grün, wenn auch nicht nach europäischem Maßstabe, so doch nach dem des vertrockneten, dürren Südafrika. Mit unnennbarem Entzücken habe ich gestern Abend zwei Stunden lang am Ufer des Vaalstromes gelegen, mit Wollust die Frische des Wasserhauches einathmend und mit innigem Vergnügen in die vom Winde gekräuselten lichtblauen Wellen hinabschauend. Gegenüber drängten sich, vom klaren Lichte der Abendsonne übergossen, die weißen Heerden der Schafe und Lämmer an das Ufer, um in langen Zügen ihren Durst zu stillen; kleine, unsern Bachstelzen ähnliche Vögel spielten zwitschernd über dem Wasser, und ein paar wunderschöne goldblaue Mandelkrähen flogen von Baum zu Baum.

Der Vaal hat hier die Breite der Elbe bei Schandau und ist von vielen grünen Felseninselchen durchsäet, während die Ufer mit zierlichen Mimosenbäumen besetzt sind. Hier also werde ich Bäder nehmen. Bäder — ich kann das Entzücken noch kaum fassen! Auch waschen lassen kann ich hier endlich — welche Wohlthat! Im hiesigen Hotel giebt es Milch und frische Butter — neue Schwelgerei! Das Zimmer in Jardine's Hotel muß ich freilich mit drei andern Gästen theilen, was mir sehr unangenehm ist.

An der reichlich mit Gästen besetzten Wirthstafel, die von einem tüchtigen Koch aus Hannover recht gut versorgt wird, lassen sich die verschiedenen Typen der Diggers sehr deutlich voneinander unterscheiden. Dort an der Ecke des langen hufeisenförmigen Speisetisches das lustige und lärmende

Corps, das so fleißig die Champagnerkorke springen läßt, sind New-Rush Diggers, Claimbesitzer aus den „Gentleman's Diggings", die das Glück gehabt, gleich bei der Eröffnung der Colesberg Kopje am Platze zu sein und sich ganz umsonst den Besitz zweier guten Claims zu sichern; sie finden jeden Tag gewöhnlich schon bis zum Mittagessen ein Dutzend Diamanten, haben daher Einkünfte wie Fürsten und kleine Rothschilde und kennen kaum ein anderes Getränk als Champagner. Sie sind auf eine spree (Vergnügungstour) nach Pniel gekommen, um einmal wieder Baumgrün und Wasser zu sehen, und spielen bis nach Mitternacht Karten um hohen Einsatz, wobei Hunderte von Pfunden die Besitzer wechseln. Die stillen und ernsten Leute auf der andern Seite des Tisches mit den ermüdeten, sonnverbrannten und abgezehrten Gesichtern sind Diggers aus Dutoitspan oder den „Poor Man's Diggings" (Armen Mann-Diggings) von Old De Beers und Bultfontein; sie haben in ihren Claims sauere Arbeit und wenig Funde, müssen daher sparsam leben und sind hierhergekommen, um sich ein paar Wochen in der kühlen Riverluft und der grünen Landschaft auszuruhen und von dem Fieber zu erholen, welches ihnen die rastlose Anstrengung unter heißer Sonne zugebracht hat. Der New-Rush Digger läßt in der Kopje seine Kaffern arbeiten und ist in deren Beaufsichtigung im allgemeinen sehr nachlässig; er ist eben ein großer Herr geworden, dem es auf ein paar hundert Pfund mehr oder weniger monatlich nicht ankommt. Natürlich gilt dies nur von den glücklichen Besitzern der Riffclaims und derer der 9. und 10. Road; denn die übrigen haben auch kein besseres Loos als die Diggers von Dutoitspan und in den Poor Man's Diggings, sondern müssen sich genau ebenso plagen wie diese, um nur nothdürftig „ihr Leben machen" zu können.

Hinsichtlich der Bäder im Vaalflusse sagte man mir, daß sie für Personen, die irgendwelche Wunden am Körper haben, sehr zu widerrathen seien, da das Wasser dieses Stroms auf die Heilung von solchen einen verzögernden nachtheiligen Einfluß ausübe.

Sechstes Kapitel.

Ankauf eines neuen Claims. — Diggererfahrungen. — Riff-Claims. — Diggergewinne und Claimpreise. — Lebensmittelpreise. — Hotels. — Die Wegefrage. — Eine Kaffernschlacht. — Annexion der Diamantenfelder durch England. — Politische Intriguen.

De Beers New-Rush, 5. December 1871.

Seit meinen letzten Aufzeichnungen hat sich meine Situation wieder verändert: ich habe einen neuen Claim in einer renommirten guten Lage gekauft, der deshalb auch in der Auction sehr theuer wegging; es ist ein halber Claim, Nr. 465, Road Nr. 8, facing Nr. 9, er kostet mich 1100 Pfd. St., welche Summe sich noch um 110 Pfd. St., also auf mehr als 8000 Thaler dadurch steigert, daß alles Geld, das ich hier bei meinem Bankier erhebe, durch den Verlust am Wechselcourse und durch die Commission und Provision der verschiedenen Bankiers mir zehn Procent Unkosten verursacht. 8000 Thaler ist viel Geld für nur 450 Quadratfuß Oberfläche! Aber ein einziger glücklicher Fund kann ja diesen Kaufpreis wieder einbringen, und außerdem scheint die Tiefe des Claims eine unbegrenzte zu sein; wenigstens ist es hier die allgemeine Ansicht, der diamantenhaltige Stoff müsse sich stundenweit ins Innere des erloschenen Vulkans der Colesberg Kopje hinab erstrecken, daher ein Diamantenclaim hier beinahe als eine Kapitalanlage für Lebenszeit betrachtet wird.

Der frühere Besitzer meines neugekauften Claims, ein Herr Jackson, habe, so hieß es, durch diesen Claim sein Glück

gemacht und wolle jetzt mit seinen gefüllten Diamantenbeuteln nach Schottland zurückkehren. Meine neue Nachbarschaft ist auch eine vielversprechende, da die berühmten Claims der Herren Wainwright, Behrmann, Bunjes und anderer sich in unmittelbarer Nähe befinden. Eine absolute Sicherheit des Erfolgs verbürgt dies freilich noch nicht, vielmehr ist allemal viel riskirt bei einem Claimkaufe, da die Schichten abwechseln und von sehr verschiedenem Gehalt sind, aber immerhin hat die Möglichkeit, einen großen Gewinn zu machen, für die meisten Leute hinreichenden Reiz, um sie zum Einsatz ihres Geldes zu veranlassen.

Leider mache ich eine Erfahrung erst viel zu spät. Als wir im August hier ankamen, hatten wir die Idee, das Diamantengraben sei reine Glückssache, ein Lotteriespiel, die Diamanten seien in Nestern hier und da sporadisch unter dem Boden abgelagert — wo und in welchen Richtungen, das könne kein Mensch wissen, und es sei eben Sache des bloßen Zufalls, wenn ein Digger so glücklich ist, gerade auf ein solches Nest zu treffen; deshalb seien auch die Chancen des Gewinns oder Nichtgewinns in allen Claims so ziemlich dieselben und ein Claim so gut wie der andere. Wir kauften daher schon in der ersten Viertelstunde nach unserer Ankunft den ersten besten Claim, der sich gerade zufällig durch Auction darbot, und meinten, damit dieselben Chancen und Fundaussichten erworben zu haben wie alle die andern Diggers, die wir in dichten schwarzen Haufen über die ganze Kopje verstreut arbeiten sahen. Nach viermonatlichem Arbeiten habe ich nun zu spät die Entdeckung gemacht, daß mein Claim eine Niete war, daß sein Ertrag kaum mehr als die Arbeit lohnt, daß auch alle die Claims, die mit ihm in gleicher Reihe liegen, sehr arm sind bis dahin, wo sie sich dem sogenannten Riffe nähern, und daß es überhaupt hier in der Colesberg Kopje an- und nebeneinander liegende Reihen von Claims gibt, die in einer gewissen Tiefe alle ohne Ausnahme reich, und andere wieder, die alle ohne Ausnahme arm sind. Die Diamanten sind, wie ich jetzt in Erfahrung gebracht, nicht sporadisch in Nestern hie und da durch die Koppe verstreut, sodaß sich die Chancen

des Reichthums eines besondern noch undurchsuchten Claims aller Berechnung entziehen würden, sondern sie liegen, ähnlich den Erzgängen, in bestimmten Reihen, in bänderartigen Schichten massenhaft aufgehäuft, ich möchte sagen: „es fließen Ströme von Diamanten in gewissen Richtungen durch die Koppe.“ Die Claims nun, die innerhalb dieser Ströme liegen, sind alle reich; die, welche außerhalb derselben liegen (wie mein alter Claim) sind alle arm.

Die Colesberg Kopje, dieses reichste Diamantenbergwerk unseres Erdballs, hat eine länglich runde Form und ist rings von einem felsigen Rande eingefaßt, der das Riff genannt wird; einzelne Abzweigungen desselben ziehen sich auch als Adern hie und da durch die Koppe. Inwendig an diesem Riffe herum, das wie eine Mauer die ganze Koppe umschließt, liegen lauter reiche Claims; nur die westliche Seite des Riffs macht hiervon eine Ausnahme. Wer daher im Monat Juli, als die Koppe zuerst als diamantenhaltig erkannt und in Angriff genommen wurde, sich einen Claim an dem Riffe sichern konnte, dessen Glück war gemacht, denn es sind aus diesen Claims seitdem kolossale Reichthümer gewonnen worden.

Außer den Riffclaims gibt es aber nun noch eine Reihe anderer Claims, die sich als enorm reich erwiesen und schon unglaubliche Massen von Diamanten geliefert haben: es zieht sich nämlich eine dicke Schicht grünen Diamantenbodens quer durch die ganze Koppe von der nördlichen Seite des Riffs nach der südlichen; diese Schicht ist so breit, daß sie für zwei nebeneinander liegende Reihen von Claims Raum bietet, und während in allen übrigen Theilen der Koppe, in denen zwar auch Diamanten, aber nur zerstreut und einzeln vorkommen, niemand gewiß ist, ob er in seinem Claim lohnende Ausbeute finden wird, kann man hier bestimmt darauf rechnen, Diamanten und zwar in großer Quantität zu finden. Natürlich kann man für einen Claim in dieser Lage auch eher einen hohen Kaufpreis zahlen. Zwar werden auch viele der oberhalb armen Claims in der Tiefe, d. h. von 25 bis 40 Fuß an, ergiebiger, aber die Bearbeitung

kostet dann doch unendlich mehr Mühe, und die oberhalb schon reichen Claims nehmen ja ebenfalls oft in der Tiefe noch an Reichthum zu, sodaß ihnen mithin jedenfalls ein großer Vorzug vor den andern verbleibt.

Einer von meinen Nachbarn, Herr Wainwright, hat in diesen Tagen seinen Claim für 4000 Pfd. St. verkauft und gedenkt nach Hause zurückzukehren. An diesen grenzt Herr B., ein deutscher Schiffskapitän, der im November 1870 das Unglück, oder eigentlich das Glück hatte, sein Schiff Elise an der süd-afrikanischen Küste zu verlieren; dadurch kam er auf die Idee, hierher zu gehen, und nach einigen Monaten harter Arbeit ist er Mitte November auf der Cambrian mit Diamanten im Werthe von einigen 30000 Thaler nach Europa heimgekehrt. An B. grenzt Smooth, der drei Monate hintereinander jeden Monat für 5000 Pfd. St. Steine aus seinem Claim gewonnen hat. Dessen Nachbar, Herr Wesselheim, hatte unglücklicher-weise seinen halben Claim im Anfang des August für nur 20 Pfd. St. verkauft; der Käufer fand schon am ersten Tage einen Stein von 23 Karat und seitdem jeden Monat für circa 20000 Thaler Steine darin. Ein anderer Nachbar des Herrn Smooth ist Herr Buckley, der seit Juli, in welchem Monat die Koppe in Angriff genommen wurde, bereits 480 Diamanten aus seinem halben Claim entnommen hat; jetzt verlangt er, da er nach Hause gehen will, für diesen halben Claim, eine Grundfläche von 450 Quadratfuß, die Summe von 3000 Pfd. St. Etwa sechs Claims von ihm entfernt hat Herr Gröger, mein freundlicher Krankenpfleger, den seinigen. Zwei Claims weiter ward vorige Woche ein Stein von 100 Karat gefunden — ein Kieselchen, das wohl des Aufhebens werth war! Leider sind die großen Steine hier meist off coloured, d. h. gelb, statt weiß, und obgleich ich persönlich die gelben ebenso schön und oft auch viel feuriger finde als die weißen, so ist doch die Mode anderer Ansicht, und erstere sind daher im Preise schon sehr ge-sunken, sodaß man hier an Ort und Stelle kaum 5 Pfd. St. pro Karat erhält. Die weißen Steine behaupten aber noch ihren alten hohen Preis.

Obgleich die Hitze jetzt immer mehr zunimmt — in den letzten Tagen hatten wir von 11 bis 5 Uhr 32 bis 34 Grad R., Nachts 19 bis 21 —, sind Gott sei Dank meine Fieberanfälle schwächer und seltener geworden. Auch kann ich ja jetzt mehr meiner Gesundheit leben, da Herrn N. die ganze Pflege des Claimbetriebs zufällt, einschließlich der Regierung der Negerbande; jetzt hat er deren nur drei, da er drei verloren hat. Ebenso fällt für mich der täglich wiederkehrende Aerger weg über die Unmöglichkeit, einen Ochsenkarren zum Wegfahren des Claimstoffes aufzutreiben, der Jammer, wegen Versiegens des größten Theiles der Brunnen kein Wasser bekommen zu können, und so viele andere Plagen, die der Diamantengräber über sich ergehen lassen muß. Ferner brauche ich nicht zur Beaufsichtigung der Neger in dem schattenlosen Claim anwesend zu sein, noch am Sortirtische zu sitzen in der brennenden und sengenden Decembersonne, die jetzt um 12 Uhr Mittags fast gar keinen Schatten mehr wirft, da sie beinahe im Zenith steht. Ich kann demnach jetzt den ganzen Tag in meinem Zelte bleiben, welches ich, seit ich seine grünen innern Futterwände nach außen als Verandadächer benutze, zu dem kühlsten, stets von Luftzug durchströmten Aufenthalt umgewandelt habe, zu einem wahren Idealzelt, um das ich von allen Leuten beneidet werde. Herrn N.'s Zelt steht unmittelbar neben dem meinigen, ihm zur Seite die aus Baumzweigen und Fellen errichtete Kaffernhütte. Blacky, der Buschmannkaffer, ist noch im Dienst bei N., von dem er wöchentlich 10 Schillinge und die Kost erhält; Ofell und Gumal erhalten jeder monatlich 1 Pfd. St. und die Kost, da sie erst aus der Wildniß gekommen sind und solche frische von der Cultur noch unbeleckte Kaffern viel geringer bezahlt werden als die schon civilisirten Colonialneger, die englisch und holländisch sprechen. Seit der Säufer Albani entfernt ist, ist vollständiger Frieden in meinen Zelt-Kraal eingezogen; nur mit Schrecken gedenke ich noch jenes tobenden schwarzen Satans.

Der New-Rush oder Colesberg Kop hat jetzt allen andern Diggings den Rang abgelaufen. Dutoitspan und De Beers

stehen halb leer, in Pniel und Hebron ist fast kein Mensch mehr; hier aber wimmeln jetzt 30000 Menschen durcheinander, Hotels, Kirchen, ein neuer Circus, zahllose Kaufläden sind aus Leinwand, Holz und Eisen aufgebaut worden und gewähren, von den fernen Hügeln aus gesehen, den prächtigen, großartigen Anblick einer in blendendem Sonnenlichte herüberglänzenden unabsehbaren weißen Zeltstadt. Der Gesundheitszustand ist gegenwärtig sehr schlecht: viel Fieber und Dyssenterie, was nicht zu verwundern bei so angestrengter Arbeit in der ungewohnten Tropenhitze und der schlechten Ernährung der Männer, bei dem totalen Mangel an Comfort, dem schlechten Essen und ungesunden Wasser für die Frauen und Kinder. Die Mortalität ist stark; viele gehen daher fort, aber immer neue Scharen aus Europa und Amerika drängen wieder zu.

Eine Uebersicht der Marktpreise dürfte vielleicht interessiren. Auf hiesigem Markte wird alles in Auction versteigert. Es kostet jetzt, nach sächsischem Gelde berechnet:

1 Pfd. Rindfleisch	— Thlr.	5 Ngr.	1 Zwiebel	— Thlr.	5 Ngr.
1 Pfd. Hammelfleisch	— »	4 1/5 »	1 Ei	— »	3–5 »
1 Pfd. Butter	1 »	20 »	1 Feige	— »	2 »
1 Ente	5 »	5 »	1 Aprikose	— »	1 »
1 Truthahn	5 »	— »	1 Dutzend Radieschen	1 »	10 »
1 Huhn	1 »	15 »	1 Bret (20 F. lang, 9 Z. breit)	8–10 »	— »
1 Eimer grüne Erbsen	5 »	— »	1 Flasche Cognac	2 »	— »
1 Eimer Kartoffeln (man hat schon eine einzige Kartoffel mit 8 Pfennigen bezahlt!)	3 »	10 »	1 Flasche Spiritus	3 »	10 »
			1 Flasche St. Julien	2 »	5 »
1 Kopf Salat	— »	20 »	1 Flasche Himbeersaft	1 »	15 »
1 Gurke	— »	12 1/2 »	1 Glas Limonade	— »	7 1/2 »

Tagelohn eines Handwerkers 5 bis $6^2/_3$ Thlr. Hotelpension täglich $3^1/_3$ Thlr.; dabei hat man aber kein eigenes Zimmer, sondern ist mit vier oder fünf andern Personen gemeinschaftlich in einen stallähnlichen Raum einquartiert, mit zerspaltenen Thüren und staubbedeckten zerbrochenen Fenstern, ohne Dielen, nur mit dem natürlichen rothen Sandboden als Parquet. Leinenzeug haben die Betten nicht; das Wasser

ist ja viel zu theuer, als daß man es zu solcher Wäsche verschwenden sollte! Die Bedienung ist in der Regel vollständig gleich Null; im ersten Hotel in Pniel, Jardines Hotel, bat ich um einen Neger zum Tragen meines Koffers; der Wirth verweigerte mir denselben, sagend: er brauche seine Leute für sich, ich möge meinen Koffer selber tragen. Schließlich gelang es mir, auf der Straße einen mitleidigen Neger aufzutreiben, der sich für 2 Schilling herbeiließ, meinen Koffer funfzig Schritte weit zu tragen, wodurch meinem fiebergeschwächten Körper diese Arbeit in der glühenden Decembersonne erspart wurde.

Die Luft ist auf dieser 5000 Fuß über dem Meere liegenden Hochebene so trocken, daß z. B. mein Operngucker, das Thermometer, verschiedene Holzkästen auseinandergeborsten sind. Heute Nacht endlich ist ein herrlicher Regen gefallen, der die Temperatur bis auf 16 Grad R. ermäßigte, da habe ich recht aufgeathmet und die balsamische, frische, elastische Luft mit Wonne eingesogen. Hoffentlich wird es nun auch wieder etwas Wasser in den Brunnen geben. Der Anblick eines grauen wolkenbedeckten Himmels thut mir wahrhaft wohl nach dem ewigen Blau dieses in blendendem Glanze strahlenden afrikanischen Himmels. Ein wenig Abwechselung verlangt der Mensch in allen Dingen.

Die schwierigste Frage hier auf unserer Kopje ist jedenfalls die: was soll aus den Wegen werden? Es durchziehen nämlich die ganze Koppe ein Dutzend Straßen, die man nothwendig zwischen den Reihen der Claims stehen lassen mußte, um das Hinausfahren des durchsortirten Diamantenstoffes (stuff) zu ermöglichen. Nach und nach sind durch den fortschreitenden Abbau der Gruben zu beiden Seiten der Straße tiefe Abgründe entstanden, zwischen denen die auf ihrem ursprünglichen Niveau gebliebene Straße wie eine hohe Bergmauer dasteht. Da die Claims an ihren Seiten von den verschiedenen Besitzern zu ungleichen Tiefen ausgearbeitet wurden, von 30 bis 80 Fuß, einzelne Claims auch noch fast ganz unberührt geblieben sind und nun aus den sie umgebenden tiefen Gruben hoch emporragen, so könnte der auf der Straße Wandernde

glauben, links und rechts unter sich die romantische Scenerie eines der Felsengründe der Sächsischen Schweiz zu sehen: überall Schluchten, Bergrücken mit Hörnern und Spitzen, auch einzeln dastehende Felsenkegel. Wenn es unten in den Gruben von Arbeitern wimmelt und oben auf der die Abgründe überbrückenden schmalen Straße sich die zahlreichen Ochsen- und Eselkarren drängen und in unentwirrbar scheinende, ja mit Herabsturz bedrohende Knäuel verwickeln, so gibt dies geschäftige Leben ein höchst interessantes Bild emsiger menschlicher Thätigkeit. Man kann die Colesberg Kopje am besten mit einem Bienenkorbe vergleichen: Tausende von Arbeitern bewegen sich da durcheinander, schwarze, braune und weiße Menschen; jeder hat sein bestimmtes Geschäft, nirgends ist ein Faulenzer und Bummler zu sehen, der den andern müssig in die Quere liefe, sondern alles arbeitet, alles hackt, pickt, schaufelt, zerschlägt Steine oder zieht die gefüllten Eimer an Seilen aus der Tiefe zum Straßenniveau hinauf, wo wieder Hunderte von Negern bereit stehen, um den geförderten stuff mit Schaufeln in die dort haltenden Karren zu laden. Das Schreien der Karrenführer, die alle Augenblicke einander den gefährlich schmalen Weg versperren, verursacht einen weithin hörbaren Lärm; und der Staub, der infolge dieser Arbeiten emporsteigt, ist so gewaltig, so ungeheuer in seiner compacten Masse und dehnt sich so riesenhaft über die Diggings aus, daß man schon in weiter Ferne, lange ehe man der Tausende von weißen Zelten ansichtig wird, eine dicke graue Wolke am Horizonte lagern sieht.

Die Denkenden unter den Diggers zerbrechen sich nun den Kopf darüber, was aus den Wegen werden soll. Zur Hälfte gehört der Weg immer mit zu dem anliegenden Claim, und er enthält natürlich auch, wie die schon ausgearbeiteten Claims, Diamanten von vielleicht sehr bedeutendem Werth; es wäre daher ein großer Verlust für die Besitzer dieser Claims, wenn sie auf den Abbau des Weges verzichten müßten. Wie aber, auf welche Weise soll und kann ein Abbau erfolgen? Diese schwierige Frage hat noch kein Kopf zu lösen vermocht. Der eine schlägt vor, der Staat solle die Wege

ankaufen, damit ein einheitlicher Abbau derselben stattfinden könne. Aber zu welchem Preise? Hier liegt die große Schwierigkeit. Ein anderer meint, die Besitzer sollen gezwungen werden, gleichzeitig das ihrem Claim angehörige Stück jeden Tag um einen Fuß tiefer zu legen. Aber wie schwer würde diese Gleichzeitigkeit bei den vielen verschiedenen Claimbesitzern durchzuführen sein, von denen einige zehn, andere acht, sechs, fünf, einige auch nur zwei oder drei Arbeiter beschäftigen! Manche sind ja auch nur von Zeit zu Zeit hier anwesend und arbeiten nur einen oder zwei Tage in der Woche, da sie noch andere Claims in Dutoitspan und De Beers in Betrieb haben. Werden die Wege aber nicht ganz gleichförmig niedergelegt, so würden sie eine Zeit lang gar nicht zu benutzen sein und der ganze weitere Abbau der Claims würde sistirt werden müssen. Der letztere ist bei einigen Claims schon bis zu 70, 80 und 90 Fuß Tiefe vorgeschritten; erst bei 90 Fuß Tiefe wurde Wasser gefunden.

Neulich war hier ein originelles Schauspiel zu sehen. Die in großer Zahl hier arbeitenden Zulukaffern und Basutos, die schon in ihrer Heimat sich oft bekriegt haben, hatten sich auch hier verschiedene male aneinander gerieben und wollten Sonntag den 5. November ihre Fehde zum Austrag bringen. Gegen Mittag durchzogen Haufen von Hunderten wilder Neger, bewaffnet mit Keulen, Bogen, Schilden, Aexten und allen möglichen eisernen Instrumenten, die sie nur hatten auftreiben können, die Zeltstraßen und fingen nicht weit von meinem Zelte an Kriegstänze aufzuführen, die sie nach ihrer gewohnten Art mit tollem Gebrüll begleiteten. Zum Glück kam nach einer Stunde der Landdrost Truter, durch einen reitenden Boten benachrichtigt, von Dutoitspan an der Spitze einer Abtheilung berittener Polizeidiener herbei, die mit gezogenen Säbeln unter die streitenden Parteien hineinritt und die Kampflustigen trennte und zerstreute, ehe noch der Kampf begonnen hatte.

Am 7. November hat hier ein wichtiges politisches Ereigniß stattgefunden: die sämmtlichen Diamantenfelder, Pniel

und die übrigen Flußdiggings sowie die vier trockenen Diggings New-Rush, Dutoitspan, De Beers und Bultfontein sind vom englischen Reiche annectirt, der Oranje-Freistaat ist somit ohne weiteres expropriirt worden. Die Sache ging sehr einfach und rasch vor sich. Ein Trupp berittener englischer Polizei erschien, ihr Anführer verlas auf dem Marktplatze von New-Rush ein Actenstück, ließ die Fahne des Oranje-Freistaats von dem Mastbaume, an dem sie bisher geflattert hatte, herunternehmen und hißte dafür die englische Flagge auf. Der Landdrost Truter protestirte zwar feierlich gegen die mitten im Frieden vollführte Wegnahme eines Landes, das seit siebzehn Jahren unbestrittenes Eigenthum des Freistaats gewesen war, zog sich jedoch selbstverständlich zurück, da der arme schwachbevölkerte Oranje-Freistaat mit kaum 60000 weißen Einwohnern doch unmöglich dem mächtigen englischen Weltreiche mit seinen 284 Millionen Unterthanen den Krieg erklären konnte!

Die Diggers verhielten sich anscheinend theilnahmlos bei der Procedur; doch machte sich wol in den Köpfen vieler von ihnen die Befürchtung geltend, daß nun die gute Zeit hier vorüber sein und England die negerfreundlichen Gesetze der Capcolonie auch in die neue Besitzung einführen würde, wonach jeder Schwarze werde Diamanten diggen und verkaufen dürfen. Denn die Besitznahme der Diamantenfelder seitens Englands fußte ja auf dem, beiläufig bemerkt vollständig unbegründeten, Eigenthumsrechte, das ein schwarzer Häuptling, Namens Waterboer, auf den betreffenden Distrikt zu haben vorgab; dieses Besitzrecht trat Waterboer, auf Antrieb eines Herrn Arnot, eines schlauen, ungemein geschäftigen und ränkevollen Landspeculanten, an England ab, indem er sich und „das ihm zugehörige Land" dem Schutz und der Herrschaft des britischen Scepters unterwarf. Wie könnte also eine Regierung, welche nach ihrer Angabe das Land aus den Händen eines schwarzen Häuptlings empfing, den schwarzen Bewohnern desselben das Graben nach Diamanten auf ihrem eigenen angestammten Grund und Boden verbieten wollen!

Aus den Ländereien, die wirklich dem Kapitän Waterboer

gehört hatten, sowie denjenigen, welche man ihn als die seinigen zu beanspruchen veranlaßte, um dem Raube des durch die Entdeckung der Diamantenfelder so reich gewordenen Districts den Schein einer rechtlichen und annehmbaren Form zu geben, ist nun eine neue englische Provinz von 800 deutschen Quadratmeilen gebildet worden, welche den Namen West-Griqualand erhielt. So bin ich denn auf einmal, ohne irgendeine Ortsveränderung vorgenommen zu haben, mit meinem ganzen Camp aus dem Oranje-Freistaate auf das Gebiet des englischen Reiches gelangt und habe fortan meine Claimsteuern an eine englische Regierung zu zahlen. Die Polizei des Freistaats hat sich, ohne einen Schuß abzufeuern, über die neue Grenze nach Boshof zurückgezogen, und der Präsident Brand sandte von da einen geharnischten Protest gegen den Landesraub an alle Behörden und Zeitungsredactionen, mit der Bitte, ihn zu lesen und weiter zu verbreiten; mehr zu thun, steht ja leider nicht in seiner Macht.

Der von England dem Oranje-Freistaat abgenommene und der neuen Provinz Griqualand einverleibte Landstrich enthält 143 Farmen, die schon lange vor dem Aufgang der Dry Diggings von 60 bis 70 Boers bewohnt waren.*)

*) Wen die gewaltsame Annexion der Diamantenfelder näher interessirt, der findet eine sehr eingehende Abhandlung darüber in dem Buche: „Adamantia. The Truth about the South African Diamond Fields“ by Cptn. Aug. F. Lindley (London, 1873).

Siebentes Kapitel.

Hochsommerfreuden. — Poesie der Winde. — Fuhrleute. — Nachtabenteuer. — Englische Polizei. — Diamantendiebstahl. — Diggerunruhen und Lynchjustiz. — Negerschliche. — Noch einmal die Polizei. — Excursion nach Klipdrift. — Der Landsmann im Vaalstrome. — Reize des Lebens am Flusse. — Vergebliche Wünsche. — Diggergeschichten. — Spediteure in Afrika.

New-Rush, 12. Januar 1872.

Der gefürchtete Hochsommer mit allen seinen Schrecken ist nun hier eingezogen; brennend und sengend steht die heiße afrikanische Sonne des Mittags beinahe im Zenith, und kein Schattendach vermag die Glut, die sie ausströmt, von unsern schon halb gerösteten Leibern abzuhalten; selbst wenn an Tagen, an denen der Himmel mit Wolken überzogen ist, einmal vorübergehend der Wolkenschleier reißt und die Sonne auf Augenblicke durchblicken läßt, hat man das Gefühl, als wehte einen in diesem Moment ein glühender erstickender Ofenqualm an. Nach dem Kalender befinden wir uns jetzt in der Regenzeit, es sollte also eigentlich alle Tage regnen; aber dieser Sommer macht eine Ausnahme von der Regel, vielleicht aus Rücksicht für die hiesigen Diamantengräber, und läßt nur etwa zwei Gewitter jede Woche erscheinen, die nicht einmal immer von Regen begleitet sind.

Vorige Woche starb ein guter Bekannter von mir, ein Herr Annenklo aus Bremen; leider erfuhr ich erst nach seinem Tode, daß sein Zeltgenosse den armen Kranken, während er schon fast im Todeskampfe lag, um sich seiner zu entledigen,

7*

aus dem Zelte herausgeschafft und ins Freie versetzt hatte: was natürlich das Ende des Bedauernswerthen noch beschleunigte.

Sind die Tage in der Mehrzahl jetzt unerträglich heiß (28 bis 35 Grad R. im Schatten), so sind Gott sei Dank die ihnen folgenden Nächte meistens kühl und erfrischend; die Temperatur variirt des Nachts zwischen 26 und 15 Grad R. Hätten wir zu den glühenden Tagen etwa noch die erstickenden schwülen Nächte von Neuyork, so wäre es absolut in dieser Zeit nicht auszuhalten. Die Haut des menschlichen Körpers gewöhnt sich übrigens so an die stete Hitze des Tages, daß ich schon beim Sinken des Thermometers auf 21 bis 20 Grad ein leises Frösteln empfinde. Die Nächte sind in der That jetzt wundervoll; das, was Alexander von Humboldt „die landschaftliche Schönheit des gestirnten Himmels" nennt, tritt hier ganz besonders hervor, da man so viele Sterne erster Größe nahe beisammen sieht, die in strahlendem Lichtglanze miteinander wetteifern.

Von den Winden, die hier vorherrschen, lernt man sehr bald die einen lieben, die andern hassen. Zu den letztern rechne ich zwei: den Nordwest und den Südwest. Der erstere kann an glühender Hitze, an tödlich ermattender Wirkung auf den menschlichen Körper und an Massenhaftigkeit der himmelansteigenden Staubwirbel, die oft die größten Zelte vom Boden reißen und mit sich fortführen, kaum von den Wüstenwinden Samum und Harmattan, noch viel weniger von dem zahmen Sirocco Südeuropas übertroffen werden. Und was den Südwest betrifft, so hat dieser unter den hiesigen localen Verhältnissen eine entsetzliche, den Geruchssinn, Blut und Lungen vergiftende Eigenschaft für mich: er bringt nämlich zu meinem Zelte alle die schauerlichen Arome eines „Volks-Appartements", das der sorgsame Stadtrath — denn New-Rush ist vor kurzem zur Stadt erklärt worden — etwa 30 Schritte von meinem Zelte in leider sehr großartigen Dimensionen anzulegen für gut befunden hat. Die Nähe einer solchen Localität ist freilich nicht geeignet, die Reize meines Wohnplatzes zu erhöhen an den glücklicherweise nur seltenen Tagen, an denen der Südwest weht. Und leider ist an einen Umzug nicht zu

denken, da in der Nähe der Koppe alle Plätze bereits besetzt sind und ich also mein Zelt sammt dem Wagen, dem ganzen Inventar und sonstigen Zubehör so weit hinaus verlegen müßte, daß kein Fuhrmann mir die Claimerde bis dahin würde fahren wollen. Die Fuhrleute, allen Diggers hier so unentbehrlich, sind überhaupt in der letzten Zeit immer üppiger und unverschämter geworden; auf ihre Unentbehrlichkeit pochend, lassen sich diese schmuzigen, gänzlich ungebildeten, rohen und groben Kerle erst lange und fast fußfällig bitten, ehe sie die Gnade haben, für den nächsten Tag das Wegschaffen von ein paar Fuhren Geröll für den Lohn von 2 Schilling per zweirädrige Karre zu versprechen, während man noch im August nur 6 Pence per Karre bezahlte. Es läßt sich kaum beschreiben, wie unflätig und widerwärtig auch in ihrer äußern Erscheinung die meisten von ihnen sind, und doch ist man durch die hiesigen Verhältnisse gezwungen, sie als ehrbare Gentlemen zu behandeln und ihre Grobheiten ruhig einzustecken, denn sie würden einem sonst ganz den Dienst versagen.

Seitdem West-Griqualand, das dreimal so groß ist wie das Königreich Sachsen, von dem mächtigen britischen Reiche annectirt wurde und die dem Oranje-Freistaate gewaltsam abgenommenen Diamantenfelder dieser neuen englischen Provinz einverleibt worden sind, hat die öffentliche Sicherheit hier in beklagenswerthem Maße abgenommen. Ein Ereigniß, das sich in der Nacht vom 4. zum 5. Januar in meinem Zelte zutrug, mag eine Vorstellung davon geben. In genannter Nacht erwachte ich, da ich einen ungewöhnlich leisen Schlaf habe, um 1/2 2 Uhr von einem ganz leisen Geräusch; es war mir als glitte etwas Lebendiges unter meinem Kopfkissen hin, zunächst dachte ich an eine Schlange. Ich griff leise nach einem Zündhölzchen und zündete es an. Der kurze Augenblick, in welchem das Licht von dem brennenden Hölzchen den Raum erhellte, brachte mir keine geringe Ueberraschung. Unmittelbar an meinem Gesicht sah ich einen furchtbar großen, dicken Mannskopf mit kohlschwarzen, über die Stirn herabhängenden Haaren und wildem, struppigem

Vollbart; dieser Kopf saß auf den riesigen Schultern eines Kerls, der neben meinem Bett auf dem Boden kniete und eben seine Hand unter dem Kopfkissen hervorzog, unter welchem er jedenfalls Geld, Diamanten und meine Uhr vermuthet hatte. Ich nahm mir natürlich nicht die Zeit, erst das Licht anzustecken, sondern warf das Streichhölzchen weg und fuhr mit Einem Satze auf den schwarzen Eindringling los, faßte ihn an den Oberarmen und hielt ihn mit Aufwand aller Kräfte so lange fest, bis auf mein Rufen Herr N. im benachbarten Zelte erwachte, schnell aufstand, sich ankleidete, unsere Kaffern weckte und mit ihnen mir zu Hülfe vor mein Zelt rückte. Es entspann sich nun ein Kampf, der damit endigte, daß der Strolch, den die vier Kaffern jeder an einem Arme und einem Beine hielten, Herr N. aber am Barte packte, aus meinem Zelte herausgezogen wurde, ungeachtet er wüthend um sich strampelte. Draußen wurde er dann mit Stricken festgebunden und von zwei unserer Kaffern scharf bewacht, während ich mich mit dem Revolver in der Hand vor mein Zelt postirte. Hierauf ging Herr N. in Begleitung eines deutschen Nachbarn aus Posen, der Pelzhändler in Sibirien, dann Goldgräber in Australien gewesen ist, zu dem nicht weit entfernten Zelte des englischen Polizeiinspectors Gilfillan, um ihm den Vorfall anzuzeigen und ihn zu bitten, er möge durch Polizeimannschaft unsern Gefangenen abholen und nach dem Polizeizelte transportiren lassen. Nachdem N. ein Dutzend male vergeblich gerufen hatte, antwortete endlich die Stimme des Inspectors: „What is the matter?“ N. erzählte, was geschehen war, und trug ihm sein Anliegen vor. Der Inspector rief einen Kaffer und schickte ihn, von N. begleitet, zum Polizeizelte, mit dem mündlichen Befehle, daß einige Mann den Verbrecher abholen sollten. Aber der Befehl war leichter gegeben als ausgeführt. Die im Polizeizelte liegenden 10 oder 12 Mann zeigten nicht die mindeste Lust, einer Ordre ihres Inspectors zu Liebe sich in ihrer Nachtruhe stören zu lassen; alle sagten, das ginge sie nichts an, und es sei nicht ihre Sache, in diesem Falle einzuschreiten. Entrüstet kehrte N. wieder zu dem In-

spector zurück und meldete ihm, daß die Polizisten seinen Befehl nicht vollzogen hätten. Dieser, sehr ärgerlich über die doppelte nächtliche Störung erklärte nun, unter diesen Umständen nichts weiter thun zu können, wir sollten den Gefangenen bis zum Morgen bei uns bewachen und ihn dann selbst im Polizeizelte abliefern. Mit diesem Bescheide kam Herr N. zu unsern Zelten zurück und legte sich wieder zu Bett. Der Gefangene, der draußen in Banden lag, stellte sich, als ob er schliefe. Da kamen zufällig — es war ungefähr 3 Uhr Morgens — ein paar halbbetrunkene Rowdies, aus ihrem Schnapszelte nach Hause taumelnd, an meinem Zelte vorbei. Als der Dieb ihre sehr laute Unterhaltung hörte, rief er sie um Hülfe an. Sie blieben stehen, und er erzählte ihnen nun eine lügenhafte Geschichte, wie zwei damned Dutchmen ihn, den unschuldigen, harmlos nach Hause wandernden Ehrenmann, räuberisch angefallen, gemishandelt und gefesselt hätten; er bitte sie als Englishmen, sich ihres schwer insultirten Landsmannes anzunehmen, ihn zu befreien und dann gemeinschaftliche Rache an den beiden damned Dutchmen zu nehmen. Seine Worte fielen nicht in taube Ohren; bald hörten wir draußen die wilden Rufe erschallen: „Gim, gib rasch deinen Revolver her! Feuern wir hinein in die verfluchten Zelte, brennen wir sie nieder und schießen auf alles, was herauskommt!“ Während sie so drohten und den Kerl losbanden, stand ich, immer noch den Revolver in der Hand, vor meinem Zelte, bereit, wenn die Schufte einen Angriff machen sollten, mich bestmöglich zu vertheidigen. Herr N., ebenfalls durch das wilde Geschrei wieder erweckt, war sofort aufgesprungen und aufs neue zum Inspector Gilfillan geeilt. Er machte ihm die Anzeige, eine Anzahl Rowdies, die sich jeden Augenblick durch andere neu hinzukommende verstärken könnten, hätten unsern Gefangenen befreit und drohten jetzt, unsere Zelte in Brand zu stecken und deren Insassen niederzuschießen. Welche Antwort gab ihm der Herr Inspector? „Sie sehen doch, daß ich keine Leute hier habe; was kann ich also für Sie thun? Gehen Sie zurück, wecken Sie Ihre Nachbarn auf

und helfen Sie einander gegenseitig.“ Herr N. drang in ihn, er möge doch wenigstens persönlich auf dem Schauplatz der Bedrohung erscheinen, um durch seine Anwesenheit einem Acte der Rache und wilder Zerstörungslust vorzubeugen — der würdige Beamte hielt es jedoch nicht der Mühe werth, sich nur von seinem Bette zu erheben, sondern blieb dabei, daß er nichts thun könne. Da rief ihm Herr N. mit lauter Stimme zu, er mache ihn als Chef der Polizei persönlich für allen Schaden verantwortlich, der uns an Leben und Eigenthum in dieser Nacht etwa zugefügt werden sollte, und wandte ihm dann den Rücken.

Unterdessen war bei uns ein merkwürdiger Umschwung eingetreten. Ein Nachbar, der glücklicherweise die Rowdies kannte, war herzugekommen und hatte ihnen auseinandergesetzt, daß sie in ihrem Schützling nicht einen unschuldig Angefallenen, sondern einen Dieb vor sich hätten, der in mein Zelt eingebrochen sei, nachdem er zuvor auch in das seinige einzubrechen versucht hatte, aber durch den Hülferuf seiner Frau wieder verscheucht worden war. Und siehe da, jetzt nahmen die Rowdies selbst den Dieb in ihre Mitte und schleppten ihn unter fortwährenden Stößen und Püffen nach dem Polizeizelte, wohin ich, natürlich nicht ohne meinen Revolver, mit Blacky, meinem Buschmannkaffer, der sich mit einem tüchtigen Knüttel versehen hatte, ihnen folgte. Ich muß gestehen, daß allerhand Zweifel in mir aufstiegen, ob die Rowdies nicht etwa blos eine Komödie aufführten, darauf berechnet, mich in die Steppe zu locken, dort zu überfallen und vielleicht gar niederzumachen. Herr N. war von seinem Gange zum Inspector noch nicht zurückgekehrt, hätte mir also keinen Beistand leisten können. Zu meinem Erstaunen lieferten aber die Kerle den Gefangenen wirklich im Polizeizelte ab, dessen Lage mir vorher nicht bekannt gewesen; freilich hatte ich, wie sich nun herausstellte, diesen vermeintlichen Freundschaftsdienst nur dem Umstande zu danken, daß die Rowdies voraussetzten, ich würde ihnen denselben mindestens durch ein Trinkgeld von 10 Schilling vergelten.

Jetzt kam auch Herr N. mit seinen vier mit Knütteln bewaffneten Kaffern an; der Gefangene wurde im Polizeizelte

verwahrt, und wir beide erhielten die Weisung, uns nächsten Morgen um 9 Uhr in Dutoitspan (1½ Stunde von hier) vor dem Magistrate einzufinden und unsere Klage gegen den Delinquenten vorzubringen. Wir sind pünktlich um 9 Uhr andern Tags in Dutoitspan. Erst eine Stunde später trifft der Dieb dort ein, escortirt von einem nicht uniformirten Polizeidiener. Ich bringe meine Klage vor, und nun beginnt folgende Gerichtsverhandlung. Der Richter zum Angeklagten: „Ist das alles wahr? Bekennen Sie sich schuldig oder nicht?" Der Angeklagte, schüchtern und demüthig: „Mylord, ich weiß absolut nichts davon, was in dieser Nacht mit mir passirt ist, ich muß wol sehr betrunken gewesen sein." (Von Betrunkenheit war, Notabene, nicht die leiseste Spur bei dem Angeklagten zu bemerken gewesen.) Der Richter, kurz und barsch: „Das ist kein Grund, um in fremde Zelte einzubrechen! Entweder 10 Schillinge Strafe zahlen, oder auf fünf Tage ins Loch mit Zwangsarbeit!" Während wir beide uns verblüfft ansehen und Herrn N. die Worte entfahren: „That beats everything", zieht der Strolch ruhig seine Geldbörse, legt die 10 Schillinge auf den Tisch und geht stolz seiner Wege, im Vorübergehen einen mitleidigen Blick auf uns beide werfend und sich eine Cigarre ansteckend.

Diese ganze Geschichte, die einem deutschen Leser, namentlich einem an berliner Polizei gewöhnten, kaum glaublich erscheinen dürfte, wirft ein zu grelles Licht auf den Zustand der hiesigen öffentlichen Sicherheit, als daß ich sie nicht mit allen Details hätte mittheilen sollen. Herr N. will über den Vorfall einen Artikel, betitelt: „A contribution to the necessity of introduction of the Lynch Law" in dem hier erscheinenden Blatt „Diamond News" veröffentlichen.

Bei der Gelegenheit komme ich auf ein anderes damit verwandtes Kapitel: die seit der englischen Annexion immer mehr überhandnehmende Entwendung von Diamanten seitens der in den Claims als Arbeiter angestellten Kaffern. Es halten sich hier Leute auf, darunter leider auch mehrere Deutsche, die den Schwarzen die kostbarsten Steine für ein Spottgeld und eine Flasche Branntwein abkaufen. So gab vor kurzem

ein solcher Diebshehler einem Neger für einen 30karätigen Stein, den er natürlich seinem Herrn gestohlen hatte, nur 15 Schillinge; der Diamant besaß einen Werth von etwa 900 Pfd. St., der aus diesem schändlichen Geschäfte gezogene Profit war demnach ein ungeheurer. Durch diese gewissenlosen Käufer gestohlenen Gutes werden die trunksüchtigen, charakterschwachen Neger verführt, ja sogar angeleitet, die im Claim oder beim Sortiren gemachten Funde ihren Herren zu verheimlichen, die besten Steine an sich zu nehmen und sie an die Hehler zu verkaufen. Neulich waren wieder mehrere eclatante Fälle der Art bekannt geworden, und die Mutual Protection Society, eine unter den Diggers zu gegenseitigem Schutze bestehende geheime Gesellschaft, beschloß, an den Schuften ein Exempel zu statuiren. Ein Neger wurde mit einigen schönen Diamanten zu jenen Hehlern geschickt und mußte sie ihnen für einen sehr geringen Preis und ein paar Flaschen Brandy anbieten; natürlich gingen die gierigen Speculanten in die Falle. Eine halbe Stunde danach waren ihre Zelte von einem Haufen Diggers umringt, der Feuer daran legte und sie mit allem, was darin stand und lag, in Flammen aufgehen ließ; auch 500 Pfd. St. in Banknoten verbrannten dabei, denn es wurde niemandem gestattet, Geld oder Diamanten aus dem Brande zu retten. Es fand sich, daß eins der niedergebrannten Zelte einem Unschuldigen gehört hatte; sofort veranstalteten die Diggers eine Sammlung für ihn, die ihm doppelt so viel einbrachte, als sein Verlust betrug. Die bestraften Diebshehler haben nun Klage erhoben gegen den Anführer der Diggers und verlangen Schadenersatz, da ja der Handel, den sie trieben, vom englischen Gesetze nicht verboten sei. Vor dem englischen Gesetze sind in der That die Schwarzen den Weißen ganz gleich gestellt und dürfen ebenso nach Diamanten graben und dieselben verkaufen wie die Weißen. Die moderne englische Gesetzgebung befindet sich aber dabei im vollständigen Gegensatz zu den Bedürfnissen der hiesigen weißen Bevölkerung, die unter einem solchen Gesetz der uneingeschränkten Beraubung durch die an Zahl ihr dreimal überlegenen schwarzen

Arbeiter preisgegeben sein würde. In diesem Punkte sind daher sämmtliche Diggers zum äußersten Widerstande entschlossen; auch hütete sich der Präsident des Gerichtshofs wohl, in der Klagesache ein Verdict gegen die Executoren der Lynch Law auszusprechen, denn draußen vor dem Gerichtsgebäude standen Tausende von Diggers, bereit, im Falle einer Entscheidung gegen ihr wichtigstes Interesse das Gerichts- und das Gouvernementsgebäude in Flammen zu setzen und die Beamten mit Gewalt daraus zu vertreiben.

Dr. Haard, Besitzer eines sehr reichen Claims in Dutoitspan, hat kürzlich eine ganz eigenthümliche Entdeckung in dieser Hinsicht gemacht. Seit zwei Monaten hatte er aus dem Claim, der ihm bis dahin so viele werthvolle Funde geliefert, nur äußerst geringe Ausbeute bekommen; der Abstand war zu auffallend, und er beschloß, der Sache nachzuspüren. Infolge seiner Erkundigungen erfuhr er, daß an einem bestimmten Punkte der Steppe, eine Viertelstunde von seinem Zelte entfernt, allnächtlich eine Anzahl Kaffern mit Hacken und Schaufeln hantierte. Nachdem er dies erst aus der Ferne beobachtet, begab er sich unter Mitnahme einiger Leute selbst an die räthselhafte Stelle. Je näher er kam, ein desto üblerer Geruch drang ihm entgegen. Am Ziele angelangt, stand er vor einer Grube voll menschlicher Excremente, deren oberste Schicht erst frisch von der letzten Nacht herzustammen schien. Unter andern Umständen würde er diesem so wenig zu nähern Nachforschungen einladenden Orte schleunigst wieder entflohen sein, aber seinen Ekel überwindend, blieb er und befahl den mitgebrachten Leuten, in seiner Gegenwart mit dem Entleeren der Grube zu beginnen. In ziemlicher Tiefe stießen sie auf ein hölzernes Kistchen. Dasselbe wurde herausgezogen, gereinigt und geöffnet. Und was fand sich darin? Nicht weniger als achtzig Diamanten, keiner unter 5 Karat, mehrere aber von 20, 30, 50 bis 80 Karat, also ein Schatz im Werthe von vielen Tausenden! Alle diese kostbaren Steine hatten die Negerarbeiter ihren Herren unterschlagen und entwendet, um sie gelegentlich an die nichtswürdigen weißen Händler für Branntwein und ein kleines Trinkgeld zu verkaufen.

Ohne von den Negern der brasilianischen Diamantenminen je etwas gehört zu haben, sind die hiesigen Kaffern von selbst auf deren Schliche, Schlauheiten und Listen gekommen, um die gefundenen Diamanten den Augen ihrer Herren zu verbergen. Ein Kaffer bekam eine Geschwulst am Bein, die ihn zu hinken zwang und von der ihn sein Herr wollte curiren lassen. Als der Arzt die Geschwulst untersucht, fühlt er einen harten Gegenstand und sieht, daß die Haut darüber zugenäht ist; er öffnet die Naht und heraus fällt — ein Diamant von 16 Karat! So unglaublich es klingt, der Kerl hatte die großen Schmerzen freiwillig erduldet, um sich den gestohlenen Stein zu sichern.

Besonders viele schwarze Arbeiter werden aus Basutoland hierhergebracht; sie engagiren sich in der Regel auf drei Monate gegen einen Monatslohn von 1 bis 1½ Pfd. St. nebst freier Kost, und kehren dann mit zahlreichen entwendeten Steinen in ihre Heimat zurück. Daher kommt es, daß jetzt in Basutoland Diamanten in Menge zum Kauf angeboten werden; ganze Trupps von weißen Händlern gehen dorthin und werden binnen kurzem reich, da sie für die schönsten Steine meist nicht mehr als fünf Procent des Werthes bezahlen.

Neulich wurde eine von Tausenden besuchte Diggerversammlung hier abgehalten, in der beschlossen wurde, gegen jeden Weißen, der von Kaffernarbeitern Diamanten kauft, sollen künftig folgende Strafen vollstreckt werden: „Zerstörung seines gesammten Eigenthums, Abschneiden der Ohren, Theeren und Federn, Ausstellung an einem Halsring auf dem öffentlichen Marktplatz, endlich Applicirung von 50 Hieben mit dem Zambock, der landesüblichen Rhinocerospeitsche."

Noch einen kleinen Beitrag zur Vortrefflichkeit der englischen Polizei will ich hier folgen lassen. Letzten Sonntag ist vierzig Schritte von meinem Zelte ein junger Mensch vor Hunger gestorben. Wie sich nachgehends herausgestellt hat, war der Aermste den Tag zuvor vom Fieber verzehrt und todkrank zu Dr. Bird gekommen, und dieser hatte ihn zum Polizeizelte geschickt, mit einem Attest, welches bezeugte, daß der Ueberbringer sofortiger Stärkung durch Speise und Trank

und der Aufnahme ins Hospital dringend bedürftig sei. Ungeachtet dessen hatte man ihn im Polizeizelte ohne weiteres abgewiesen; was kümmert es auch eine Polizei wie die hiesige, ob ein Mensch verhungert oder erhalten wird. Zu schwach, um von Zelt zu Zelt betteln zu gehen, hatte sich der Unglückliche noch Abends bis zu einem Sandhaufen in der Nähe meines Zeltes geschleppt, dort war er liegen geblieben und am frühen Morgen an Entkräftung verschieden. Ich kam gerade dazu, als man die Leiche auf einem Brete davon trug und war aufs tiefste von dem Vorfall ergriffen. Wie leicht hätte man den Leidenden retten können, wenn man ihm rechtzeitig stärkende Nahrung gereicht und ihn in geeignete Obhut und Pflege genommen hätte! Das ist nun schon der dritte Mensch seit Neujahr, der hier vor Hunger (from starvation) umgekommen ist. Als neulich Herr N. gegen einen der Polizeidiener seine Entrüstung über den obigen Fall äußerte, entgegnete ihm dieser: „Was wollen Sie, Herr, von uns Polizeidienern Großes erwarten? Wissen Sie denn auch, daß wir schon seit zwei Monaten keinen Penny Löhnung empfangen haben?“

Auf 30000 Diggers kommen jetzt nicht mehr als 13 Mann Polizei! Unter der Freistaatsregierung war es in dieser Hinsicht viel besser; die Polizei hatte ein wachsames Auge auf die Neger und strafte ertappte Diebe unnachsichtig mit Auspeitschung, daher kam es, daß man zu jener Zeit viel seltener von Diamantenentwendungen durch schwarze Arbeiter hörte.

Meine Gesundheit läßt noch immer viel zu wünschen übrig. Ich bin so schwach, daß mir alle Arbeiten, die Körperkraft verlangen, schwer, ja unmöglich sind. Eigentliche Fieberanfälle habe ich allerdings nur an besonders heißen Tagen; ich bin dann den ganzen Tag todesmatt und liege bewegungslos in meinem Zelte. Kühlt ein Gewitter die Luft ab, so wird mir sofort besser. Appetit habe ich äußerst wenig. Nun, die schlimme Zeit muß überwunden werden, ich sehe dem Monat März wie einem Erretter entgegen. Könnte ich mich eine Zeit lang ganz von meinem Claim losmachen, so wäre

das freilich das Beste, es geht aber leider nicht. Alles, was ich jetzt thun kann, ist, öftere kurze Ausflüge nach Klipdrift zu unternehmen; an diesem im Vergleich mit der hiesigen Staubwüste paradiesisch zu nennenden Orte fühle ich mich sofort bedeutend besser, wozu namentlich die Schwimmbäder in dem herrlichen Vaalstrome, der jetzt durch die Regen im Oberlande die Breite der Elbe bei Dresden erlangt hat, viel beitragen. Neulich habe ich im Flusse selbst eine amusante Bekanntschaft gemacht. Es war ein heißer Tag, das Thermometer in meinem Zimmer zeigte 33 Grad R.; gegen 4 Uhr Nachmittags wanderte ich hinunter an das schattige Ufer des Vaal, um mich in seinen krystallenen Fluten abzukühlen. Kaum bin ich ein paar Minuten im Wasser, so schwimmt ein Mann auf mich zu und redet mich an: „Good afternoon, Sir, the water is very warm to-day!“ Der Accent, mit dem diese wenigen Worte ausgesprochen wurden, war ein so eigenthümlicher, meinem Ohre so wohlbekannter, daß ich sofort bei mir dachte: solche Wortbetonung kann nur von einem Sachsen kommen. Ich fragte den gesprächigen Schwimmer: „I think, we are from the same country; sind Sie nicht ein Sachse?“ Und ich hatte mich nicht geirrt; seine Antwort lautete: „Ei woher wissen Sie denn das? Ja hären Se, ich bin Sie ä Sachse, wissen Se, von Zeitz bei Leipzig, eegentlich also ä Mußbreiße — na, wissen Se, jetzt is das ja aber alles ekal, verstehn Se, mer haben ja nu 's Deitsche Reich, und da is es numehro gans eenerlee, ob mer friher ämal in Sachsen, oder in Breißen, oder in eenem von de kleene Färschtendihmer geporen gewäsen sein.“ Und nun entspann sich in den klaren Fluten des Vaal zwischen uns zwei schwimmenden Landsleuten eine lebhafte, reichlich mit Ausdrücken wie: „Ja hären Se“, „Nu sähn Se“, „Ei Herr Jees“, „Gott Strambach“, „Ja ja Ne ne“ u. s. w., durchflochtene Unterhaltung, die mich höchlichst ergötzte, da die Redeweise des lieben Landsmanns bis in die kleinsten Nuancen getreu an die gemüthliche Sprechweise einer biedern loschwitzer Obstfrau erinnerte. Hier unter den mit goldenen Blüten übersäeten feinblättrigen Mimosenbäumen Südafrikas,

umgaukelt von bunten afrikanischen Schmetterlingen und zierlich fliegenden langgeschwänzten Papagaitauben, hatten die vaterländischen Töne einer im gemüthlichen sächsischen Dialekt geführten Unterhaltung einen ganz besonders anheimelnden Reiz für mich. Herr S. erzählte mir, er sei mit der Deutschen Legion ans Kap gekommen, habe dann nebst vielen andern Deutschen in der berittenen Polizei der Kapcolonie gedient, und sei schließlich unter die Diggers gegangen; bis jetzt könne er sich aber noch keines besondern Glückes rühmen. Die herrschenden Krankheiten in den Dry diggings — wie Dutoitspan, De Beers und Colesberg Kopje zum Unterschiede von den River diggings genannt werden — hatten ihn von dort vertrieben und zurück an die gesunden Ufer des Vaal geführt. Hier genießt er jetzt den Honigmond einer jungen Ehe; als ich ihn nach dem Bade in sein Zelt begleitete, stellte er mir seine theure Ehehälfte vor, eine echte holländisch-afrikanische Boerstochter mit außerordentlich stark entwickelten körperlichen Reizen.

Wenn ich nur länger in dem schönen Klipdrift bleiben könnte! Mein Fieber würde mich dann wol bald verlassen, denn nichts wirkt ihm so entgegen, wie tägliche stärkende Flußbäder und reichlicher Genuß von Milch; beides aber kann ich nur in Klipdrift haben. Das sind für mich immer goldene Tage der Ruhe, des Friedens, der Erholung. Auch mein liebenswürdiger Wirth, der Kaufmann W. Schultz aus Hamburg, Dirigent eines der ersten und reichsten Geschäfte auf den Diamantenfeldern, trägt mit allem, was in seinen Kräften steht, dazu bei, mir den Aufenthalt in Klipdrift angenehm zu machen. Er ist ein Mann von Bildung und Geschmack, eine wahre Dichter- und Künstlernatur, wie sie mich hier unter der durch und durch materialistischen Diggergesellschaft um so wohlthuender berührt. Er besitzt eine gewählte, an interessanten Werken reiche Bibliothek, hält sich verschiedene deutsche und französische Zeitschriften belletristischen und wissenschaftlichen Inhalts und hat in seinem comfortabel eingerichteten Wohnzimmer ein gutes Piano stehen. Das letztere war leider sehr verstimmt, und einen Klavierstimmer

in dieser böotischen Gegend aufzutreiben, war natürlich nicht möglich. Da ich nun einen Stimmhammer liegen sah, so machte ich mich selbst ans Werk, und nach ein paar Stunden hatte ich die Harmonie der Töne glücklich wiederhergestellt, was immerhin, da das Instrument ein dreichöriges ist, keine ganz leichte Arbeit war. Ich konnte mich nun dem lange entbehrten Genusse des Phantasirens auf dem Piano wieder einmal hingeben und auch den Klängen Beethoven'scher Sonaten lauschen, die Herr S. mit Fertigkeit und Verständniß vortrug.

Wie trostlos öde und kirchhofsmäßig kommt mir doch immer die graue Staubwüste vor, in der die Colesberg Kopje liegt, wenn ich nach den karg gemessenen Tagen der Erholung aus meinem Tusculum und Sanssouci in Klipdrift wieder zu diesem abschreckend häßlichen Platze „der Arbeit und der Pflicht" zurückkehre. Was mir hauptsächlich hier fehlt, das ist der Anblick einer schönen, malerischen Landschaft, einer anmuthenden Gegend. Ach, wenn nur einer von allen jenen herrlichen Spaziergängen hier in der Nähe wäre, auf denen ich im Naturgenuß schwelgte und an die ich nun in dieser afrikanischen Wüstensteppe mit Wehmuth zurückdenke, wie der entzückende, so aussichtsreiche Weg von Cintra nach dem Korkkloster Sta.-Cruz und dem maurischen Feenschlosse des Königs von Portugal, oder die köstlichen schattigen Haine von Bujukdere, Therapia, Bebek, an den Süßen Wassern und auf den Prinzeninseln, oder die liebliche, blumenduftende Levada von Madeira, oder die reizenden Kletterwege, welche Casamicciola auf der Insel Ischia auf allen Seiten umziehen, oder endlich die unvergleichlich herrlichen Parkpromenaden auf der Ziegeninsel und zu den drei Schwestern am Niagarafall. Was möchte ich doch darum geben, wenn ich, bis zum Ekel müde der mich umgebenden öden, staubigen, wasserlosen Wüste, jeden Abend nur einen einzigen labenden und erfrischenden Blick in eins dieser grünen Paradiese werfen könnte! Oder wenn es mir vergönnt wäre, etwa jeden Sonntag einmal mittels Zaubermantels nach dem Schillergarten zu Blasewitz versetzt zu werden, dort unter einer schattigen Linde mich an einem Glase eiskalten Feldschlößchen- oder Reisewitzer Bieres erquicken

und dabei an dem lieblichen Bilde des gegenüberliegenden Loschwitz, wie es sich so reizend in dem klaren heimatlichen Elbstrome spiegelt, nur auf ein paar Stunden mich weiden zu können!!

Da ich mit meiner Phantasie gerade bei diesem Punkte angelangt bin, nehme ich Gelegenheit zu bemerken, daß die allerempfindlichste unter allen den zahlreichen Entbehrungen, die der hiesige Aufenthalt mit sich bringt, die eines erfrischenden Trunkes ist; besonders schmerzlich vermisse ich unser gutes deutsches Bier. Dem Genusse desselben entsagen zu müssen in diesem heißen Lande des beständigen unlöschlichen Durstes, das ist mein größtes Herzeleid und mein allabendlich wiederkehrendes inneres Klagelied. Das Wasser zum Trinken wird in der Regel aus einer Pfütze geholt, in der schon verschiedene Ochsen und Ziegen ihre Bequemlichkeiten verrichtet haben; bei der jetzigen Hitze riecht es schon nach einem Tage so übel, daß man nur mit Ekel das Glas an die Lippen setzt. Wein erhitzt zu sehr das Blut in dieser tropischen Temperatur; gegen das gallig bittere und stark mit Sprit versetzte englische Ale habe ich einen durch den stärksten Durst nicht zu überwindenden Widerwillen; Milch gibt es nicht — so bleibt denn nichts übrig als Kaffee, Thee und Cacao. Auch das Sodawasser ist hier fast ungenießbar und infolge des Mangels an kühlen Kellern so warm, daß es durchaus nicht den Durst zu löschen vermag. Das kann eben nur unser unvergleichliches deutsches Bier, dieses herrliche Getränk, um das alle andern Völker die Deutschen beneiden dürfen, denn nichts in der Welt ist ihm in seiner kühlenden, durststillenden, labenden und erquickenden Wirkung auch nur annähernd an die Seite zu stellen. Allerwärts scheint man das auch immer mehr einzusehen, wenigstens habe ich zu meiner Befriedigung bemerkt, daß an Orten, wo früher nicht um alles Gold ein Glas deutsches Bier zu bekommen war, in jüngster Zeit der Genuß desselben ganz allgemein zu werden beginnt: so in Konstantinopel, Smyrna, Beirut, Alexandrien, Kairo, Neapel, Rom, Florenz, Madrid, Sevilla, Cadix, Gibraltar, Lissabon, und namentlich in allen Städten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in welchen das „Lagerbeer“ einen

wahren Triumpheinzug gehalten hat und der Labetrunk von Reich und Arm geworden ist. Mit großer Freude hörte ich neulich in Klipdrift, ein unternehmender Deutscher beabsichtige dort eine Baierische Bierbrauerei anzulegen. Aber ach, wann wird sie fertig sein! Werde ich diesen Tag hier erleben? So viel ist gewiß, wenn der Mann sein Geschäft versteht, so muß er bei den 30,000 ausgetrockneten Kehlen, die hier täglich nach einem frischen Trunk lechzen, viel schneller ein Vermögen erwerben, als dies den meisten beim Diamantendiggen gelingt.

Dem Diamantengräber, besonders wenn er etwas in Claims speculirt, widerfährt gar manche schmerzliche Täuschung. Auch uns ging es nicht anders. Ein schon bis zu 25 Fuß ausgearbeiteter Claim wurde uns zum Kauf angeboten, wir hielten aber den geforderten Preis für zu hoch; da kaufte ihn ein Herr Cawood und fand darin nach acht Tagen einen schönen Diamanten von 210 Karat! Solch einem Prachtfunde so nahe gewesen zu sein und ihn sich haben entgehen lassen, ist gewiß außerordentlich ärgerlich. Einem unserer Nachbarn wurde von einem jungen Deutschen, der wegen der Resultatlosigkeit das Graben einzustellen beschloß, dessen halber Claim zum Preise von 20 Pfd. St. offerirt; er bot aber nicht mehr als 10 Pfd. St. dafür. Der Deutsche wollte sich das nun erst überlegen und arbeitete noch einen Tag weiter; da fand er auf einmal in seinem verachteten Claim einen Stein von 80 Karat! Natürlich unterließ er es nun, seine Diamantengrube zum zweiten male auszubieten! Ein Engländer hatte monatelang wie ein Pferd gearbeitet, ohne das kleinste Steinchen gefunden zu haben. Mismuthig verkauft er endlich seinen Claim für eine geringe Summe und nimmt einen Platz im Eilwagen nach Capetown. Der Käufer, ein eben erst von England angekommener junger Mann, findet schon am zweiten Tage nur 1½ Fuß unter der bisher bearbeiteten Schicht einen prächtigen Stein von 35 Karat! Welche heitere Nachricht für den frühern Besitzer, dem sie noch gerade vor seiner Abreise zukam! So spielt das Schicksal mit den Diggers und läßt den einen sich monatelang plagen und quälen ohne allen Erfolg, während dem andern sofort reiche Schätze zufallen. Auch mein neuer Claim hat mich bis jetzt

grausam getäuscht; in den ersten Wochen hegten wir die besten Erwartungen, plötzlich stießen wir auf ein sogenanntes schwimmendes Riff und sehen seitdem unsere Ausbeute auf ein Minimum reducirt.

Von meinen sechs Kisten, die endlich die Reise von Dresden nach Neuyork, von Neuyork nach Southampton, von da nach Capetown und von da nach Pniel, also über 3000 deutsche Meilen Wegs zurückgelegt hatten, war schließlich auf der kurzen, nur vier Meilen betragenden Strecke von Pniel nach New-Rush eine, und zwar die, welche ich am sehnlichsten erwartete, die Apothekenkiste, verloren gegangen. Herr B., der reiche jüdische Kaufmann, dem ich die sechs Colli übergeben, hatte es für überflüssig erklärt, einen Empfangsschein darüber auszustellen, da er die Kisten schon auf dem Frachtbriefe verzeichnet hätte, und ich hegte einem so angesehenen Manne gegenüber kein Mistrauen. Beim Empfang sah ich dann, daß nur fünf Colli im Frachtbrief standen, und das fehlende mußte gerade die bei meinem jetzigen Zustande für mich werthvollste Kiste sein! Zwei Briefe, die ich deshalb an Herrn B. absandte, blieben ohne Antwort, ja bei persönlicher Nachfrage leugnete er geradezu, die Kiste empfangen zu haben, zugleich behauptend, er habe die Beförderung nur aus Gefälligkeit übernommen. Ich ließ nun den Verlust in mehreren Zeitungen inseriren, und nach dem dritten Inserat bin ich doch noch in Besitz der Kiste gelangt. Möchte es meinem Gefährten Herrn N. ebenso glücken! Er hat 12 Kisten mit seinen und seiner Leute nothwendigsten Sachen am 3. Juli in Port Elisabeth nach Pniel aufgegeben, und bis heute, 12. Januar, sind sie noch nicht angekommen! Die Beförderung derselben ist vom Chef eines reichen Handelshauses auch nur aus Gefälligkeit übernommen worden. Solche geschäftliche Nachlässigkeiten sind hierzulande an der Tagesordnung; vermuthlich stehen die Kisten in irgendeinem vergessenen Winkel, und kein Mensch weiß, wohin sie gehören. Herr N. ist dadurch genöthigt worden, für sich und seine Leute eine Menge Dinge zu enormen Preisen hier anzuschaffen, womit seine Kisten reichlich angefüllt waren, wie Kleider,

Schuhe, Diggergeräthe, Provisionen aller Art, Eisendraht u. s. w. Er hat eine Anzahl Leute aus Amerika mitgebracht, die ihm statt der Neger beim Graben und Sortiren behülflich sind, auch eine Wirthschafterin und einen weißen Claimaufseher. Letzterer stammt aus Bremen und hat seine Frau und fünf Kinder bei sich; die älteste Tochter ist achtzehn Jahre alt. Die ganze Familie verspürt leider auch bereits die entkräftende Wirkung der Tropenglut. Heute haben wir 35 Grad R. im Schatten.

Ich baue jetzt jeden Abend am Eingang meines Zeltes zwei hohe Flaschenbarrikaden auf, um mich vor nächtlichen Ueberfällen zu schützen. Diese Vorsicht ist nöthig, denn es ist neuerdings bei den Dieben hier üblich geworden, sich bei Nacht leise in die Zelte einzuschleichen und die Schlafenden durch Chloroform zu betäuben, um dann ungehindert deren Koffer erbrechen zu können.

Achtes Kapitel.

Neue Krankheit. — Uebersiedelung nach Delports Hope. — Flußdiggerleben und dessen Annehmlichkeiten. — Besuch von Likatlong. — Gottesdienst der Eingeborenen. — Rückkehr nach New-Rush. — Errichtung eines neuen Camps. — Möblirung des Wohnhauses. — Arbeiterlöhne. — Hinabsteigen in den Claim. — Erster Fund. — Kletterkunst der Kaffern. — Fahrwege zwischen den Claims. — Unglücksfälle. — Behandlung des diamantenhaltigen Stoffs. — Veruntreuung der Funde. — Folgen der englischen Annexion für die Diggers. — Spitzbubenbande in Bultfontein. — Aufruhr vom 17. December 1871. — Diamanten Paniques. — Ertrag der Kopje. — Claimpreise. — Neueste Rushe. — Musikalische Begabung der Kaffern.

New-Rush, 1. Mai 1872.

Anfang März überfiel mich wieder eine schlimme Krankheit, eine Art Gallenfieber, und meine Kräfte schwanden so schnell und so bedenklich, daß der herbeigerufene Arzt eine sofortige Luftveränderung verordnete; sie allein, meinte er, könne mich vom Tode retten. Ich fuhr deshalb in meinem mit gemietheten Ochsen bespannten Wagen nach Pniel und von da acht Stunden stromabwärts nach Delports Hope, einem Flußdigging, das im vorigen Jahre sehr besucht gewesen, jetzt aber nur noch etwa 30 bis 40 Diggers zählte. Ich hatte eine officielle Empfehlung an den Polizeisergeanten Corns erhalten, der hier mit etwa 20 Mann berittener Gensdarmerie (mounted police) stationirt ist und sich, wie alle seine Untergebenen, in seiner freien Zeit auch mit Diamantendiggen beschäftigt. Er weihte mich in die Geheimnisse des Fluß-

diggens ein und verschaffte mir zwei Uferclaims nebst den nöthigen Diggergeräthschaften: zwei Cradles (Wiegen), acht große Tubs (Bottiche), sechs Schaufeln, drei Pickäxte und ein Dutzend fester Säcke. Ich fing auch sogleich zu diggen an. Meine Gesundheit hatte sich, wie der Doctor richtig vorhergesagt, sobald ich die Trockendiggings verlassen, auffallend gebessert, und die verhältnißmäßige Ruhe des Flußdiggerlebens, der reichliche Genuß von Milch und Vegetabilien, die täglichen Bäder im Strome gaben mir rasch die verlorenen Kräfte zurück.

Delports Hope, aus einer kleinen Gruppe von Zelten bestehend, liegt in reizender Gegend am Vaalflusse, der zwischen waldbewachsenen Ufern in anmuthigen Windungen rasch dahinströmt; überall, wohin das Auge blickt, Grün, herrliches, frisches Wald- und Wiesengrün; eine elastische, mit süßen Blumendüften geschwängerte Luft weht über diese blumenbedeckten Wiesengründe; zahllose Vögel singen auf allen Bäumen; bis in weiteste Fernen sieht man die Wiesenflächen bedeckt mit weidenden Pferden, Rindern, Schafen und Ziegen. Mein Zelt stand auf einem grünen Plätzchen mit herrlicher Aussicht auf den wellenglitzernden Strom; jeden Tag ging ich mit sieben Kaffern vom Stamme der Batlapins, die ich pro Mann mit 6 Schilling die Woche bezahlte, hinunter an den Strom, um nach Diamanten zu graben. Viel wird hier nicht gefunden, doch was gefunden wird, ist stets von erster Qualität; die Händler bezahlen die Flußsteine gleich hoch wie die brasilianischen und indischen, während die meistens gelblichen Diamanten von New-Rush und Dutoitspan weit geringere Preise erzielen. Ich grub einen vollen Monat hier, leider jedoch immer vergebens, kein Steinchen wollte sich finden. Aber die stille Einsamkeit, der ländliche Friede, die schöne grüne Landschaft, die mich sehr an das Elbthal bei Pillnitz erinnerte, das billige Leben (Milch und Eier in Ueberfluß, Wasser und Holz umsonst!) fesselten mich so an das liebliche Delports Hope, daß mir der Gedanke peinlich war, dieses grüne Sorgenfrei wieder verlassen zu sollen, um nach dem freudlosen New-Rush zurückzukehren.

Das Diggen am Flusse, in den sogenannten River-Diggings, ist eine durchaus andere Arbeit als die in den Dry-Diggings. Wenn der Fluß niedrigen Wasserstand hat, läßt er einen ziemlich breiten flachen Uferrand frei, welcher mit Felsblöcken und Steingerölle übersäet ist. Diese hat der



Diamantenwäscher am Vaalstrome.

Digger zunächst zu entfernen, was natürlich viel Mühe und Zeit kostet. Hat er dann einen der Größe seines Claims entsprechenden Platz abgeräumt, so sticht er den verhärteten Schlamm- und Lehmboden, in dem eine Menge bunter Kieseln, Quarz und Achatstücken eingebettet sind, mit Picke und Schaufel aus, bis er, gewöhnlich schon in einer Tiefe von 1—2 Fuß,

auf harten Felsen stößt. Die ausgestochene Masse wird in Säcken an das Flußufer getragen, hier in hölzerne Bottiche gefüllt und unter stetem Uebergießen mit Wasser mittels Schaufeln darin umgerührt. Das auf diese Art von Schlamm und Erde gereinigte Steingeröll muß dann die „Wiege" passiren (siehe Seite 52), und der durchgegangene Rest wird zuletzt auf einer glatten Tischplatte mit dem Scraper nach Diamanten durchsucht. Alle Sortirtische sind dicht am Ufer aufgestellt und von grünen Lauben, die man sich aus Zweigen errichtet, überschattet. Der Anblick des rasch vorüberfließenden Stroms, das Einathmen der frischen vom Wasser gekühlten Luft, das gänzliche Fehlen von Staub, dabei die stete Hoffnung unter den auf dem Tische in feuchtem Glanze ausgebreitet liegenden und in allen Farben spielenden Achatsteinchen einen werthvollen Diamanten zu entdecken — alles das macht das Sortiren hier zu einer sehr angenehmen Beschäftigung, einem wahren Vergnügen. Freilich sind die Chancen einer reichen Ausbeute nicht groß; von 100 Diggers sehen sich nur etwa 4 oder 5 vom Glücke begünstigt. Darum ist das Flußdiggen nur Leuten anzuempfehlen, die nicht von der Hand in den Mund leben, sondern allenfalls ein Jahr lang diggen können, ohne für die Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse auf den Ertrag angewiesen zu sein. Die hier gefundenen Edelsteine sind meistens schneeweiß; Splints (Splitter) kommen selten bei ihnen vor, Boart nie, dagegen öfters Cracks (Sprünge) und Spots (Flecken), was dann allerdings ihren Werth bedeutend vermindert.

1½ Stunde nordöstlich von Delports Hope liegt an dem kleinen Flusse Kolong (Hart River) das nur von Griquas bewohnte große Dorf Likatlong. Ich ging eines Sonntags dorthin, um dem Ngosi (Häuptling) Jantje meinen Besuch zu machen. Leider war er nicht anwesend, sondern nach Kuruman gereist, doch wurde ich von seinem Bruder sehr artig empfangen. Derselbe geleitete mich auch in die Kirche des Dorfs, eine aus rohen Baumstämmen errichtete, mit Rohr gedeckte große Hütte. Mehrere hundert Griquas, Männer, Frauen und Kinder, waren darin versammelt und lauschten, auf dem

Boden kauernd oder auf mitgebrachten Strohstühlen sitzend, der feurigen Predigt, die ein Eingeborner in grauem Paletot, von der mit Büffelhörnern verzierten Kanzel herab in Kaffernsprache hielt. Neben ihm saß ein alter Mann mit einer großen Brille auf der Nase, ebenfalls ein Eingeborener, welcher das Amt des Küsters und Vorsängers versah. Nach der Predigt wurden von der Gemeinde Lieder ohne Orgelbegleitung, doch nicht unharmonisch und mit ziemlich reinen Stimmen abgesungen. Die Frauen und Mädchen trugen ihren Sonntagsstaat: ein schneeweißes, kokett mit blauen Bändern verziertes Hemd, darüber einen buntgestreiften Rock, einen rothen Turban um den Kopf und lange Ohrgehänge; die jungen und hübschen unter ihnen konnten mit dem olivengelben Teint und den großen schwarzen Augen an die Frauen von Neapel, Griechenland oder Andalusien erinnern. Die neugierigen Blicke, die aus ihren brennenden schwarzen Augen auf mich, den einzigen Weißen in der Versammlung fielen, waren für mich sehr ergötzlich, ebenso das unablässige Ab- und Zutragen von niedlichen Säuglingen, die allemal, wenn sie zu schreien anfingen, von ihren Müttern eiligst weggetragen wurden, um draußen gütlich beruhigt zu werden.

Der große Kraal Likatlong besteht aus einigen hundert Rohrhütten. Jede Hütte ist wieder von einem kleinen Kraal umgeben, zu dem nur ein ganz enger Eingang führt, und enthält zwei dunkle, fensterlose, nur oben mit einer Oeffnung für den Rauch versehene Räume, die als Küche und Schlafgemach dienen, nebst einer äußern Galerie oder Veranda.

Gegen Abend trat ich den Rückweg an, und es war schon ganz dunkel als ich an den Kolongfluß kam, der zwar nicht breit, aber wegen der reißenden Stromschnelle und des vielen Triebsandes gefährlich zu passiren ist. Bis an die Brust im Wasser und meine ausgezogenen Kleider hoch emporhaltend, arbeitete ich mich glücklich hindurch, doch irrte ich dann noch eine Stunde lang in der Finsterniß umher, ehe ich mein Zelt wieder finden konnte.

Mit Widerstreben schied ich nach einmonatlichem Aufenthalt von dem lieblichen Delports Hope, um nach der Sand- und

Staubwüste der Dry-Diggings zurückzukehren, an die ich durch meinen Claim gefesselt war. Den alten Claim und die Hälfte des neuen, der in der achten Road lag, hatte ich zwar an einen speculirenden Digger verkauft, doch blieb mir noch die andere Hälfte des neuen, ein Raum von 30 Fuß Länge und 7½ Fuß Breite. In New-Rush wieder angekommen, trennte ich mich von meinem bisherigen Diggergenossen und errichtete mir ein eigenes Camp, ein halbes Stündchen von dem seinigen entfernt, auf einem an der Dutoitspanstraße gelegenen Platze neben der ganz aus Eisen construirten katholischen Kirche, verlegte es aber bald nach einem näher an der Kopje liegenden Platze, etwa 100 Schritte nordöstlich von der Mutual Hall, einem sehr großen, ebenfalls eisernen Gebäude, das, von einer Actiengesellschaft erbaut, zu Concerten, Theatervorstellungen, Banketten und Bällen dienen sollte, in dem jedoch später auch der High Court (das Appellationsgericht) für Griqualand seine Sitzungen hielt. Ich wählte den letztern Platz, um meinem Freunde G. Stevens nahe zu sein, einem in Afrika geborenen jungen Engländer, der alle Sprachen und Dialekte der Eingeborenen spricht und mir daher im Verkehr mit meinen schwarzen Arbeitern sehr nützlich sein konnte. Er genoß großer Beliebtheit bei den Kaffern, die ihn immer nur bei seinem Kaffernamen „Amtikaka" nannten.

Ein neues Camp anzulegen ist immer ein großes Vergnügen. Ich ließ um den dazu bestimmten viereckigen Raum einen Graben ziehen und entwarf dann auf dem Papiere den Plan, wie die Zelte darin placirt werden sollten. Bisher hatte ich mich mit dem einen aus London mitgebrachten türkischen Zelte beholfen; jetzt kaufte ich mir noch fünf Zelte, darunter eins für die Küche, und ein hölzernes Haus; ein Eselstall vervollständigte den Complex, der sich nun im ganzen recht stattlich ausnahm und beinahe einen kleinen „Rittergutshof" repräsentirte. Das Haus, eins von den in Nordamerika und in Norwegen zum Export gefertigten, wie sie früher nach Kalifornien und Australien gingen und jetzt in Massen nach Südafrika gebracht werden, befand sich, als ich es kaufte, noch in der Originalkiste, zerlegt in seine einzelnen Bestandtheile: die

nöthige Anzahl glatt gehobelter, nach Nummern aneinander passender Breter, welche die Wände bildeten, das aus mehreren Stücken zusammenzusetzende eiserne Dach, zwei Glasfenster und eine Thür, und kostete so 50 Pfd. St.; es war eins der kleinsten, denn es hatte nur 16 Fuß Länge, 12 Fuß Breite und 9—10 Fuß Wandhöhe; größere kosten 100, 200 bis zu 500 Pfd. St. Zum Aufstellen und Zusammensetzen, das einige Tage in Anspruch nahm, brauchte ich außer meinen Leuten einen Zimmermann, der sich seine Arbeit enorm hoch bezahlen ließ. Die Wände der zwei kleinen Zimmer, in die ich den innern Raum abtheilte, wurden mit grünem Flanell, die Decke mit weißem, bunt geränderten Segeltuch tapezirt; die Thüren verkleidete ich mit hübschen Portièren und die Wände mit prächtigen Tiger- und Goldschakalfellen; der Fußboden wurde mit trockener durchsortirter Diamantenerde aufgefüllt und dann dreifach mit Strohmatten belegt. Das Ameublement bestand in meinem Bett aus elastischen Lederstreifen mit Roßhaarmatratze, Kissen und bunten Karrossen (Felldecken), in zwei aus alten Kisten zusammengenagelten Tischen, die aber mit schön gemusterten Decken belegt waren, zwei Rohrsesseln und zwei Stühlen ebenfalls mit Leoparden- und Schakalkarrossen bedeckt, und — in einem Pianino von Jacarandaholz, das ich von einem nach England zurückkehrenden Kaufmann für 75 Pfd. St. gekauft hatte. So ausgeschmückt bildete mein Häuschen eine ganz saubere und comfortable Wohnung, welche von allen mich Besuchenden gelobt und bewundert wurde.

Rings an den Außenwänden des Hauses brachte ich sogenannte Climate Rooms an, luftige Verandas von Rohr, die, mit Tischen, Stühlen und mattenbelegten Bettstellen meublirt, wie kleine behagliche Zimmerchen erschienen und gegen Sonne und Wind, wenn auch nicht gegen Regengüsse Schutz boten. Mein türkisches Zelt diente als Speisezimmer für die weiße Dienerschaft und als Schlafstube für die Köchin, das Beduinenzelt als Gast- und Badezimmer, in dem einen neugekauften Zelte wohnte der weiße Aufseher meines Claims, in zwei andern meine Kaffernarbeiter. Ueber dem türkischen Zelte flatterte eine schwarz-weiß-rothe Flagge, allen Deutschen schon von weitem das

Camp eines Landsmannes verkündend. Der Eselstall war aus dünnen Baumstämmen und Zweigen errichtet und mit Lehm beworfen, den die rothe Erde neben meinem Hause, mit Wasser vermischt, lieferte; zum Dache wurde das Blech verwendet, womit die großen Packkisten der Kaufleute ausgefüttert sind. Das Küchenzelt, das ich in einer Auction kaufte, war die über Weidenreifen gespannte, doppelte, getheerte Plane eines langen Zeltwagens gewesen. Es überhob von nun an meine Köchin der Nothwendigkeit, bei blauem Himmel im Sonnenfeuer zu rösten und bei Regenwetter in einem Teiche das Herdfeuer zu unterhalten.

Für 22 Pfd. St. kaufte ich zwei kräftige Maulesel, und für 16 Pfd. St. einen zweirädrigen schottischen Karren zum Transport der Diamantenerde von der Kopje zu meinem Camp, denn ich wollte künftig zu Hause sortiren; ferner schaffte ich an: Ledergeschirr, Siebe von Drahtgeflecht und durchlöcherten Zinkplatten von verschiedener Größe und Dichtigkeit, einen großen eisernen Sortirtisch, sechs Picken, acht Schaufeln, acht Eimer aus Ochsenfell und andere zum Diggen gehörige Utensilien — es steckte also schon ein recht ansehnliches Betriebskapital in meinem Claim.

Der weiße Aufseher über meine Claimarbeiter, ein Afrikander, d. h. ein in Afrika geborener Holländer, erhielt 5 Pfd. St. Monatsgehalt, 5 Procent Tantième von den Diamantenfunden und freie Station, die mich, da täglich dreimal Fleisch gegessen und ein beträchtliches Quantum Zucker, Kaffee, Thee, Brot u. s. w. verbraucht wurde, auf wenigstens 5 bis 6 Pfd. St. pro Monat zu stehen kam. Außer ihm hatte ich abwechselnd zwei bis drei weiße Arbeiter mit einem Wochenlohn von 10 bis 15 Schilling nebst freier Station und fünf bis zwölf Kaffern, die in der ersten Zeit einen Wochenlohn von 8 Schilling pro Mann nebst Kost beanspruchten; da aber der Zugang an Kaffern mit dem wachsenden Bedarf an Arbeitern nicht gleichen Schritt hält und kein Kaffer im Dienst bleibt, wenn ihm von jemand ein halber Schilling pro Woche mehr geboten wird, so steigert sich der Arbeitslohn von Monat zu Monat. Im ganzen

erfordert das Diggen meines Viertelclaims für Lohn und Beköstigung der Leute, für Fütterung der Maulesel und Instandhaltung des Inventars eine monatliche Ausgabe von etwa 100 Pfd. St., also ungefähr 23 Thaler pro Tag.

In den ersten Wochen hatte ich die Arbeit in meinem Claim nur von oben vom Fahrwege Nr. 8 aus beaufsichtigt; ich konnte mich bei meiner großen Neigung zum Schwindel nicht entschließen, die gefährliche, vom überhängenden Rande des Weges 70 Fuß lang hinabhängende Strickleiter aus Ochsenhaut, die ich mir in Delports Hope für 5 Pfd. St. hatte anfertigen lassen, hinabzusteigen. Auch auf Schiffen vermochte ich nie weiter als bis zum ersten Mastkorbe zu klettern, weil mich schon in geringer Höhe ein unwiderstehlicher Schwindel ergriff. Hier erheischte indeß mein Interesse zu gebieterisch, daß ich die Scheu überwand. Ich wagte den Versuch, und siehe da, er gelang nicht nur, sondern belohnte sich auch auf der Stelle, indem, während ich unten war, zwei Diamanten, jeder von 18 Karat, im Claim gefunden wurden, die sonst wahrscheinlich nicht in meine Tasche gelangt wären; sie haben, obgleich seit Mitte Januar die Preise fast um die Hälfte gesunken sind, immerhin einen Werth von etwa 1000 Thalern.

Dieser Fund hob auch wieder mein Vertrauen zu dem Claim, das bereits sehr erschüttert war, denn Herr N., welcher ihn von October bis Mitte April betrieben, lieferte während der ganzen sechs Monate so wenige, meist ganz kleine und schlechte Steinchen ab, daß von dem Erlöse auf meinen vertragsmäßigen halben Antheil nicht mehr als 55 Pfd. St. kamen, während ich einen Ertrag von mindestens 900 Pfd. St. Brutto oder 300 Pfd. St. Netto sicher erwartet hatte.

Herunter in die Grube war ich also glücklich gelangt — wie aber wieder hinaufkommen? Beim Anblick der 70 Fuß hohen Leiter, die nicht fest lag, sondern beim Besteigen sofort eine in der Luft hin- und herschlendernde Bewegung annahm und deren dehnbare schmale Sprossen, vom Gewicht des Körpers nach unten gezogen, dem Fuße keinen sichern Stützpunkt gewährten, verzweifelte ich fast an der Möglichkeit, sie zu

erklimmen. Schließlich nahm ich aber alle meine Kraft zusammen, vermied es unterwegs, um nicht schwindelig zu werden, nach unten zu schauen, und erreichte ohne Unfall wieder den festen Boden, nachdem ich ein paar Minuten lang das beängstigende Gefühl gehabt hatte, als schwebte und schaukelte ich mit dem Fuße in einer Bindfadenschlinge zwischen Himmel und Erde hin und her.

Schon mancher der an solche Turner- und Seiltänzerkünste nicht gewöhnten Diggers hat übrigens, wie ich in den „Diamond News" gelesen, beim Hinaufsteigen aus seinem Claim das Leben eingebüßt. In der sechsten Road hatte ein Digger dreimal angesetzt, um auf der hohen Strickleiter hinauf zu klettern, und dreimal war er vom Schwindel erfaßt und zur Umkehr genöthigt worden. Nachdem er sich unten durch ein paar Züge aus seiner Tabackspfeife gestärkt, versuchte er das Wagestück zum vierten male; mit großer Mühe arbeitet er sich bis oben an den Rand der Grube: da gibt der in die Erde gerammte Holzpfosten, an dem die Strickleiter befestigt war, nach, und die Leiter stürzt mitsammt dem Manne in die Tiefe, der augenblicklich eine Leiche ist.

Doch nicht alle Fälle endigen so tragisch. Zwei Kaffern balgten sich eines Tages auf dem Fahrwege, und der eine stieß den andern, mit oder ohne Absicht, über den Rand eines 80 Fuß tiefen Claims hinab. Alle Anwesenden dachten, der Unglückliche müsse sofort todt sein; aber zum allgemeinen Erstaunen raffte er sich nach einigen Minuten unten vom Boden auf und kletterte, als ob ihm nichts geschehen wäre, an der Grubenwand zur Oberwelt empor. Ueberhaupt haben viele Kaffern eine Force darin, ohne Strickleiter an den Wänden hinaufzuklimmen, was sie auf folgende Weise bewerkstelligen. Einer wird von den oben am Rande stehenden Kameraden an einem um seinen Leib geschlungenen Seile langsam in die Grube hinabgelassen, und so in der Schwebe hängend bohrt er mit einer Picke zwei parallele Reihen von Löchern in angemessener Entfernung voneinander von oben bis unten in die Wand. Mit Hülfe dieser Vertiefungen klettern nun die Leute wie Katzen hinunter und herauf, indem sie abwechselnd

beide Hände und einen Fuß, oder beide Füße und eine Hand in dieselben einstemmen. Wenn aber anhaltende starke Regengüsse das Erdreich der Wände locker und bröcklich gemacht haben, ist schon mancher der kühnen Kletterer herabgestürzt und mußte seine Waghalsigkeit mit dem Leben oder wenigstens einem Bein- oder Armbruche bezahlen.

Die meisten Unglücksfälle passiren jedoch dadurch, daß unterhöhlte Claimkegel oder Wände einstürzen und alles Lebendige, was sich gerade darunter befindet, begraben, oder daß Karren sammt den vorgespannten Pferden, Ochsen oder Eseln vom Fahrwege in die tiefen Claims hinunterfallen.

Die Breite der Fahrwege zwischen den Grubenreihen war ursprünglich auf 15 Fuß festgesetzt. Von Diggers, deren Habsucht keine Rücksicht kennt, wurden aber die Claimwände unten weiter ausgegraben als oben, sodaß nun der obere Theil überhing und der Sicherheit wegen abgestoßen werden mußte. Damit ging immer ein Stück von der Wegbreite verloren, und auf diese Weise sind die Wege nach und nach so schmal geworden, daß die sich begegnenden Geschirre einander nicht mehr ausweichen können. An manchen Stellen ist die Fahrbahn nur noch 6 Fuß breit, an andern mußte man hölzerne Brücken über den Weg spannen. Wegen der Enge des Fahrwegs wurde auch fast jeder Claim mit einer hölzernen Plattform versehen, die sich zur Hälfte auf den noch stehen gebliebenen Weg stützt und mit der andern Hälfte über den Rand der Grube hinausragt; sie dient dazu, mittels einer Winde den Diamantenstoff in Eimern herauszufördern und bis zur Ankunft des nächsten Karrens aufzuhäufen.

In den letzten Wochen sind sogar mehrere Wege zum Theil schon versunken. Der Fahrweg Nr. 9 sank plötzlich auf einer Längsstrecke von 150 Fuß in die Tiefe und verschüttete alle an seinem Rande gelegenen Claims. Zum Glück erfolgte der Einsturz bei Nacht, sonst wären Hunderte von Arbeitern ums Leben gekommen. Der Fahrweg Nr. 7 ist nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft der dabei interessirten Claimbesitzer fast auf seiner ganzen Länge abgetragen und durch einen hölzernen Viaduct ersetzt worden.

Der Zeitpunkt rückt immer näher, wo man sämmtliche Fahrwege abtragen und das Ausbringen der Diamantenerde nach einem andern System als bisher wird betreiben müssen. Es besteht bereits die Absicht, an der Westseite der Kopje eine Eisenbahn auf schiefer Ebene, unter einem Neigungswinkel von ungefähr 30 Grad, bis zu einer Tiefe von 65 Fuß anzulegen, welche ganze Züge mit Erde beladener Wagen mittels einer stehenden Dampfmaschine an Drahtseilen aus den Claims herausbefördern soll.

Das Diggen hier in der Colesberg Kopje ist viel weniger mühsam als das in den Flußdiggings; es wird nur dann sehr beschwerlich, wenn man in seinem Claim auf Felsen stößt, auf ein sogenanntes schwimmendes Riff, wie ein solches an der Ostseite meines Claims zum Vorschein kam. Der Fels muß dann Stück für Stück abgehämmert und das Gestein in Eimern aus der Kopje herausgeschafft werden: eine schwere und an sich ganz unergiebige Arbeit. Für gewöhnlich gräbt man aber in weichem Grunde, in dem verwitterten und zersetzten vulkanischen Tuff, welcher den ganzen Kessel der Kopje ausfüllt und der allerdings am Lagerungsorte steinhart ist, aber an der Sonne und im Regen weich und mürbe wird und sich dann leicht mit Stöcken oder Schlägeln zerkleinern, ja zerpulvern läßt. Die Stücke, wie sie vom Boden und von den Wänden des Claims mit der Pickaxt losgehauen werden, haben gewöhnlich den Umfang eines großen Pflastersteins.

Die meisten Diggers sortiren unmittelbar am Rande der Kopje, daher hat sich aus den Haufen des durchsuchten Diamantenstoffes bereits ein hohes Ringgebirge um dieselbe aufgethürmt, von dem man eine schöne Aussicht auf die Kopje, die Stadt und Umgegend genießt. Aus den Tausenden von Sieben aber, durch welche die Erde vorm Sortiren geschüttelt wird, steigt fortwährend eine entsetzliche Sand- und Staubmasse auf, die jeder Luftzug den hier Arbeitenden in die Augen treibt, sodaß fast alle geschwollene und entzündete Augenränder bekommen. Der Gentleman-Digger zieht es deshalb vor, sich die aus dem Claim geförderte Erde nach seinem Camp fahren zu lassen und da unter schattigem Rohrdach zu sortiren, unbelästigt vom

wüsten Menschengedränge und vom Staube (denn das Sieben wird von seinen Kaffern immer auf der windfreien Seite besorgt); auch die weiblichen Mitglieder seiner Familie nehmen hier oft an dieser Beschäftigung theil.

Die in harten Klumpen auf den Sortirplatz gebrachte Claimerde wird mit Knüppeln klein geschlagen und dann zuerst durch ein grobes Sieb geworfen; was durch dieses nicht hindurchgeht, bleibt liegen; die hindurchgegangene Masse kommt auf ein feineres, etwa 3 Fuß langes und 1½ Fuß breites Sieb mit klein durchlöchertem Zinkboden, das an dem einen Ende zwei Handhaben hat; mit dem andern Ende auf einen zwischen zwei Holzpfosten ausgespannten Strick gelegt, wird es rasch an dem Stricke hin- und hergezogen, wobei alle Sandtheilchen sich ablösen und hindurchfallen. Die im Siebe zurückbleibenden Klümpchen, in der Größe von Linsen bis Kirschkernen und selbst von Taubeneiern, werden auf die eiserne oder hölzerne Platte des Sortirtisches geschüttet. Und nun beginnt das Sortiren, das die wichtigste Arbeit für den Digger ist und einige Uebung erfordert. Der vor dem Tische sitzende Sortirer theilt mit einem fünf bis sechs Zoll langen und zwei Zoll breiten eisernen Schaber (Scraper) von dem vor ihm aufgethürmten Haufen eine gewisse Menge von Klümpchen ab, breitet sie vor sich aus und streicht sie nach der Durchsicht links zur Tischplatte hinunter. Diese ganze Manipulation erfordert nur drei Elnbogenbewegungen, die aber bei dem geübten Sortirer so ungemein rasch aufeinanderfolgen, daß zuschauende Neulinge gewöhnlich über die ununterbrochene, blitzschnelle und automatenartige Armbewegung desselben in das größte Erstaunen versetzt werden. Es scheint ihnen kaum möglich, daß bei dem wie von Dampf getriebenen rastlosen Hinwegstreichen des Armes über den Tisch jeder kleine in der Claimerde, dem sogenannten „Stoffe“, befindliche Diamant sofort wahrgenommen werden könne. Und dennoch ist es selten, daß dem scharfen Blicke des Sortirers ein Diamant entgeht, da letzterer zwischen dem trockenen, mattfarbigen und graugrünen Geröll durch seinen strahlenden Lichtglanz sogleich ins Auge fällt und auch an seinem eigenthümlichen Schein

von den häufig vorkommenden Glimmerstücken und Quarzkrystallen, die ebenfalls in der Sonne glänzen, sich leicht unterscheiden läßt. Es ist ein sehr belustigender Anblick, welcher alte Diggers immer zum lauten Lachen reizt: einem Neulinge zuzusehen, wie er mit größter Bedächtigkeit und peinlicher Vorsicht den vor ihm ausgebreiteten Abstrich von Diamantenstoff langsam durchsichtet, und wie er jedes im Sonnenlichte schimmernde Quarz- oder Glimmerstückchen aufmerksam mit dem Scraper hin- und herwendet, in der Meinung, es könne am Ende doch ein Diamant sein. In den Flußdiggings dagegen geht das Sortiren nicht so hurtig von statten, da unter den hier den Sortirstoff bildenden Steinchen, weil sie sämmtlich in feuchtem Glanze blinken, der Diamant nicht so auffallend hervorsticht, sodaß eine längere und sorgfältigere Durchsuchung erforderlich ist.

Das Sortiren ist für mich ein außerordentliches Vergnügen. Die regelmäßige Arm- und Handbewegung ist stets von der angenehmen gespannten Erwartung begleitet, jeden Augenblick ein reizendes blitzendes Steinchen finden zu können, weshalb an ein Müdewerden dabei nicht leicht zu denken, wenn der Claim nicht ein gar zu unergiebiger ist. Dabei ist das Sitzen im Freien, gewöhnlich auf einem Hügel, der durch den hinuntergestrichenen Stoff sich von Tag zu Tag immer höher und höher aufthürmt und dann eine hübsche Rundsicht auf die ganze Nachbarschaft bietet, schon an und für sich angenehm und sehr gesund, namentlich wenn man sich noch ein kühlendes schattiges Rohrdach darüber hergerichtet hat. In den trockenen Diggings kommt es übrigens nicht selten vor, daß Geröllklümpchen vom Sortirtische hinuntergekehrt werden, worin kleinere Diamanten, von ½ bis 3 Karat, eingebettet waren, wie sich oft bei einem zweiten Sortiren desselben Stoffs herausstellt, nachdem Sonnenschein und Regen die Masse nach und nach mehr gelockert und aufgelöst haben. Besonders die ersten Diggers durchsuchten den aus ihren Claims gewonnenen diamantenhaltigen Stoff nur ganz oberflächlich; „Lumps“ (große Klumpen von Claimerde), die sich nicht gleich mit der Keule zerschlagen ließen, warfen sie achtlos

auf die Seite, oder sie faßten ihre Camps und Sortirplätze damit ein. Später haben andere diese weggeworfenen Stücke zerkleinert und sortirt und mitunter Diamanten von 30 bis 40 Karat darin gefunden!

Ein Diamant läuft vom Claim bis zum Sortirtische so viele Gefahren, daß es fast ein Wunder ist, wenn ein größerer Stein, d. h. einer von mehr als etwa 5 Karat, überhaupt noch auf dem Sortirtische gefunden wird. Zuerst schon im Claim. Sieht der hier arbeitende Kaffer beim Abpicken der Wände oder des Bodens mit seinen scharfen Adleraugen die Ecke eines Diamanten hervorblitzen, so dreht er sich zunächst um und überzeugt sich, ob ihn sein Herr gerade beobachtet. Ist dies nicht der Fall, dann kratzt er den Stein in einem Augenblick heraus und läßt ihn in seine Mundhöhle verschwinden. Ruht dagegen der Blick des Herrn auf ihm, so läßt er sich keine Gemüthsbewegung anmerken, sondern schlägt ruhig das ganze Stück, worin er den Diamanten bemerkt hat, herunter und setzt wie zufällig den Fuß darauf. Nun paßt er den günstigen Augenblick ab, wo er ungesehen den Fund sich aneignen kann. Dieser günstige Augenblick wird aber fast jedesmal eintreten, da der Herr wenigstens ein halbes Dutzend Augen haben müßte, um seine im Claim arbeitenden Kaffern sämmtlich gleichzeitig in allen ihren leisesten und unmerklichsten Arm- und Handbewegungen genau überwachen zu können. Da es nun eine alte Erfahrung ist, daß die großen Steine fast ausnahmslos immer schon im Claim selbst gefunden werden, so läßt sich ermessen, wie groß die Gefahr für den Besitzer desselben ist, gerade die werthvollsten Steine zu verlieren, welche sich in seinem Claim vorfinden mögen.

Die zweite Gelegenheit, einen Stein zu entwenden, hat der Kaffer, wenn er den abgeschlagenen Claimstoff zum Hinaufziehen in den Eimer füllt; die dritte beim Aufhäufen des Stoffs oben auf dem Rande des Fuhrwegs; die vierte beim Einladen desselben in den Karren; die fünfte beim Ausschütten auf dem Sortirplatze; die sechste und beste beim Zerschlagen und Zerkleinern der Geröllklumpen; die siebente beim Durchwerfen durch das grobe, die achte endlich beim Hindurchrütteln

durch das feine Sieb. Daß dem Arbeiter bei so vielmaligem Umundumwenden des Stoffs und bei der Eigenschaft des Diamanten, durch sein Blitzen und Funkeln im Sonnenlicht sich dem Auge sofort bemerkbar zu machen, selten ein größerer Stein entgeht, und daß daher ein sehr geringer Procentsatz der werthvollern Diamanten den Sortirtisch erreicht und hier in die Hände des Claimbesitzers gelangt, kann man aus dem Gesagten leicht entnehmen. Die Gelegenheit zum Diebstahle eines Diamanten reizt einen schwarzen Dienstboten geradezu unwiderstehlich, da er sich, wenn er eine geringe Summe dafür erhält, Branntwein, wenn er eine größere bekommt, eine Flinte, und bei noch größerer sogar ein Weib kaufen — also die drei größten und heißesten Wünsche eines Kaffern damit erfüllen kann. Er kann dann auch um so schneller nach seinem heimatlichen Kraal zurückkehren und braucht sich nicht mehr in harter Arbeit, die ja jedem Kaffer so gründlich zuwider ist, in einem lebensgefährlichen Claim abzuplagen für einen weißen Herrn, den er in seinem Leben früher nie gesehen hat und an den ihn keinerlei Sympathie bindet. Etwas ganz anderes würde es sein, wenn der Kaffer für seinen eigenen schwarzen Landesherrn arbeiten sollte — für diesen würde er ohne Rast und Ruhe arbeiten wie ein Pferd und ihm nie einen Stein veruntreuen. Ja er ist bereit, jeden Augenblick sein Leben für denselben hinzugeben. Die ungeheuere Anhänglichkeit, welche diese Wilden für ihre angestammten Häuptlinge haben, ist höchst merkwürdig und würde rührend und ehrenvoll sein, wenn sie nicht zumeist nur auf Dummheit, Gedankenlosigkeit und Aberglauben und einer ohne Prüfung als Erbstück übernommenen Tradition beruhte, die ihn in seinem Ngosi oder Inkosi einen ihm für die ganze Lebenszeit vorgesetzten absoluten Herrn erkennen läßt. Es ist nun festgestellt, daß viele schwarze Häuptlinge, welche ihre Leute zu zeitweiser Arbeit nach den fernen Diamantenfeldern schicken, denselben den Befehl mitgeben, ihnen außer einer Flinte und Schießzeug noch einige Diamanten mitzubringen, da sie gefunden haben, daß die ihr Land besuchenden weißen Händler sehr gern solche Steine als Zahlung gegen Flinten und Schießpulver, Woll-

decken und Branntwein annehmen. Wie könnte also der Kaffer im Claim, wenn er einen schönen Diamanten in der Wand blitzen sieht, es über sich gewinnen, denselben einem ihm vollständig unsympathischen weißen Miethsherrn auszuliefern, statt ihn für seinen angestammten Herrn, seinen fast göttlich verehrten Inkosi aufzuheben!

Eine der ersten Folgen der englischen Besitzergreifung der Diamantenfelder war die Niederlassung einer Menge von weißen Speculanten, welche die diebischen Neigungen der Kaffern für sich auszunutzen streben und deshalb die vier Camps der Dry Diggings mit einer neuen Pest: den zahllosen fliegenden und seßhaften Cantinen, beschenkt haben. Dort kann jeder Kaffer die Steine, die er am Tage gefunden oder gestohlen hat, mit allergrößter Leichtigkeit am Abend für Branntwein und Geld los werden. Natürlich geben die weißen Spitzbuben dem schwarzen oft nicht einmal den zwanzigsten Theil des wahren Werthes eines Steines, den dieser ja selten zu beurtheilen vermag. Infolge dessen ist seit der englischen Annexion das Camp alle Nächte durch herumstreifende Banden brüllender betrunkener Schwarzen unsicher gemacht. Da die englischen Gesetze keine „Class Legislation“ dulden, d. i. Ausnahmsgesetze für eine besondere Klasse von „britischen Unterthanen“, als welche ja die Neger von der Regierung theoretisch betrachtet und gehätschelt werden, so kann natürlich einem Schwarzen nicht verboten werden, was einem Weißen gestattet ist: die Freiheit, sich Abends zu amusiren, wo und wie es ihm Spaß macht. Der Oranje-Freistaat war in dieser Hinsicht freilich herz- und rücksichtslos, es bestand ein strenges Gesetz, daß kein Schwarzer nach Abends 9 Uhr ohne schriftliche Erlaubniß seines Herrn sich auf der Straße sehen lassen durfte, widrigenfalls er für die Nacht eingesperrt und nächsten Morgen ausgepeitscht wurde. Damals gab es aber auch keinen Diamantenverkauf durch schwarze Dienstboten, und im Zusammenhange damit keinen Diamantendiebstahl!

Seit die englische Regierung ihre negerschützende Flagge hier aufgezogen und ihren schwarzen Kindern die unbedingte Freiheit zum nächtlichen Herumstrolchen gegeben hat, machen

sich diese die neuen Rechte bestens zu Nutze, und eine allgemeine rasche Demoralisation unserer schwarzen Dienstboten ist die natürliche unmittelbare Folge. Der englischen Regierung scheint mehr an der Erhöhung ihrer Einnahmen durch die Cantinlicenzen und den Branntweinverkauf zu liegen, als an dem Wohlergehen der weißen Diggers, die jetzt ihre Claims durch eine Heerde von schwarzen Dieben bearbeiten lassen müssen, da keine andern Arbeiter zu haben sind. Es hilft den Diggers nichts; daß eigene Speculanten fortwährend mehrere Tagereisen weit den neu ankommenden Zügen schwarzer Zuwanderer entgegenreiten und dieselben sofort schon auf dem Wege zum Dienste für die Diggers engagiren, welche bereits jeder 1—2 Pfd. St. pro Kopf für die Zuführung solcher neuen, von der Cultur noch unbeleckten und unverdorbenen, wilden Schwarzen vorausgezahlt haben. Denn sobald die letztern nur erst ein paar Wochen lang hier sind, werden auch sie von ihren schon länger hier anwesenden Kameraden in die Geheimnisse des allnächtlichen Diamantenverkaufs eingeweiht. Schon an den ersten Abenden nach ihrer Ankunft, wenn sie um ihr Feuer herumsitzen, erhalten sie den Besuch von Stammesgenossen, welche sie in ihren neuen Lebensverhältnissen, in der neuen, ihnen so ungewohnten Welt zurechtweisen und ihnen mittheilen, daß sie die kleinen blitzenden Steinchen, für deren Ausgraben sie vom Umlungu (Weißen) in Lohn genommen worden sind, mit viel größerm Vortheil für ihre eigene Rechnung verwerthen können als für den stolzen, unnahbaren Weißen, dessen Sprache sie nicht verstehen.

Die weißen Halunken, die gestohlene Steine kaufen und sich dadurch hundertmal rascher ein Vermögen machen, als ein ehrlicher Kaufmann oder Digger es vermag, bezahlen eigene schwarze Agenten, die alle Nächte in den Camps herumstreifen und namentlich auf alle neu zugewanderten Schwarzen emsig Jagd machen, um sie zum Verkaufe ihrer künftigen Funde an sie zu engagiren und sie somit zu Mitgliedern der bereits fast die gesammte schwarze Arbeitermasse umfassenden großen Diebsgenossenschaft zu machen.

Welchen Fluch hat also die neue englische Regierung mit

ihren milden, negerfreundlichen Gesetzen und ihren massenhaften Cantinlicenzen über die weiße Diggergemeinschaft der Diamantenfelder gebracht! Und dann, welche traurige Weihnachtsbescherung hat sie derselben mit den neuen „Diglicenzen für eingeborene Diggers" gespendet! Indem sie ihr Recht auf den Besitz der Diamantenfelder nur auf die vorgeschobene Schenkung des Landes durch dessen vermeintlichen frühern Besitzer, den Griquahäuptling Waterboer, begründen konnte, hat sich die englische Regierung schon dadurch der Möglichkeit begeben, den Schwarzen das Graben nach Diamanten zu untersagen, denn die ansässigen frühern Herren und großmüthigen Geber des Landes müssen doch natürlich ebenso viel Recht zur Ausbeutung von dessen Naturschätzen haben als die vielen aus weiter Ferne hergelaufenen Fremden! So schleppt Ein Unrecht immer ein folgendes hinter sich her!

Es wurden also alsbald nach der Annexion des Landes Diglicenzen auch an Schwarze vertheilt, namentlich in Bultfontein, dem von den weißen Diggers am wenigsten frequentirten Camp, und mit dieser unglücklichen, der Regierung mit Recht von den letztern stets als ein Verbrechen angerechneten Maßregel wurde dem ausgedehnten und jetzt wie eine Epidemie über die Dry Diggings ausgebreiteten allgemeinen Handel mit gestohlenen Steinen, dessen Versuchungen kein schwarzer Claimarbeiter zu widerstehen vermag, Thür und Thor geöffnet. Sobald die Nacht kommt, werden die den Tag über gestohlenen und dem weißen Herrn verheimlichten Steine zu einem der zahlreichen bultfonteiner, mit Claimlicenz versehenen schwarzen Diggers gebracht oder an deren rührige Agenten, die alle Abende im ganzen Camp die Feuer der schwarzen Dienstboten besuchen, ausgeliefert. Von diesem Augenblicke an kann weder der Herr noch die Polizei sich in die Sache mehr mischen, da jeder eine Licenz besitzende Digger — ob weiß oder schwarz — gesetzlich das Recht zum Verkaufe von Steinen hat! Daß die Steine, die er zum Diamantenhändler bringt, nicht in seinem eigenen bultfonteiner Claim gefunden wurden, wie das Gesetz natürlich ursprünglich vorausgesetzt hat, sondern eine bunte Sammlung von ge-

stohlenen Steinen aus den verschiedensten Claims von New-Rush, Dutoitspan und De Beers repräsentiren, hindert natürlich keinen Diamantenhändler, sich eine billige Kaufgelegenheit entgehen zu lassen. So wird denn gerade durch das englische Gesetz, trotzdem daß es theoretisch den Handel mit gestohlenen Steinen verbietet, derselbe factisch ermöglicht, begünstigt und legitimirt, ohne daß der auf allen Seiten fortwährend beraubte und bestohlene Digger dagegen das mindeste thun könnte.

Seine Neger unter steter Aufsicht und unter Schloß und Riegel zu halten, ist ganz unmöglich, denn wenn man auch im Claim selbst und auf dem Sortirplatze die hundert Augen eines Argus hätte, so kann man seinen Dienstboten doch zu keiner Zeit einen gewissen Gang verbieten, den sie nach dem Polizeireglement des Camps, bei Geld- und Peitschenstrafe im Unterlassungsfalle, nach den eine Viertelstunde außerhalb des Umkreises desselben gelegenen langen übel duftenden Gräben zu machen verpflichtet sind. Und dort gerade geben sich immer die schwarzen Spitzbuben in voller Sicherheit ihr Rendezvous; ebenso des Nachts, wenn der Digger schläft oder auf Besuch bei seinen Nachbarn abwesend ist.

Es ist nach allem diesem natürlich, daß die Empörung der weißen Diggers gegen die unbeschränkte und rücksichtslose Ertheilung von Diglicenzen an Schwarze eine allgemeine ist; es ist seitens der Regierung geradezu eine absolute Inschutznahme und Legitimation des Diamantendiebstahls im Großen und eine Beförderung des Handels mit gestohlenen Steinen ohne Grenze, gegen welche die engen Paragraphen des englischen Strafgesetzbuches vollständig machtlos sind.

Der Aufruhr am 17. December 1871, dessen ich schon im vorigen Kapitel vorübergehend erwähnte, war eine natürliche Folge dieser allgemeinen Entrüstung der Diggers. Das Zelt eines deutschen Schnapsbudenbesitzers, Namens Ascher, der schon seit einiger Zeit im Verdachte stand, von Negern Steine zu kaufen, wurde, auf die Anzeige eines Hottentotten hin, von einer Anzahl Diggers, die zuerst nur 50, bald aber 2000 betrug, niedergerissen und verbrannt, all sein Branntwein auf

die Straße gegossen und er selbst niedergeschlagen; jedoch ließ man ihn dann entwischen. Nach diesem wurden noch fünf andere gleichfalls verdächtige Schnapsbuden niedergebrannt und ihre Fässer und Flaschen zerschlagen. Der Polizeiinspector Gilfillan kam mit seiner Hand voll Leute zu spät auf den Platz, um den Opfern der Lynchjustiz noch helfen zu können, und würde es ohnedies nicht gekonnt haben. Er wurde übrigens von der seiner Mannschaft an Zahl zuletzt fünfhundertmal überlegenen Masse der Diggers mit allgemeiner Heiterkeit und mit ironischen Hochrufen empfangen.

Es ist aber nicht allein der grassirende Diamantendiebstahl, der jetzt den Diggers die gute Laune verdirbt, sondern auch der außerordentliche und stets fortschreitende Niedergang im Preise der Diamanten. Schon im October 1871 war infolge der ganz kolossalen Ausbeute der Diggings, die von glaubwürdigen Kaufleuten monatlich auf 6—7 Millionen Mark an Werth geschätzt wird, eine Ueberfüllung des londoner Marktes eingetreten, für die aller Abfluß fehlte, und ein panischer Schrecken hatte den Werth der Steine um 30 Procent herabgedrückt. Jetzt im Januar 1872 kam die Nachricht von einem zweiten „Panic" im heimischen Diamantenmarkte, der wieder die Preise um 40 Procent heruntertrieb, wenigstens für die Hauptmasse der in den trockenen Diggings gefundenen off-coloured, d. h. gelblich gefärbten Steine. Größere Steine über 20 Karat waren entweder ganz unverkäuflich oder höchstens für den sechsten Theil der Summe, die sie noch im September 1871 gebracht haben würden. Und gerade die größern Steine sind es ja, welche die Haupthoffnung jedes Diggers ausmachen und seinen steten Glückstraum bilden.

Allerdings sind diese wiederkehrenden Panics der londoner Diamantenkaufleute, die dann um so mehr auf hier zurückwirken, sehr leicht begreiflich; denn wo in aller Welt sollen denn auch die Käufer für diese Unmasse von Diamanten herkommen, die mit jeder neuen Post auf den Markt geworfen werden? Jedes nach England gehende Postschiff hat in der Regel 15—20 Gewichtspfunde von Diamanten mit sich, in registrirten und versicherten Packeten und Säckchen. Ein

Gewichtspfund Diamanten will so viel heißen wie 3330 Karat! Während die Flußdiggings in den ersten zwei Jahren nur für 300000 Pfd. St. Diamanten geliefert haben, war der Ertrag der gesammten trockenen und nassen Diggings im letzten Halbjahr auf 340000 Pfd. St. monatlich oder 80000 Pfd. St. wöchentlich gestiegen, nämlich:

50000	Pfd.	St.	von	New-Rush
25000	»	»	»	Dutoitspan und De Beers
2000	»	»	»	Bultfontein
4000	»	»	»	den Flußdiggings,

also täglich für circa 11500 Pfd. St. = 230000 Mark!

Ein großer Theil der gelben Steine geht von London nach Indien, wo die eingeborenen Fürsten, die Radschas, ihre Schwerter, ihre Turbane, Gürtel und Halsketten, ihre Säbelgurte und das Geschirr ihrer Reitpferde damit zu verzieren lieben; aber eine allzu große plötzliche Ueberschüttung kann auch der indische Markt ebenso wenig vertragen wie der europäische.

Die südafrikanischen Diamantenfelder haben in Einem Jahre, dem letztvergangenen, mehr große Steine, d. h. solche über 10 Karat geliefert, als die indischen und brasilianischen Diamantenminen innerhalb zwanzig Jahren! Der Gesammtwerth der binnen 50 Jahren in den brasilianischen Minen gewonnenen Diamanten belief sich nur auf 240 Millionen Mark; die afrikanischen würden, wenn sie fortführen, solche Ausbeute zu geben wie die letzten zehn Monate hindurch, und angenommen, daß der Preis ungefähr auf derselben Höhe bliebe, alljährlich wenigstens für 75 Millionen Mark liefern! Diese Aussicht genügt vollständig, um alle Speculation bei den heimischen großen Diamantenhändlern absolut lahm zu legen, und daher ist die fortwährende Baisse auf der Diamantenbörse eine sehr natürliche Erscheinung. Hier auf den Feldern werden noch viel höhere Preise gegeben als in London, da es einige Zeit dauern wird, ehe das große Diggerpublikum sich in die neuen niedrigen Preise wird finden wollen, und da eine so unverhältnißmäßig große Anzahl von Händlern hier sind, die nicht leben können, ohne Geschäfte zu machen, und daher noch immer suchen, sich untereinander mit den zu theuer bezahlten Steinen anzuführen.

Die Claimpreise jedoch wollen trotz der Baisse der Steine nicht sinken, da die Diggers die letztere nur für vorübergehend halten, hervorgebracht durch eine Verschwörung der großen Speculanten. Auf den reichsten Roads, dem 9. und 10., sowie am Riffe ringsherum, wird für 1/4 Claim selten unter 1000 Pfd. St. gefordert; 1500 Pfd. St. für einen solchen ist gar kein ungewöhnlicher Kaufpreis, wonach sich also ein voller Claim auf einen Preis von 6000 Pfd. St. = 40000 Mark stellen würde. Ein Grund der Kopje ist ja noch nicht gefunden, obgleich man schon in einzelnen Claims bis 100 Fuß tief ist. Was hindert also anzunehmen, daß der Ankauf eines Claims in der Colesberg-Kopje eine Kapitalanlage auf eine lange Reihe von Jahren ist?

Freilich hängt das Damoklesschwert der zufälligen Entdeckung einer neuen Diamantenkopje fortwährend über den Claimbesitzern, die ein großes Kapital für ihre Claims ausgegeben haben. Schon ein paarmal verbreitete sich wie ein Blitz das Gerücht von der Auffindung eines „Neuesten Rush", und Tausende von weißen Diggers, Geschäftsleuten und Dienstboten strömten sofort nach der bezeichneten Stelle — das eine mal bei New-Rush, eine Viertelstunde nördlich von meinem Camp, das andere mal bei Dutoitspan — um sich zeitig genug durch Ausstecken von vier Holzpflöckchen mit daraufgeschriebenen Namen ein paar Claims zu sichern, die sie vielleicht später für Hunderte oder Tausende von Pfunden würden verkaufen können. Aber beidemal erwies sich die Speculation als nichtig; keiner der Leute, die ihre neuen Claims in Arbeit nahmen, fand etwas, nur die fliegenden Cantinen, von deren Wirthen wahrscheinlich der ganze Schwindel provocirt worden war, machten an diesen Tagen überaus glänzende Geschäfte. Auch ich gehörte wie so viele andere zu den Gefoppten, denn ich hatte nicht weniger als zehn Claims ausgenommen, und zwar zwei für mich, da nur zwei für jede Person unentgeltlich auszunehmen erlaubt sind, und acht für meine vier weißen Dienstboten, denen ich, wenn aus der Sache etwas geworden wäre, später ihre Claims hätte um ein Billiges abkaufen

können, da sie das große Betriebskapital, das zur Bearbeitung eines Claims gehört, selbst nicht besaßen. —

Großen Spaß machte es mir, als ich neulich meinen Kaffern auf meinem Piano einige Stücke vorspielte, denen sie bedächtig an der Thür lauschten. Solche Töne hatten sie noch nie in ihrem Leben gehört. Der Radetzkymarsch und ein spanischer Ole schienen sie mehr anzusprechen als das Gebet aus „Norma“ und das aus den „Hugenotten“. Ich muß mir mein Piano natürlich nach den heißen verstimmenden Nordwestwinden immer selbst wieder stimmen, da ein Klavierstimmer nur sehr selten herkommt und dann 3 Pfd. St. (60 Mark) für jedesmaliges Stimmen sich bezahlen läßt! Neulich hörte ich einen Bechuanen, der sich aus Stahlsaiten, die er über hohle Wassermelonen gespannt, ein förmliches Pianoforte zusammengestellt hatte und darauf mit Rohrhämmerchen ganz eigenthümliche, nicht übel klingende Stücke spielte.

Neuntes Kapitel.

Zweiter Diggeraufruhr im Juli 1872. — Englisches Gerichtsverfahren. — Weißer Regen und Winterlandschaft. — Morgenmarkt zu New-Rush. — Preise der Lebensmittel. — Ungesundheit der Diamantenfelder. — Kirchhöfe und Begräbnisse. — Beerdigungsfeierlichkeiten der Hindus. — Cooliedienstboten. — Kafferntänze. — Zweites Flußdiggen in Delports Hope. — Diggerglück. — Ein Stein von 288 Karat. — Herrn Unger's Project. — Diamantenhypothesen. — Californische Diggererlebnisse. — Probiren einer neuen Pistole an einem Negerschädel. — Ein Chinese zur Belustigung aufgehangen. — Ein Mord am Billard. — Amerikanische und spanische Jugend. — Ein sibirischer Goldgräber. — Diamantendiebstahl und Lahmheit aller Regierungsmaßregeln dagegen. — Ein dänischer Sklavenhändler. — Versenkung einer Sklavenladung ins Meer. — Noch einmal englische Justizmisère. — Tour nach Klipdrift. — Villa Unger. — Ein schwarzer Husar. — Eine Hottentotten-Venus. — Hottentottenästhetik. — Union Kopje und Walbeck's Plant. — Rückkehr nach New-Rush. — Ankunft des Generalgouverneurs. — Festlichkeiten. — Speeches. — Ein Ball. — Ein Königreich für einen Frack. — Souperfreuden.

New-Rush, 12. November 1872.

Am 16. und 17. Juli haben wir einen neuen Aufruhr gehabt, wieder aus demselben Grunde wie den ersten am 17. December: dem epidemisch gewordenen Diamantendiebstahl und dem durch das englische Gesetz indirect beschützten Handel mit gestohlenen Steinen, der den armen vielgeplagten Digger um die Früchte seiner sauern Arbeit bringt. Ein Haufen von Diggers verbrannte am 16. Juli Abends das Zelt eines indischen Coolies, der über dem Einkauf eines gestohlenen Steines von einem Schwarzen ertappt worden war und

seinerseits von den Diggers eine sehr wohl verdiente Tracht Prügel erhielt, worauf er aus dem Camp gejagt wurde. Die im Camp zahlreichen Coolie- und Malaiendienstboten haben sich überhaupt als sehr active Händler in gestohlenen Steinen erwiesen, wobei ihnen ihre angeborene größere Intelligenz und Schlauheit sehr zu statten kommt. Am 17. Juli Abends sammelten sich etwa 4000 Diggers unweit der Kopje und marschirten, mit einer Amateur-Musikbande voran, erst auf die Südseite, dann auf die Westseite der Kopje, wo sie vier Schnapsbuden, die von notorischen Käufern gestohlener Steine gehalten wurden, verbrannten und alle Branntweinfässer darin ausgossen und zerstörten. Als man an ein fünftes Zelt kam, das man eben anzünden wollte, rief einer aus der Menge: „Rettet das Weib!“ Es fand sich, daß eine Frau mit einem kleinen Kinde im Zelte war, und sofort wendete die Masse um und ließ das Zelt in Frieden. Das hölzerne Haus eines Fleischers wurde nun noch angezündet, als Polizeiinspector Gilfillan mit 15 Mann herbeikam und der Masse zuredete, sich zu zerstreuen und nach Hause zu gehen. Ein stämmiger Digger nahm jedoch den Polizeichef wie ein Kind auf seine Arme und hielt ihn der Länge lang über das Feuer der brennenden Bude, worauf der tapfere Offizier es für gerathener hielt, sich zurückzuziehen. Es war die Masse mittlerweile wenigstens auf 5000 Weiße angeschwollen, und es erscholl jetzt der Ruf: Nach Dutoitspan und Bultfontein! Aber eine Abtheilung reitender Gensdarmerie, die sich in den Weg stellte und eine sehr ernste Miene annahm, brachte die Menge von der Idee ab; dieselbe zog hierauf nach dem Marktplatze und zerstreute sich dort nach vielen Hochrufen auf ihre Führer.

Ich meinerseits, so wenig ich wahrlich sonst mit dem wilden gesetzlosen Treiben einer aufgereizten Volksmasse zu sympathisiren vermag, bedauerte doch herzlich in dem vorliegenden Falle, daß der nichtswürdigen Bande der bultfonteiner Diamantenkäufer, die zum größten Theile sich ausschließlich nur mit dem Einkaufe gestohlener Steine beschäftigen und dadurch die ganze weiße Diggerbevölkerung in ihrem wohlerworbenen Recht und Erwerb so schwer schädigen, bei dieser

Gelegenheit von seiten der erregten Diggers nicht eine fühlbare und unvergeßliche Lection ertheilt worden ist. Ein Niederbrennen dieses Hehler- und Diebsnestes und ein Wegpeitschen seines verbrecherischen Gesindels wäre ein wahrer Segen für die ganze Diggergemeinschaft gewesen, die sich von ehrlicher Arbeit ernähren möchte und es doch nicht mehr kann, seit dieser Schwarm von Raubvögeln sich in Bultfontein niedergelassen hat und dort der ohnmächtigen englischen Gesetze lacht und spottet. Diese Schelme zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen, ist ja bei der complicirten und schwerfälligen englischen Justiz nur in den seltensten Fällen möglich. Ein so ängstliches, schwieriges und peinlich vorsichtiges Gerichtsverfahren, das ursprünglich für eine Gemeinschaft von vorherrschend ehrlichen Leuten ausgedacht und geregelt worden ist, und das daher zu Hause in England ganz an seinem Platze sein mag, paßt entschieden nicht gegenüber einer in allen raffinirtesten Listen und Gesetzesumgehungen so fein geschulten Spitzbubenbande wie diese bultfonteiner Diamantenhändler, ebenso wenig wie in Europa in wilden Revolutionszeiten von unsern Regierungen die gewöhnliche, nur für normale Zeiten berechnete Gesetzgebung für hinreichend erachtet und daher in der Regel für eine gewisse Periode durch den sogenannten „Belagerungszustand" ersetzt wird. Das große und edle, durch die ganze englische Rechtspflege hindurchleuchtende Princip, daß jedermann vom Richter so lange für unschuldig angesehen werden muß, bis seine Schuld positiv und mit haarscharfer mathematischer Genauigkeit auch in allen geringfügigsten Nebenpunkten und unter den peinlichsten Formalitäten nachgewiesen ist, trägt hier die Schuld, daß man nie und nimmer diese Schufte mit dem Gesetze fassen kann, möge auch ihre Schuld moralisch ganz zweifellos erwiesen sein. Hier gehören nicht humane und von vornherein von der Unschuld der Angeklagten überzeugte englische Richter her, die jeden geringsten Schein von Unschuld oder den geringsten Formfehler in der Anklage als einen willkommenen Vorwand zur Freisprechung für genügend erachten; nein, ein preußischer, russischer oder französischer Polizeipräsident müßte hierher gesetzt werden; er mit

seiner energischen und rücksichtslosen Amtsstrenge, nicht durch die zahllosen, haarfeinen gesetzlichen Scrupel englischer Richter beengt, würde hier in diesem Augiasstalle bald weidlich aufräumen und den vielgeplagten, unaufhörlich mitleidslos ausgeplünderten Diggers ein zufriedenes, ungestörtes und erfolgreiches Arbeitsleben wieder ermöglichen. Es ist mir in so vielen Fällen, denen ich vor Gericht beiwohnte, vorgekommen, daß die englischen Richter eine wahre Passion zum Freisprechen haben, die bis zum Fanatismus geht. Der geringste scheinbare Widerspruch in den Angaben eines Zeugen gegen den Angeklagten genügt, auch da, wo sonst sonnenklar die Schuld des letztern durch die Gesammtheit der Thatsachen nachgewiesen ist, dem Angeklagten the benefit of the doubt zu geben, wie es in englischer Gerichtssprache heißt: d. h. den Zweifel zu seinen Gunsten auszulegen und ihn laufen zu lassen. Die englische Justiz, wie ich sie in Griqualand kennen gelernt, erscheint mir als ein uneinnehmbares Bollwerk für den Unschuldigen, fälschlich Angeklagten (und das ist ihre schöne Seite), aber auch als ein breites Schlupfloch, wodurch alle nur einigermaßen gewandten Spitzbuben mit der allergrößten Leichtigkeit straflos hindurchschlüpfen.

Infolge des neuen Aufruhrs vom 18. Juli hieß es nun, daß Truppen von Kapstadt auf die Diamantenfelder beordert werden würden; diese Maßregel war auch wol von den drei „Commissioners“, welche seit der Annexion die Provinz Griqualand regierten, beabsichtigt. Indessen die Nachricht von dem Entschlusse des Generalgouverneurs Sir Henry Barkly, in eigener Person nächstens nach den Diamantenfeldern zu kommen und an Ort und Stelle zu prüfen, was am besten zu thun sei, beruhigte vorderhand das aufgeregte Diggerpublikum und machte die kostspielige 320 Stunden weite Sendung von Truppen für den Augenblick überflüssig. —

Die seit Mai eingetretene Wintersaison hatte sehr kühle Morgen, Abende und Nächte gebracht, was meinem fiebergeschwächten Körper sehr wohlthat. Das Wasser, das ich kaufte, bedeckte sich Nachts mit einer dünnen Eisdecke, und einen Tag hatten wir gar ein Schneewetter. Das war ein

Jubel für die Kaffern; viele unter ihnen, die weit aus Norden kamen, hatten noch nie einen solchen „weißen Regen“ gesehen und stießen ein tausendstimmiges Freudengeheul aus, das durch das ganze stundenweit ausgedehnte Camp lief. Der Anblick einer Winterlandschaft that natürlich uns Nordländern allen sehr wohl; freilich hörte ich später von einem mir bekannten Arzte, daß diese kalten Tage, namentlich aber die Nächte, einigen Hunderten von nackten Kaffern das Leben gekostet hatten, da sich dieselben in der Nacht erkältet und eine Lungenentzündung zugezogen hatten.

Der alltägliche Morgenmarkt, der auf dem Marktplatze abgehalten wird, bietet immer ein höchst interessantes Schauspiel. Der Marktplatz von New-Rush ist ein gutes Stück größer als der Altmarkt in Dresden und von quadratischer Form, rings umgeben von eisernen und leinenen Häusern, aber freilich nicht gepflastert, sondern nur eine weite Fläche von tiefem, rothem Sande, bei Wind daher voller dicker Staubwirbel, was den umliegenden Häusern wie überhaupt der ganzen Stadt New-Rush ein greulich verstaubtes graues und aschenartiges Ansehen gibt. Der ganze Platz ist nun früh von 6 bis 8 Uhr mit einer außerordentlichen Masse von langbespannten Ochsenwagen angefüllt, die, beladen mit Brennholz von den Ufern des Vaal- und Moderflusses, mit Millis (türkischem Weizen), Mehl und Boermehl (gemahlenem Kaffernkorn), Forage (Haferbündeln für Pferde), Reeds (Schilfrohr für Verandas, Sonnendächer und Fenzen) sowie Früchten, Gemüsen, Kartoffeln u. s. w., von den Farmen des Freistaates, Transvaals und der Colonie herbeigekommen sind. Auch Schlacht- und Zugvieh aller Art, Federvieh, manchmal sogar ganze Wagenladungen von Springböcken (Antilopen) werden zum Verkaufe ausgeboten.

Der Verkauf geht ausschließlich auf dem Wege der Auction vor sich, und der dieselbe abhaltende dicke Marktmeister hat daher seine Lunge fürchterlich zu strapaziren, weshalb er fortwährend einen Neger mit „B. and S.“ hinter sich hat, womit er von Zeit zu Zeit seine austrocknende Kehle neu anfeuchtet. Dafür aber hat dieser Mann einen außerordentlich einträg-

lichen Posten, da er von allen verkauften Dingen 5 Procent als Gebühren einbehält. Da der Werth des alltäglichen Verkaufs im Durchschnitt circa 800 Pfd. St. beträgt und nur die 52 Sonntage ausfallen, so würde sich das Einkommen des Marktmeisters auf nicht viel weniger als 12500 Pfd. St. des Jahres belaufen, wenn er alles für sich behalten dürfte. Ich glaube aber, daß er davon etwa zwei Drittel an die Regierungskasse wird abgeben müssen, und außerdem muß er sich dafür ja auch noch einen Secretär und einige schwarze Dienstboten halten.

Wenn der Marktplatz etwa mit 20 Ochsenwagen angefüllt ist, wovon jeder mit 16—20 Ochsen bespannt ist, so gibt die in Paradelinie aufgestellte Zahl von 320—400 stattlichen Zugochsen mit ihren langen Hörnern dem Platze ein sehr lebendiges Ansehen. Die Preise der Waaren sind ungemein schwankend und hängen ganz von der jedesmaligen, vorher ganz unberechenbaren Wagenzufuhr ab, sodaß sie oft von einem Tage zum andern sich verdoppeln oder um die Hälfte zurückgehen. Ich war mehrmals Zeuge, daß hier für ein Pfund frische Butter 9 Mark, für ein Dutzend Eier 6 Mark, für einen Salatkopf 5 Mark, für eine Gurke 1 Mark gezahlt wurde. Ja einmal, als ein gewisser deutscher Edelmann, der hier eine Zeit lang als Auctionator im Camp fungirte, und sich durch seine lucullischen Garçondiners bekannt machte, für seine Gäste durchaus eine Gurke haben wollte und nur noch eine einzige auf dem Markte vorräthig war, wurde er für dieselbe von einem andern Liebhaber, der auch gerade an diesem Tage Gurkensalat zu essen wünschte, bis zu 1 Pfd. St. hinaufgetrieben — 20 Mark für eine einzige Gurke!! Ein andermal, im Winter, als die Milch sehr knapp war, mußte ein Engländer, dessen Frau für ihr kleines Kind unbedingt Milch brauchte, für eine einzige Flasche 5 Mark bezahlen! In der That ein kostspieliger Schluck für das arme Würmchen, aber immer noch ein Glück für den Vater, überhaupt noch für 5 Mark den kostbaren Trank erhalten zu können, anstatt sein einziges Kind zu verlieren!

Ueberhaupt ist das Klima der Diamantenfelder für Kinder-

aufziehung ein sehr ungünstiges, erstens versiegt den Müttern die Milch, und zweitens grassiren viele Kinderkrankheiten, welche die armen Kleinen sehr gewöhnlich frühzeitig in den Himmel befördern.

Das Uebel, daß die Mütter hier keine Milch haben, beschränkt sich natürlich nur auf die noch nicht acclimatisirten, aus Europa und Amerika zugewanderten Frauen, während die Boersfrauen durch die überaus kräftige Entwickelung ihrer Vorderbüste deutlich zeigen, daß sie ihren Kindern eine reichliche Nahrung zu bieten im Stande sind.

Ein englischer Digger, der vor sechs Monaten mit Frau und Kindern hierher gekommen war, um ein Vermögen in Diamanten zu suchen, machte mir die folgende traurige Mittheilung über seine Errungenschaften auf diesen Feldern: „Ich verlor meine Frau, zwei Söhne von 7 und 3, und drei Mädchen von $8^1/_2$, 5 und $1^1/_2$ Jahren am Fieber und fand nur für 100 Pfd. St. Diamanten, die mir noch dazu zum größten Theil durch einen schwarzen Diener gestohlen wurden, sodaß ich jetzt ein Kapital zu 10 Procent monatlich (120 Procent jährlich!) auf meinen Claim habe aufnehmen müssen!“ Fürwahr, eine traurige Verwirklichung des auf den Feldern erträumten Glücks!

Die Ungesundheit der Felder liegt sicher nicht im allgemeinen Klima des Landes, sondern nur in ganz localen Uebelständen, nämlich in den grenzenlosen Anhäufungen von Unrath hinter den Häusern, wovon in den gedrängt mit Zelten besetzten nähern Umgebungen der Kopje fortwährend die ganze Umgebung verpestende Dünste aufsteigen; ferner in dem schlechten Essen und dem Trinken giftigen Schnapsfusels, sowie in dem fortwährenden Einathmen einer verstaubten Atmosphäre. Weitere Krankheitsursachen kommen für die Männer aus der Ueberarbeitung in den glühenden, von keinem frischen Winde gekühlten Claims, welcher dann beim Herausklettern an die freie Luft sehr leicht eine Erkältung folgt, und für die Frauen aus dem schlechten, unbequemen Leben in engen, bei Tage ofenheißen und bei Nacht kalten Zelten, und aus dem großen Mangel an Vegetabilien und Ge-

müſen, an Milch und andern geſunden Getränken. Dazu kommt endlich für alle noch nicht acclimatiſirten, aus kühlern Ländern zugewanderten Fremden die natürliche Dispoſition für das böſe afrikaniſche ſchleichende Fieber, das nicht bei allen Leuten wie bei mir nur in einer allgemeinen zeitweiſe zu- und abnehmenden Entkräftung ſich äußert, ſondern auch vielen das Leben koſtet.

Fieber und Ruhr — das ſind die Hauptkrankheiten des Camps, und ſie raffen ſowol zahlreiche Weiße als auch Schwarze dahin. Begräbniſſe ſind daher ein ſehr häufiges Schauſpiel, ſie gehen hier freilich meiſtens ſehr einfach und ohne den bei uns gebräuchlichen Pomp vor ſich. Ein einfacher Kaſten aus ungehobelten Bretern oder bei Aermern eine bloße Bahre genügen zur Fortſchaffung der Leiche zum öden, ſchattenloſen, ſtaubigen Kirchhof hinaus, der eine kleine halbe Stunde nordöſtlich von der Kopje liegt und mit einer Mauer umgeben iſt. Daneben iſt ein anderer ummauerter Platz für die Juden, und weiterhin auf der einſamen, rothen Steppe ſind die weiten Plätze, wo man die Kaffern, Hottentotten, Coolies und Malaien einſcharrt. An irgendeinen Schmuck der ſandigen Grabhügel denkt natürlich niemand.

Im höchſten Grade eigenthümlich und erwähnenswerth ſind die Begräbnißfeierlichkeiten der Coolies, meiſtens Hindus der niederſten Kaſte, aus der Präſidentſchaft Madras. Die Coolies vermiethen ſich hier meiſt als Köche für 5—7 Pfd. St. Monatsgehalt nebſt freier Station, als Kellner in den Speiſehäuſern und Hotels und als Privatdiener. Auch lieben ſie ſehr das Hauſiren mit Früchten und Gemüſen und kaufen auf dem Frühmarkte den größten Theil der Vorräthe im Großen auf, um dann den Tag über alle Theile des Camps zu durchlaufen und ihre Vorräthe in den einzelnen Zelten mit Gewinn wieder abzuſetzen. Die Malaien dagegen dienen gewöhnlich als Kutſcher reicher Herren.

Wenn ein Coolie geſtorben iſt, ſo verſammeln ſich am Tage darauf alle ſeine Stammgenoſſen und deren Frauen und Kinder, um ihm das letzte Geleit zu geben. Ich ſah öfter ſolche Begräbniſſe mit an, und will eins derſelben hier

beschreiben. Eine junge Frau war gestorben. Der Leichnam war in schneeweiße Leinwand eingewickelt und lag auf einer Bahre unter einem Baldachin; vier Männer trugen ihn auf ihren Schultern nach dem Kirchhof. Unter der Bahre war ein armes lebendiges Huhn angebunden, das mit dem Kopfe nach unten hing und die ganze Zeit während des Zuges bis zum Kirchhofe so hängen blieb. Die Träger waren schon anfangs von einem Schwarm von einigen Dutzenden von Coolies und deren Frauen und Kindern begleitet, denen sich, je weiter sie in den Straßen kamen, immer mehr und mehr Zuschauer, Kaffern und Hottentotten, anschlossen. Vor den Trägern schritt ein indisches Musikcorps, bestehend aus einigen Leuten, die in sehr schnellem Takte auf Tamburins von verschiedenen Größen und Tönen trommelten. Alle paar Minuten wurde halt gemacht, und dann tanzten immer drei oder vier Männer einen eigenthümlichen indischen, halb aus Mimik und halb aus Luftsprüngen bestehenden Tanz mit solcher Leidenschaftlichkeit, Beweglichkeit und Quecksilberigkeit, daß ihnen der Schweiß in Strömen am Körper herunterlief. Die ganze Hindubegleitung gab sich der ausgelassensten Freude hin. Die vor dem Katafalk herspringenden Tänzer traten immer nach einigen Minuten wieder in die Menge zurück, und andere nahmen ihre Stelle ein. Es liegt offenbar diesem eigenthümlichen Tanze zu Ehren des Todten die Idee zu Grunde, daß der Todesfall für den Verschiedenen wie für dessen Familie als ein höchst freudiges Ereigniß anzusehen sei, das mit allgemeiner Lust gefeiert werden müsse. Auf dem Kirchhofe angekommen, wurden der Todten die silbernen Ohr- und Nasenringe, Halsketten, Armbänder und Beinringe abgenommen, und die Leiche wurde dann ohne weitere Ceremonie in das Grab niedergelassen.

Zur Weihnachtszeit feierten die Coolies das sogenannte Tigerfest, das sie auch in Indien in ganz gleicher Weise begehen. Einige Männer sind als Tiger, andere als Teufel costümirt. Die Tiger werden an Ketten geführt unter einem steten Getrommel auf Tamburins, und dabei wird allerhand jongleurartige und groteske Mimik, die sehr gut in ein Ballet

unserer Opernhäuser oder Circusse passen würde, aufgeführt. Der Zug geht langsam durch alle Theile der Stadt, und es ist nur die Geduld zu bewundern, womit in der brennendsten Sonnenhitze an jeder neuen Straßenecke von neuem dieselbe pantomimische Komödie aufgeführt wird. Die Kaffern sahen derselben mit sprachlosem Erstaunen zu und wußten offenbar gar nicht, was sie daraus machen sollten.

Ich hatte jetzt einen Monat lang zwei Coolies in Dienst, nämlich einen Koch und seine junge Frau. Sie waren beide äußerst präsentirlich, der stattliche junge Mann mit seinem lang herabhängenden Schnurrbart und seinem kolossalen schneeweißen Turban, und seine Gattin, noch sehr jung und mädchenhaft, dabei sehr hübsch, wenn sie nur nicht den abscheulichen Silberring in dem einen Nasenflügel getragen hätte! Außerdem hatte sie noch reichlichen Silberschmuck in den Ohren, um den Hals, um die Arme und Finger, und sogar um die Beine und Zehen. Sie wurde dann und wann von zwei jungen Hindumädchen besucht, die mir eine hohe Idee von der Schönheit ihrer Rasse beibrachten. Namentlich die ältere, etwa 14 Jahre alt, war ein prachtvolles Mädchen, mit einem entzückenden rein griechischen Profil, schön geschnittenem Munde, feinen vornehmen Gesichtszügen und winzig kleinen Händen und Füßen, dabei von kohlschwarzer Farbe und mit langem, glänzendschwarzem Haar. Ich wünschte, ich hätte das anmuthige Wesen nach meinem Geschmacke costümiren dürfen; im Theatercostüm von Meyerbeer's „Afrikanerin" würde sie unbedingt ganz reizend gewesen sein und dann lebhaft an Pauline Lucca in dieser Rolle erinnert haben.

Ich habe vor einigen Tagen meine Hindus weggeschickt, da ich eine billigere Köchin fand, und weil ich außerdem bei der Polizei in Erfahrung gebracht hatte, daß mein Koch in der Colonie Natal wegen Vergiftung seines Herrn vor Gericht gestanden hatte und nur aus Mangel an genügenden Beweisen ohne Strafe davongekommen war. Die Hindus sind, obgleich sie sich durch ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken, ihr bloßes Reisessen und nie Betrunkensein, durch ihren Gehorsam, ihre Anstelligkeit und besonders auch durch ihr

hübsches Aeußeres sehr als Diener empfehlen, doch als Köche zuweilen sehr gefährlich, und der Fall ist schon oft vorgekommen, daß ein solcher seinem Herrn aus Unmuth über einen wohlverdienten Vorwurf irgendein langsam wirkendes Gift in die Suppe oder in Würste oder Kartoffelmus einmischte, was ein allmähliches Hinsterben desselben zur Folge hatte. Gewisse Vergiftungsmittel, die sie mit Vorliebe anwenden, sollen die Eingeweide heftig entzünden und Theile derselben zu ihren Functionen ganz unfähig machen, was natürlich ein allmähliches Hinsiechen des gesammten Organismus zur Folge haben muß.

Hindu-Hochzeiten zu sehen hatte ich auch mehreremal hier Gelegenheit. Die Braut ist noch ein Kind von nur 8 Jahren und wird dem Bräutigam, der schon 21—24 Jahre alt ist, nur provisorisch angetraut, denn sie bleibt nach wie vor im Hause ihrer Aeltern wohnen. Allerhand merkwürdige Pantomimen und Tänze unter lebhaftem Tamburingehämmer, Anzünden von Lichtern, Herumgeben von Opfertellern, Gebete und Recitationen sowie öfteres Aus- und Umkleiden der Braut begleiten die sonderbare Festlichkeit.

Interessanter für mich sind in den mondhellen Nächten die Tänze der Kaffern, wozu sie sich manchmal zu Hunderten nicht weit von meinem Camp versammeln. Dieselben fangen immer sehr feierlich an, in langsamem Tempo mit in regelmäßigem Takte ausgeführtem Fußstampfen, begleitet von einem tiefen Unisonobaßgesange, welcher durch das Brüllen in ein langes Ochsenhorn hinein einen gräßlichen kannibalischen Ton annimmt. Nach und nach werden die Bewegungen immer rascher und rascher und arten zuletzt in einen wahren Sturm von wilden affenartigen Vor- und Rückwärtssprüngen, blitzschnellem und wie wahnsinnigem Arm- und Beinausschnellen und betäubendem Gebrüll gleichwie von Hunderten von Löwen und Tigern aus.

Die Kaffern tanzen sich dabei so in die Leidenschaft hinein, daß sie sich oft eine tödliche Erkältung zuziehen, wenn sie nach Beendigung des wüthenden Tanzes erschöpft sich zum Ausruhen hinsetzen, indem der schweißüberströmte Körper mit

allen seinen geöffneten Poren dem kalten Nachtwinde ausgesetzt wird. Wie gern aber hätte ich einen solchen Kafferntanz einmal an einem schönen sommerlichen Sonntagsnachmittag auf der Wiese vor der großen Wirthschaft im dresdener Großen Garten dem sanftmüthigen dresdener Publikum vorführen mögen!

Als ich im April Delports Hope verlassen, um wieder nach New-Rush zurückzukehren, hatte ich dort unter der Aufsicht des Sergeanten Corns einen Kaffern zurückgelassen, welcher aus meinen beiden Flußclaims bis zu meiner Rückkunft im Winter fortwährend Diamantenstoff ausstechen und aufhäufen mußte. Herr Corns schrieb mir nun, daß es Zeit sei zu kommen, denn zwei hohe Stoffberge warteten meiner Arbeit. Wenn ich bis zum Frühling warten wolle, könne es leicht zu spät werden, indem bei zeitig eintretendem Sommerregen der Fluß zu sehr anwachsen und dann die beiden, möglicherweise werthvolle Schätze enthaltenden Stoffberge wegwaschen könne.

Ich ging deshalb Anfang August nach Delports Hope zurück, um wieder einen Monat lang mich dem Vergnügen des Flußdiggens hinzugeben. Ich schlug mein Zelt innerhalb der hohen Dornenfenz von Herrn Corns' Lager auf und war dadurch hier vollständig sicher vor nächtlichen Ueberraschungen wie in New-Rush; denn welcher Spitzbube würde sich bei Nacht in das Lager eines Polizeicommandanten hineinwagen, zumal vor dem Eingange desselben etwa zehn Zelte der berittenen Gensdarmerie aufgeschlagen waren! Ich hatte einen Mulatten von der Insel Sanct-Helena, Namens Chambers, als Koch und Diener mit mir genommen, der in der vordern Abtheilung meines Beduinenzeltes wohnte, während ich die hintere innehatte. Zu haben war freilich für die Küche nichts als Hammelfleisch, indessen ich bin ja sehr bescheiden in meinen Nahrungsansprüchen und lebe nun schon seit über einem Jahre fast ausschließlich von dieser Fleischsorte, ohne dies irgendwie lästig zu finden. Mehr störend war der Mangel an frischem Brot. Da die im März und April noch hier anwesende Anzahl von Diggers jetzt mit nur ge-

ringen Ausnahmen weggezogen war, so hatte auch der Bäcker sein Zelt zusammengepackt und war nach den Dry Diggings übergesiedelt. Nur eine alte Mulattenfrau ließ sich bereit finden, Brot für mich zu backen, aber nicht öfter als einmal in der Woche, sodaß ich immer jeden Sonnabend sieben Brote von ihr erhielt, die nun bis zum nächsten Sonnabend vorhalten mußten und dann natürlich altbacken wurden.

Das Leben in der schönen grünen Landschaft am Flusse, die stete Aussicht von meinem unmittelbar am Ufer befindlichen Sortirplatze auf die sich im Winde kräuselnden Fluten und das gegenüberliegende waldige Ufer, sowie die täglichen erfrischenden Bäder thaten mir wieder unendlich wohl nach der stauberfüllten Atmosphäre von New-Rush. Ich hätte hier jahrelang bleiben und das Flußdiggerleben fortsetzen mögen!

Auch das Glück war mir diesmal günstiger als das erste mal, denn ich fand in einem Monat drei Steine, einen von 9 Karat, weiß, aber leider mit einem Risse; einen zu 5 Karat von höchst seltener Qualität, denn er hatte inwendig schwarze, rothe und goldene Flecke, wahrscheinlich von Eisenoxyd herrührend, und einen prächtigen schneeweißen wahren Musterstein von 1½ Karat, den jeder Diamantenhändler als Proof Stone (Prüfstein) für die Farbe der ihm zum Kaufe angebotenen Steine hätte gebrauchen können. Als Prüfstein kann immer nur ein vollkommen weißer Diamant gebraucht werden, da er eben dazu dienen soll, die leiseste Abweichung eines Steins von der reinen wassertropfenklaren Farbe, die ein Stein von „erstem Wasser" haben soll, sofort in die Augen springend zu machen. Ich hatte diesen Stein in meiner Hast schon vom Tische gestrichen, als mir wie ein Blitz das Bewußtsein kam, daß soeben etwas stark Flimmerndes unter den Tisch gefallen sei, und beim Nachsuchen auf dem Boden fand ich bald den kleinen „Stern von Delports Hope".

Das Glück der Flußdiggers ist so verschieden, daß ich nicht weiß, ob ich einem Neuzugewanderten an- oder abrathen soll, das Graben am Flusse zu versuchen. So fand mein Freund Stevens, der 11½ Monate lang am Flusse diggte, in dieser ganzen Zeit nicht mehr als einen einzigen Stein

und diesen nur von $1^1/_4$ Karat, den er für 4 Pfd. St. verkaufte! Auf der andern Seite fand Herr Robert Spalding, der Storekeeper in Delports Hope, von dem ich das Boermehl für meine Kaffern kaufte, fortwährend sehr gut, ebenso Herr Corns — und ein Herr Honey, der hier seit einem Jahre diggt, hat noch viel bessere Geschäfte gemacht. Derselbe hat bei dem niedrigen Wasserstande des letzten Winters einen kleinen Theil des Flußbettes durch einen Stein- und Erddamm abgesperrt und dann ausgepumpt. In der so erhaltenen trockenen Mulde hat er von April bis October dieses Jahres für 63000 Mark Diamanten gefunden, darunter einen Stein, für den allein er 30000 Mark erhielt! Die Flußsteine sind eben in der großen Mehrzahl unvergleichlich besserer Qualität als die der trockenen Diggings, auch hier gilt also die in so vielen andern Verhältnissen bewährte Regel, daß die Begriffe viel und schlecht und wenig und gut sich sehr oft zusammenfinden.

Das größte Diggerglück am Flusse hat sich aber erst in den letzten Tagen ereignet. Ein junger Franzose, der im Dienste des obenerwähnten Herrn Robert Spalding in einem Claim des erst seit einigen Wochen aufgegangenen neuen Flußdiggings Waldeck's Plant, vier Stunden von hier stromaufwärts, arbeitete, fand an einem einzigen Tage, am 6. November Vormittags, zwei große Steine etwa 20 Fuß tief im Boden, da der Claim auf dem erhöhten Uferrücken liegt. Der eine davon war so ungeheuer groß, daß infolge der plötzlichen freudigen Ueberraschung der junge Franzose für ein paar Tage den Gebrauch seiner Zunge verlor. Der Stein war von schönster Form, vollständig durchsichtig und hatte nur einen sehr kleinen schwarzen Fleck ganz nahe an der Außenfläche; dabei war er allerdings nicht schneeweiß, aber doch nur blaßgelblich, und wog $288^1/_2$ Karat, sodaß er also der zweitgrößte Diamant ist, der jetzt, freilich noch ungeschliffen, in der Welt existirt.*)

---

*) Der größte Diamant der Welt ist bekanntlich der des Rajah von Maltam in Ostindien, für welchen der holländische Generalgouverneur

Der andere Stein war schön weiß und wog 50 Karat, hatte aber einige schwarze Flecken und Streifen in der Mitte, die so merkwürdig geordnet waren, daß sie ziemlich genau das Bild zweier in den Stein eingeschlossener Fliegen gaben. Der Stein wurde daher der Fly Diamond (Fliegendiamant) genannt und mit dem großen zusammen nach New-Rush an die Cape of Good Hope-Bank zur Ausstellung gegen Entrée geschickt, wo ich ihn gestern selbst gesehen und bewundert habe. Ich hörte, der Vertreter eines großen londoner Hauses stehe mit Herrn Spalding in Handel über diesen Stein und habe ihm 25000 Pfd. St. = 500000 Mark geboten, für welchen Preis ihn auch Herr Spalding lassen wolle; der Stein solle in England ausgestellt und dann auf die wiener Ausstellung geschickt werden.

Solch großartiges Diggerglück an einem einzigen Vormittage ist bisjetzt allerdings noch nicht dagewesen, weder am Flusse noch in der Colesberg Kopje oder in Dutoitspan. Der größte Stein, der in der erstern in den letzten Monaten

---

zu Batavia seinem Eigenthümer vergebens zwei Kanonenboote und 1 Million Mark anbot. Er wiegt 367 Karat. Der Pitt oder Regent, im französischen Kronschatze, war ursprünglich freilich noch größer, 410 Karat, hat aber nach dem Schnitte nur noch 136¾ Karat. Das Schleifen des letztern kostete 81000 Mark und nahm zwei Jahre in Anspruch. Der Orloff, gekauft 1775 von der Kaiserin Katharina II. für 450000 Rubel, eine Jahresrente von 2000 Rubeln und ein Adelsdiplom, wiegt 194¾ Karat und ist bisjetzt der größte Brillant in Europa. Er schmückt die Spitze des russischen Kaiserscepters. Der berühmte Kohinur, Eigenthum der Königin von England, wog vor dem Schliffe 286 und nachher 106 Karat und wird auf 2,400000 Mark taxirt. Ursprünglich soll er 670 Karat gewogen haben, bis ein ungeschickter Schleifer ihn in Stücke schlug! Der Florentiner Diamant, einst Eigenthum Karl's des Kühnen und jetzt des Kaisers von Oesterreich, ist etwas gelblich, aber von prächtigem Feuer und wiegt 133 Karat. Man taxirte ihn bisher auf 2,100000 Mark, also 15789 Mark per Karat; sollte aber seine Färbung derjenigen der gewöhnlichen Kapdiamanten gleichkommen, so würde er nach der jetzigen immensen Preisreduction der gelblichen Steine kaum noch 60000 Mark werth sein! Der brasilianische Südstern, Eigenthum des Herrn Coster in Amsterdam, wog ungeschliffen 254 Karat, jetzt 125 Karat.

gefunden worden ist (in einem der Riffclaims im letzten Juli), war ein schöner, glänzender, aber sehr gelblicher Stein von 166 Karat.





Diamant von $288\frac{1}{2}$ Karat.



Diamant von 166 Karat.

Es ist wirklich betrübend, wenn solche entzückende Funde immer nur andern, und nicht auch einmal einem selbst passiren! Ach, wenn man doch nur einmal durch einen wohlthätigen Traum das Geheimniß erführe, wo an dem langen gewundenen Flußufer alle die verzauberten Plätze sind, an welchen solche seit Jahrtausenden vergrabene Schätze der endlichen Hebung durch Menschenhände harren!

Der in Südafrika allbekannte Diamantenkäufer Herr Moritz Unger theilte mir seine Ideen über eine großartige Speculation mit, zu deren Ausführung freilich eine sehr reiche Kapitalistencompagnie gehören würde — nämlich dem Vaalflusse ein neues Flußbette zu graben und das alte abzudämmen und letzteres dann auf Diamanten zu durchsuchen. Das Unternehmen würde freilich Millionen kosten, aber wie viele Millionen würde es dafür einbringen! Denn die schwersten und werthvollsten Diamanten liegen doch gewiß in der Mitte des Flußbettes unter tiefen Schlammablagerungen verborgen!

Die einzige Hypothese von Wahrscheinlichkeit, wie man sich das massenhafte Vorkommen von Diamanten in den Bodenablagerungen des Vaalflusses erklären kann, ist diese, daß der Fluß vor Jahrtausenden auf seinem Laufe einen oder mehrere mit Diamantenstoff ausgefüllte vulkanische Krater, ähnliche

wie noch heute die Colesberg Kopje und die andern Dry Diggings darbieten, durchgerissen und ausgewaschen und allen ihren Inhalt mit sich fortgeschwemmt hat, worauf weiterhin die schweren Steine sich im Flußbette und bei den sommerlichen weiten Ueberschwemmungen über das ganze Ufer hin abgelagert haben. Daß die Diamanten ursprünglich in den Kratern der trockenen Diggings entstanden und dort durch unterirdische Kräfte von unten nach oben emporgetrieben worden sind, unterliegt augenscheinlich nicht dem geringsten Zweifel, und die Matrix (Urlagerstätte oder Entstehungsstelle des Diamanten) kann nur der vulkanische Tuff sein, worin sich die Steine in den trockenen Diggings eingebacken befinden.

Freilich muß man auf der andern Seite fragen: wie kamen die Diamanten auf den Gipfel der bis 100 Fuß hohen Hügelkopjen, z. B. der Colesberg Kopje bei Klipdrift und des Uferhügels von Pniel, die den Vaalfluß zu beiden Seiten einfassen, und wo eine Zeit lang mit solchem Erfolg nach Diamanten gegraben wurde? Ist es denkbar, daß die Wasser des Stromes jemals so hoch gehen konnten, um auf solchen bedeutenden Höhen Bodenablagerungen zurückzulassen? An vielen Plätzen um Pniel und Klipdrift herum trifft man alte Lavabetten, so z. B. hinter dem Store des Herrn Lee in Klipdrift; also auch am Flusse sind überall Spuren einstiger vulkanischer Thätigkeit deutlich sichtbar!

So wenig Diggers jetzt auch in Delports Hope zurückgeblieben waren, so befanden sich doch ein paar für mich recht interessante Leute darunter. Der eine war ein alter californischer Golddigger von Anno 1846. Wenn ich Sonntags unter dem prächtigen Baume, in dessen Schatten er sein Zelt aufgeschlagen hatte, seinen Erzählungen über das damalige californische Diggerleben zugehörte, so mußte ich mich wegen der Sicherheit glücklich preisen, worin ich hier in Delports Hope leben und diggen konnte. Als Beispiele der herrlichen Zustände, die damals in den amerikanischen Diggings herrschten, will ich drei Erlebnisse des Herrn S. hier anführen, welche auf jene ein recht grelles Schlaglicht werfen.

Herr S. trat eines Sonntags Morgens in einem der

californischen Minenorte vor sein Zelthotel, um sich von einem an der nächsten Straßenecke gewöhnlich niedergekauerten schwarzen Stiefelputzerjungen seine hohen Diggerstiefel reinigen zu lassen. Als er seinen Fuß hinhielt und der Junge emsig daran schabte, bürstete und blies, kam ein junger Yankee-Digger von circa 19 Jahren vorüber, rief Herrn S. ein Good morning zu und theilte ihm die Neuigkeit mit, er habe soeben für 10 Dollars einen Revolver gekauft, den er doch gleich einmal probiren wolle. Und ohne auch Herrn S. nur die Zeit zum Antworten zu lassen, schoß er dem armen, eifrig mit seiner Arbeit beschäftigten schwarzen Jungen eine Kugel vor den Kopf! — Nachdem er rein zu seinem Morgenamusement diese Mordthat vollbracht, meinte er: „By Jove! it's worth the money!" („Bei Jupiter! der Revolver ist seinen Preis werth"), und ging pfeifend seiner Wege. Polizei war noch nicht auf dem Platze, und den wilden, scrupellosen und bewaffneten Burschen eigenhändig anzugreifen und zu arretiren, fühlte sich Herr S. um so weniger geneigt, als die Straße des Sonntagsmorgens wegen gerade menschenleer war und er daher für eine etwaige gerichtliche Verfolgung keinen Augenzeugen gegen den Uebelthäter hatte; er hätte höchstens dessen zweite Kugel in seine eigene Stirn erhalten können!

Ein zweites mal ging Herr S. Nachmittags durch eine lange staubige Straße nach Hause und begegnete einem offenbar stark durch Schnapsfusel illuminirten lärmenden Trupp von jungen, kaum den Knabenschuhen entwachsenen Burschen, die der bekannten Klasse der Rowdies angehörten, welche in Nordamerika ihrer Zuchtlosigkeit wegen jeden gebildeten Fremden anekeln und fortwährend zu allen Uebelthaten aufgelegt sind. Sie gingen Arm in Arm und ihre kurzen Diggerpfeifen rauchend in einer langen, die Straße sperrenden Reihe und suchten zu ihrer Unterhaltung offenbar Händel mit den friedlich ihren Weg verfolgenden Passanten. Herr S. bog, bevor sie an ihn herankamen, klug in eine Nebengasse ein, war aber doch so neugierig, nachdem sie vorbei waren, wieder in die Hauptstraße zu treten, um zu sehen, mit wem die Bande wol zunächst Streit anfangen würde. Da sah er

einen alten Chinesen, beladen mit zwei Körben voll Früchten, die er an einer langen Balancirstange auf den Schultern trug, langsam die Straße heraufkeuchen: derselbe mußte nothwendig durch die Kette der Thunichtgute hindurch.

Als sie an ihn herangekommen waren, umringten sie ihn und machten sich über seine Früchte her, um sie zu essen. Als er dann die mäßige Bezahlung verlangte, die er zu fordern berechtigt war, wurde ihm diese unter Hohnlachen verweigert und der Alte weidlich durchgeprügelt. Er sank erschöpft unter diesen Mißhandlungen hin: das war aber den amusementsbedürftigen jungen Herren nicht genug, und als einer unter ihnen vorschlug: „I say would n't it be a capital fun indeed to hang the old rascal there on that tree?“ („Hört einmal, würde es nicht ein famoser Jux sein, den alten Schuft dort an den Baum zu hängen?“), da gröhlten die Schnapskehlen der übrigen ihm lauten Beifall zu. Sie packten den Alten, rissen ihm die Kleider vom Leibe, zerfetzten dieselben mit ihren Diggermessern in lange Stücke, die sie dann zu einer Art Strick zusammendrehten, und hingen mit diesem den unglücklichen Greis an einem starken Aste des nächsten Baumes auf. Die convulsivischen Körperverdrehungen, das schmerzvolle Zucken und krampfhafte Auf- und Niederziehen der Beine und Arme, sowie das verzweifelte Mienenspiel, das Augenverdrehen und das Herauspressen der Zunge des verendenden Opfers erfüllte die satanischen Herzen dieser jungen amerikanischen Freibürger mit Entzücken und Jubel, und hochbefriedigt über dieses unvergleichliche Amusement zogen sie weiter, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, den Leichnam vom Baume herunterzunehmen!

Ein drittes ähnliches Erlebniß hatte Herr S. eines Abends in einer Billardstube in demselben Minenorte. Er las ruhig die neueste Zeitung an einem Ecktische und sah von Zeit zu Zeit dem Spiele zweier jungen Yankees zu, wobei ihm nicht entgangen war, daß, wenn dieselben sich zu einem, besondere Kunst erfordernden Stoße halb auf das Billard hinlehnten, die Handstücke von Revolvern aus den Seitentaschen hervorlugten, welche letztern die amerikanischen Schneider immer in

und zu einer wahren Pest der Gesellschaft macht, wogegen sie auf die weibliche Jugend in der allgemeinen Regel einen höchst wohlthätigen Einfluß ausübt. Die amerikanischen Mädchen überragen in ihrem festen und energischen, auf das Gute gerichteten Charakter, ihrem Freisein von aller weiblichen Aengstlichkeit und Schüchternheit, in ihrer Entschlossenheit und Fähigkeit, sich in allen schwierigen Lagen des Lebens selbst zu helfen, doch gewiß weit diejenigen aller übrigen Nationen, während die Amerikanerinnen in Intelligenz, Lern- und Wissenstrieb, Sittlichkeit und Reinheit und — last not least — gefälliger und sinneberückender äußerer Erscheinung ebenso keinen derselben nachstehen.

Wenn ich die amerikanische Gassenjugend in Neuyork, Baltimore u. s. w. in ihrem wilden zügellosen Lärmen, ihrem vollständigen Mangel an Respect, ja ihrer offen gezeigten Verachtung aller ältern Personen, namentlich der Greise und Greisinnen beobachtete, so drängte sich mir immer unwillkürlich der Gedanke auf: „O welch ein vorzügliches Material würde diese herrliche Jugend für Kanonenfutter bieten! Sie würden sich wie die Teufel raufen, und um ihr Leben wäre es wol schließlich auch nicht schade!“ Aehnliche Gefühle gab mir die Betrachtung der spanischen Jugend bei Stiergefechten, wenn durch den Anblick des vielen fließenden Blutes der Fieberparoxysmus der Zuschauer auf eine solche Höhe gestiegen war, daß zehn- bis zwölfjährige Jungen mit glühend erhitzten Köpfen aus dem Zuschauerraume in die Arena hinabsprangen, blos um dem niedergestochenen, aber noch lebenden, in den letzten Zuckungen liegenden Stiere mit ihren Taschenmessern das Fell an möglichst vielen Stellen zu durchstechen und so den Hochgenuß zu empfinden, an ihren eigenen Messern frisches Blut herunterrinnen zu sehen! Welche Engel sind da doch die Mehrzahl unserer deutschen, selbst der türkischen Knaben gegen diese gefühllosen amerikanischen und spanischen Gassenbuben!

Ein anderer Diggercollege in Delports Hope hatte ein sehr buntes Leben hinter sich. Er hatte schon in Sibirien, bei Nertschinsk an der chinesischen Grenze, und in Neuseeland

als Goldgräber gearbeitet. Reich war er dabei freilich nicht, aber das Diggen war seine Passion geworden. Von Sibirien erzählte er mir merkwürdige Dinge. Die Diggers sind dort gesetzlich genöthigt, alles gefundene Gold an die Krone zu verkaufen, und Gensdarmen überwachen in den Sommermonaten, während welcher allein das Goldgraben möglich ist, die Plätze, wo nach dem edeln Metalle gesucht wird. Aber die chinesischen Händler bezahlen das Gold bedeutend höher, und ein ausgedehntes Betrugssystem ist daher im Gange, um die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen und einen höhern Preis als Frucht so vieler Mühe zu erzielen. Man hebt das Gold bis zum Winter auf; dann werden große Massen von Fischen, die ja in den sibirischen Flüssen äußerst zahlreich sind, zusammengekauft und in Tonnen verladen. Der Hälfte der Fische werden die Bäuche ausgehöhlt und in dieselben Goldsand und Goldklümpchen eingefüllt, und dann wird die Haut darüber wieder grob zugenäht. Diese goldgefüllten Fische werden auf den Boden der Tonne gelegt; der obere Theil der Tonnen aber wird mit gewöhnlichen Fischen angefüllt und dann Wasser daraufgegossen, das bei der sibirischen Winterkälte natürlich sofort zu Eis gefriert. Vier oder fünf solcher mit je 10 oder 12 Fischtonnen beladener Leiterwagen werden dann nach der chinesischen Grenze geführt. Die Zollbeamten untersuchen natürlich die Ladung, aber Fische sind nicht steuerpflichtig, und selbst wenn ein allzu ängstlicher Beamter alle Tonnen öffnet, um sich mit eigenen Augen von deren Inhalte zu überzeugen, so sieht er nichts als eine Masse in Eis eingefrorener Fische, wovon ihm auch wol zur captatio benevolentiae ein Theil zum Geschenk gemacht wird. Und so passirt die Contrebande sicher über die Grenze.

Ach, wenn sich die englische Regierung doch nur den zehnten Theil der Mühe geben wollte wie die russische, um eine ungesetzliche Aneignung pecuniärer Vortheile bei ihren Unterthanen zu verhindern und zu strafen! Freilich sind Diamanten im Munde von diebischen Kaffern leichter bei einer Untersuchung zu verheimlichen als eine Ladung Fische; aber eine alltägliche obligatorische Untersuchung nach heimlich bei-

gesteckten Diamanten bei allen aus den Claims heraufsteigenden und die Kopje verlassenden Dienstboten, den schwarzen wie den weißen, wäre mit einer hinlänglich starken Polizeimannschaft doch so leicht ausführbar und würde eine wahre Wohlthat für die Claimbesitzer sein; denn viele Tausende von Diamanten würden ihnen als ihr rechtmäßiges Eigenthum erhalten bleiben. Da die Kopje nur sehr wenige Zugänge hat, so würden sich einer solchen amtlichen Ueberwachung durchaus keine großen Schwierigkeiten entgegenstellen. Aber nein, eine solche Maßregel würde zu sehr die persönliche Freiheit der Herren Dienstboten beeinträchtigen und dabei noch Zweifel und Mistrauen gegen ihre Respectabilität bezeigen — wie könnte also ein englisches Gesetz sie gestatten? In Brasilien ist dies strenge Durchsuchungssystem eingeführt, und mit dem besten Erfolge — aber dort sind ja nur lauter Negersklaven! Wie könnte eine englische Regierung ihren freien schwarzen Unterthanen, oder gar ihren respectabeln weißen Bürgern solche entehrenden, inhumanen Beschränkungen auferlegen? Und so bleibt's denn beim alten! Ich habe nur in dem Falle das Recht, einen weißen oder schwarzen Dienstboten auf seinem Leibe oder in seinem Zelte, seiner Hütte zu durchsuchen, wenn ich zuvor von diesem Vorhaben dem Polizeiinspector gehörige Anzeige gemacht, und ein Affidavit beschworen, daß ich gerade in diesem Moment einen ganz speciellen Grund habe, dem betreffenden Dienstboten zu mistrauen; als wenn dieser Grund nicht fortwährend und unaufhörlich vorhanden wäre! Nach einer solchen Anzeige wird mir dann ein Polizeidiener mitgegeben und nur mit diesem in Gemeinschaft habe ich nun das Recht, meinen Dienstboten zu durchsuchen. Natürlich ist aber dann diese Procedur jedesmal erfolglos, weil zu spät, denn welcher Dienstbote würde so dumm sein seine gestohlenen Steine immer bei sich zu tragen? Er hat sie dann schon längst an einen sichern Ort gebracht, verkauft oder vergraben.*) Mit

*) Schon in den gedruckten Dienstcontracten, die jeder Digger von dem Regierungsbureau zu beziehen hat und die sowol er als seine weißen

dieser ängstlichen Sorgfalt für die Menschenrechte der Dienstboten schützt also die Regierung auf das entschiedenste den Diamantendiebstahl seitens unserer Claimarbeiter und verbietet uns gleichwol uns gegen unsere uns täglich beraubenden schwarzen und weißen Dienstboten selbst zu schützen.

Gerade so hatte sie früher gegen die Boers gehandelt, indem sie dieselben den ewigen Viehräubereien zahlreicher

---

oder schwarzen Dienstboten unterzeichnen müssen, letztere meistens nur mit einem Kreuzchen, da sie selten schreiben gelernt haben, ist diese Beschränkung des Rechtes des Miethsherrn, seine Arbeiter jederzeit nach Bedürfniß und Belieben durchsuchen zu dürfen, klar ausgesprochen. Das amtliche Contractformular lautet folgendermaßen:

Contract of Service.
Under Proclamation 10th August 1872.

Name of Servant or Servants.	Tribe.	For what Period.	Wages.
			per month
Blackboy	Basuto	3 months	45 shill
Sixpence	Zulu		40 »
Shilling	Fingo		40 »
April	Batlapin		40 »
September	Koranna		40 »
January	Mahowa		40 »
Lokuquala	Barolong		40 »
Enamahashe	Amakosa		40 »
		and food and lodging	

Ernst von Weber has this day engaged these servants from date, 14 Jan. for 3 months at the monthly wages of as margin payable weekly, to work in Claim No. 465 Road 8, Colesberg Kopje, *subject to the right of any Police constable or other authorised person to search the person or premises of said servants.*

This contract is entered into in my presence of their own free will by the contracting parties who duly understood the conditions thereof.

Dated at Kimberley, 14 January 1873.
Ernst von Weber, Employer.
W. J. Colman, Registrar.

Also nicht dem Lohnherrn, sondern nur den Polizeidienern oder andern autorisirten Personen ist das Recht eingeräumt, die Dienstboten auf ihrem Leibe oder in ihren Zelten zu durchsuchen!

woran jeder einzelne Neger mittels eines eisernen Halsringes angeschmiedet war, konnte durch einen jeden Moment zu öffnenden Eisenschieber und durch ein hinreichend umfangreiches Loch im Boden des untersten Schiffsraumes vermittels einer großen eisernen Winde in das Meer hinabgelassen werden. Einmal den Deckel weggezogen und die Kette in diese runde Oeffnung des Schiffsbodens hineingeleitet, wurde mit einer rasenden Geschwindigkeit die Kette sammt ihrem gesammten Anhange von Hunderten fühlender menschlicher Wesen in die Tiefe des Meeres hinuntergerollt und die sämmtlichen Sklaven waren im Nu vom Schiffe verschwunden. Wurde nun das Schiff von den Engländern eingeholt und die englischen Offiziere kamen zur Untersuchung an Bord, so war jede Spur der Sklavenladung beseitigt und die Executoren der englischen Seejustiz mußten unter dem Verdict „No evidence!“ sich vom Schiffe wieder zurückziehen, ohne daß den schurkischen Kapitän eine weitere Strafe getroffen hätte als der Verlust seiner Ladung!

Eine Ermittelung des Thatbestandes durch ein scharfes Kreuzverhör (cross examination) der Mannschaft war formell unthunlich, da nach den englischen Rechtsprincipien kein Mensch durch den Richter oder den Staatsanwalt veranlaßt werden darf „to commit himself“, das heißt: „sich selbst zu compromittiren und durch widerspruchsvolle Aussagen zu verrathen“, und daher überhaupt nie eine Befragung und Ausfragung (ask questions) eines Angeklagten oder Verdächtigen ohne dessen ausdrückliches Einverständniß gestattet ist. Daß aber die Mannschaft des Sklavenschiffes freiwillig und von selbst etwas Gravirendes gegen ihren Kapitän aussagen würde, war aus sehr natürlichen Gründen wol nur selten zu erwarten! Da nun der englische Richter niemand verurtheilen darf, dessen Schuld, d. h. ein von ihm begangenes und nicht nur projectirtes Verbrechen, nicht factisch und positiv durch einen [illegible]klaren Thatbestand (substantial evidence) mathematisch [illegible] muß er in den die größte Mehrzahl bildenden [illegible] Schuld nicht mathematisch zu beweisen war, [illegible]sprechen. Auf diese Art werden Hunderte

Piratenleben. Die englischen Kreuzer waren dem mit zweihundert Sklaven befrachteten Schiffe fortwährend auf der Spur. Dem Kapitän aber, einem Portugiesen, lag viel daran, seine kostbare Ladung in Bahia abzusetzen, denn die Sklaven hatten ihm beim Einkaufe an der Congoküste nur 5 Dollars pro Kopf, also 1000 Dollars gekostet, während er hoffen durfte, dieselben beim Landen in der Nähe von Bahia dort für 500 Dollars pro Kopf, also 100000 Dollars verkaufen zu können. Was kümmerte es ihn also, wenn selbst die Hälfte unterwegs gestorben wäre, er hätte am Rest seiner Waare immer noch 49000 Dollars verdient! Aber mit den Engländern, wenn sie unterwegs ein vollbeladenes Sklavenschiff abfingen, war damals nicht zu spaßen. Während sie jetzt einfach das Schiff confisciren, beziehentlich verbrennen und sich mit der Befreiung der Sklaven und dem Laufenlassen des Kapitäns und der Mannschaft genügen lassen (der Gipfelpunkt englischer Humanität!), hingen sie damals, in den vierziger Jahren, noch ohne Gnade den Kapitän und die ganze Mannschaft auf, vorausgesetzt, daß sie Sklaven an Bord vorfanden. Wurde aber das Schiff leer von solchen gefunden — gleichviel ob es aus andern Indicien sonnenklar war oder nicht, daß das Schiff zum Transport von Sklaven gedient hatte — so durfte der Kapitän des Kriegsschiffes weder dem Kapitän noch der Mannschaft des abgefangenen Schiffes ein Leid zufügen und mußte sie aus Mangel an „Evidence" („augenscheinlichem Beweis") wieder freilassen.

Dieses Gesetz, das so ganz dem überhumanen englischen Justizverfahren entsprach, welches ängstlichst die Rechte eines jeden unschuldigen, vielleicht nur von persönlichen Feinden verleumdeten Angeklagten wahrzunehmen sucht, wurde nun von den herz- und gewissenlosen Sklavenhändlern in schauderhafter Weise zu ihrer eigenen Sicherstellung gemisbraucht.

Es war auf vielen Sklavenschiffen eine Vorrichtung getroffen, die es möglich machte, im Moment der Gefahr beim Herannahen eines englischen Kriegsschiffes in einem Augenblicke die ganze lebendige Ladung spurlos in die Tiefen des Oceans zu versenken. Eine lange schwere Eisenkette nämlich,

woran jeder einzelne Neger mittels eines eisernen Halsringes angeschmiedet war, konnte durch einen jeden Moment zu öffnenden Eisenschieber und durch ein hinreichend umfangreiches Loch im Boden des untersten Schiffsraumes vermittels einer großen eisernen Winde in das Meer hinabgelassen werden. Einmal den Deckel weggezogen und die Kette in diese runde Oeffnung des Schiffsbodens hineingeleitet, wurde mit einer rasenden Geschwindigkeit die Kette sammt ihrem gesammten Anhange von Hunderten fühlender menschlicher Wesen in die Tiefe des Meeres hinuntergerollt und die sämmtlichen Sklaven waren im Nu vom Schiffe verschwunden. Wurde nun das Schiff von den Engländern eingeholt und die englischen Offiziere kamen zur Untersuchung an Bord, so war jede Spur der Sklavenladung beseitigt und die Executoren der englischen Seejustiz mußten unter dem Verdict „No evidence!“ sich vom Schiffe wieder zurückziehen, ohne daß den schurkischen Kapitän eine weitere Strafe getroffen hätte als der Verlust seiner Ladung!

Eine Ermittelung des Thatbestandes durch ein scharfes Kreuzverhör (cross examination) der Mannschaft war formell unthunlich, da nach den englischen Rechtsprincipien kein Mensch durch den Richter oder den Staatsanwalt veranlaßt werden darf „to commit himself“, das heißt: „sich selbst zu compromittiren und durch widerspruchsvolle Aussagen zu verrathen“, und daher überhaupt nie eine Befragung und Ausfragung (ask questions) eines Angeklagten oder Verdächtigen ohne dessen ausdrückliches Einverständniß gestattet ist. Daß aber die Mannschaft des Sklavenschiffes freiwillig und von selbst etwas Gravirendes gegen ihren Kapitän aussagen würde, war aus sehr natürlichen Gründen wol nur selten zu erwarten! Da nun der englische Richter niemand verurtheilen darf, dessen Schuld, d. h. ein von ihm begangenes und nicht nur projectirtes Verbrechen, nicht factisch und positiv durch einen sonnenklaren Thatbestand (substantial evidence) mathematisch bewiesen ist, so muß er in den die größte Mehrzahl bildenden Fällen, wo die Schuld nicht mathematisch zu beweisen war, den Angeklagten freisprechen. Auf diese Art werden Hunderte

von zweifellosen Verbrechern straflos laufen gelassen. Also hier überall wieder genau dieselbe Misère, die auf den Diamantenfeldern die Bestrafung der durchtriebenen Händler mit gestohlenen Steinen in neunundneunzig unter hundert Fällen unmöglich macht!

Würde der Kapitän eines in der obigen Art gefangenen Sklavenschiffes auch vor einem preußischen oder französischen Staatsanwalte oder dessen Stelle vertretenden Kriegsschiffskapitän so glimpflich davonkommen? Ich zweifle stark, und ebenso glaube ich, wären die Diamantenfelder preußisches Besitzthum, was sie leider nicht sind, daß dann mit den Herren Spitzbuben in etwas weniger höflicher Façon umgegangen werden würde. Von der Hand eines energischen und rücksichtslosen preußischen Polizeipräsidenten würde dieses verbrecherische Gelichter in weniger als drei Monaten von den Feldern weggekehrt werden.

Es wird mir immer ganz heiß, wenn ich auf dieses Thema zu sprechen komme, weil unsere trockenen Diggings von diesem Schlamm von Speculanten in gestohlenen Steinen vollständig überschwemmt sind und die erbärmlichen englischen Toleranzgesetze uns Diggers nicht die kleinste Möglichkeit an die Hand geben, unser Eigenthum gegen das Heer von wider uns verschworenen schwarzen und weißen Dieben und Hehlern zu beschützen.

Als ich den Schiffskapitän nach der Erzählung seiner Schauergeschichte fragte: „Aber wie in aller Welt konnten Sie denn nur auf einem solchen Schiffe dienen, Sie, ein in europäischen Schulen und christlichen Principien auferzogener Mann!“ da antwortete er mir mit cynischem Lächeln: „Was machte mir denn das? Jeder ist sich selbst der Nächste und sieht zu, wo er seine beste Business macht. Ich hatte ein gutes Percentage (Procentantheil) an der Ladung und habe mir in den fünf Jahren, die ich auf jenem Schiffe diente, ein feines Kapitälchen zusammengehäufelt!“ („Made up a very decent pile of money.“)

Nach diesem offenherzigen Bekenntnisse hatte ich genug an der Bekanntschaft dieses lieben Kapitäns und [illegible] ihn

nur um Eins: daß ihm Mutter Natur zu wenig gegeben hat, was sie mir zu viel gab; ich meine hinsichtlich des Maßes seiner Nervensensibilität. Er mußte, wie man in Pommern sagt, „Nerven haben wie Dreierstricke“! Nun freilich, für diese irdische Welt sind Leute wie er in der Regel besser daran als feiner fühlende Naturen, denn nicht so leicht wird jemals ein fremdes Unglück ihn aus seiner behaglichen Gemüthsruhe im mindesten aufstören!

Eines Tages machte ich von Delports Hope eine Tour nach dem acht Stunden entfernten Klipdrift, um mich dort nach Briefen für mich zu erkundigen. Ich ritt auf einem isabellgelben Pferde, das mir einer der Polizeisoldaten überließ, um 10 Uhr weg und hoffte nach 4 Uhr in Klipdrift einzutreffen. Die Sonne brannte unerträglich heiß, was mein Pferd ebenso zu geniren schien wie mich selbst, und ich kam nur langsam von der Stelle. Der Weg ist höchst eintönig und führt fortwährend durch ein niederes Buschland von Kameldornsträuchern. Da der Vaalstrom einen ungeheuern Bogen bis Klipdrift macht, so berührt der Weg nach Klipdrift denselben gar nicht, sondern schneidet den Bogen in der Richtung einer Sehne ab. Es wurde Abend, 6 Uhr, 7 Uhr, 8 Uhr, und Klipdrift erschien immer noch nicht. Da es ganz finster geworden war, fing ich an zu befürchten, ich habe den Weg verfehlt. Der Gedanke, ohne warme Decke die Nacht mit meinem Reitpferde verbringen zu müssen, ohne Essen, ohne einen Trunk Wasser — war ein höchst trübseliger. Plötzlich flackerte in der Ferne ein Licht auf. Ich dachte, das muß nun wol endlich Klipdrift sein! und ritt drauf los. Aber jetzt kam ich erst recht zweifellos vom Wege ab; mein Pferd stolperte fortwährend über große Steine und wurde zuletzt so mismuthig, daß es mir jedes Weitergehen rundweg verweigerte. Ich stieg ab, um es zu führen; das nahm es aber übel und riß sich los. Mit Mühe fing ich es in der Finsterniß wieder ein, wobei ich mehreremal über Felsblöcke strauchelte und der Länge lang hinstürzte. Zuletzt gelang es mir, das flüchtige Roß an einen Baum zu binden, und ich te mich nun zu dem Lichte hinzutappen. Als ich demselben

endlich unter vielen Schwierigkeiten nahe gekommen war, fuhr ein wüthender riesiger Fleischerhund auf mich los, und ich fürchtete, da meine Reitgerte nur eine sehr unzureichende Vertheidigungswaffe war, daß die Bestie mich zerreißen würde. Zum Glück erschien in diesem Moment ein Kaffer mit einer Laterne, der den Hund zurückrief. Ich fragte ihn, ob hier schon Klipdrift anfange. Er antwortete, dies sei nur ein einsames Zelt, die Stadt sei noch eine Stunde weit. Ich erkundigte mich nach der Richtung, die er mir mit der Hand bezeichnete, dankte ihm und kehrte nach dem Platze zurück, von wo ich hergekommen war. Aber ich konnte in der rabenschwarzen Finsterniß mein Pferd nicht wiederfinden. Ich tappte mich wieder nach dem Zelte zurück und bot dem Kaffern 6 Pence (50 Pfennige), wenn er wolle mir zunächst mit seiner Laterne helfen, das Pferd wieder aufzusuchen, und mich dann auf den rechten Weg leiten. Mehr als 6 Pence ihm zu bieten, fürchtete ich, könnte seine Habsucht und den Gedanken in ihm rege machen, daß ich mehr Geld bei mir hätte. Er war ein sehr kräftiger 6 Fuß hoher Bursche, und es schien mir also nützlicher, wenn er mich für einen armen Teufel hielte. Er nahm mein Anerbieten an und führte, sobald wir das Pferd wiedergefunden und ich es bestiegen hatte, dasselbe trotz seiner übeln Laune und Widerspenstigkeit bis auf den richtigen Weg zurück. Sobald das Pferd wieder einen glatten Weg unter den Hufen fühlte, wurde es auch wieder artig und vernünftig, und nach ein und einer halben Stunde verkündete mir ein Geflicker von zahlreichen Lichtern, daß ich endlich Klipdrift vor mir hatte. Um 10 Uhr ritt ich dort ein und fand im Club-Hotel noch reges Leben und ein kräftiges Abendessen. Ich brachte mein Pferd im Stalle des Hotels unter, während ich selbst mich zu meinem lieben Freunde Ernst Stefani begab, einem jungen Berliner, der sich durch seine Thätigkeit, seine Kenntnisse und seine absolute Verlaßlichkeit schon in jungen Jahren die hohe vertrauenswerthe Stellung des Chefs einer Filiale des durch ganz Südafrika wohlbekannten Hauses Lippert erworben, welche vor ihm der mir ebenfalls intim befreundete Herr Wilhelm Schultz aus Hamburg innegehabt hatte. Herr Schultz hatte in letzter Zeit den

En-gros-Einkauf von Diamanten für das Haus Guttruff in Hamburg übernommen und bewohnte seitdem die herrlich gelegene Villa des Diamantenkäufers M. Unger in Klipdrift, dessen Stelle er, da dieser nach Europa reisen wollte, übernommen hatte.

Die Aussicht von dieser auf dem Bergrücken gelegenen schmucken kleinen Villa auf das grüne Stromthal des Vaal ist prachtvoll und für ein an die staubige graue Monotonie der Dry Diggings gewöhntes Auge geradezu entzückend. Auch Herr Stefani hat in Klipdrift, wie es dem Repräsentanten eines so großen und angesehenen Hauses zukommt, ein sehr schönes und comfortabel eingerichtetes Quartier, und zwar — welche Seltenheit hier — in einem vollkommen aus großen Steinquadern erbauten Hause. Wie wohl thut es einem, nach dem langen Wohnen in so engen, heißen Räumen, sich wieder einmal in einem großen, luftigen und schön möblirten Salon aufhalten zu können! Mit welcher Lust machte ich mich hier über die Lektüre der „Gartenlaube“, der „Illustrirten Zeitung“, der „Kölnischen Zeitung“, der „Westermann'schen Monatshefte“, des „Globus“ und des „Kladderadatsch“ her, die mein Freund fortwährend regelmäßig mit der Post erhielt; und wie viele andere interessante Lektüre bot mir seine Bibliothek! Das Mittagessen nahmen wir gemeinschaftlich in einem Nachbarhause bei dem ersten Comptoirbeamten des Herrn Stefani ein. Dieser, Herr Strauß, war ein früherer schwarzer Husar, der noch mit leuchtenden Augen davon sprach, wie er im Jahre 1866 bei einer mislungenen Attake auf österreichische Infanterie rings von Feuerschlünden angespien worden sei und nur mit größter Mühe sich wieder habe durchhauen können. Auch zum Kriege von 1870—71 war er von Südafrika nach Deutschland heimgekehrt, und da er natürlich einige Monate zu spät eintraf, war sein Husarenregiment schon längst in Frankreich eingerückt, weshalb man ihn anderweitig beschäftigte. Dies gefiel ihm jedoch so wenig, daß er eine Audienz beim Chef seines Husarenregiments, der Frau Kronprinzessin, nachsuchte, die ihm auch gern gewährt wurde. Die hohe Frau schien sehr erfreut über die Pflichttreue eines

Husaren ihres Regiments, der eine Reise von 1700 deutschen Meilen gemacht, um wieder unter seiner alten Regimentsstandarte zu kämpfen. Sie fragte ihn viel über die Kapcolonie, das Leben in Südafrika u. s. w. aus und versprach auch, ihm dazu behülflich zu sein, daß er zu seinem Regiment nachgesendet werde. Schließlich kam es aber aus andern Gründen doch nicht dazu, und der kriegslustige Husar mußte in das Land der Kaffern heimkehren, ohne seinen Krummsäbel mit gallischem Blute geröthet zu haben. Dafür hatte er sich jetzt eine junge hübsche Frau aus Deutschland kommen lassen, die erst vor wenigen Tagen angelangt war und ihm nun aus seiner kleinen Wohnung ein trautes und gemüthliches Nestchen machte.

Ich sah diesmal in Klipdrift zwei merkwürdige Thiere. Das erste war ein Leguan, eine riesenhafte krokodilartige Eidechse. Ich hatte das Dasein von so gefährlich aussehenden Thieren im Vaalflusse noch gar nicht geahnt und fürchtete seitdem immer beim Baden ein solches aus seinem Mittagsschläfchen aufzustören. Es war ganz mit einem schwärzlichen Schuppenfelle überdeckt und hatte den ganzen Rachen gespickt wie mit kleinen Messern.

Das zweite Thier gefiel mir ebenso wenig, es war ein gewaltiger, noch lebendiger Skorpion, der unter einem Stein aufgefunden worden war. Es sollen von den Diggers schon sehr viele solche gefunden worden sein beim Aufheben und Wegräumen der großen felsblockartigen Steine auf ihren Claims.

Wir machten eine sehr hübsche gemeinschaftliche Wasserfahrt in einem schmucken Segelboote, auf dem Strome hin und her von der neu angelegten Bierbrauerei an bis zur „Insel", einem mit vielen schönen alten Bäumen bestandenen Eilande, das sehr häufig von Gesellschaften bei Gelegenheit von Pickenicks besucht wird. Die Brauerei liefert zwar ein erträgliches Bier, aber leider mehr dem englischen sich nähernd als dem deutschen, und darum für mich nur von geringem Werth.

Auf meinem Rückritt nach Delports Hope hielt ich mich, um ein abermaliges Verirren zu vermeiden, immer am Ufer

des Flusses und machte somit bei seinen großen Biegungen gerade den doppelten Weg. Dafür aber war diese Tour viel interessanter, denn sie führte mich über die reizend im Grün zerstreute Zeltniederlassung von Gong Gong, wo freilich jetzt nur noch etwa zwanzig Diggers übriggeblieben waren. Dort wies mir ein Digger den nächsten Weg nach Delports Hope. „Dort", sagte er, „über den Berg müssen Sie reiten und dann sich immer nördlich halten!" Ich that dies, verlor aber, da ich, oben angekommen, wieder neue Berge vor mir hatte, bald abermals meinen Weg und irrte nun sieben Stunden lang auf steinigen Hügeln umher. Endlich kam ich an ein Zelt, vor dem eine sehr massive, geradezu tonnenartige Menschengestalt saß und phlegmatisch aus einer kurzen Thonpfeife Tabacksqualm in die Luft paffte. Sie erinnerte mich an die aus Holz geschnitzten und schön grell bemalten Indianer, Mohren und Türken, die in den amerikanischen Städten vor jedem Tabacksladen aufgestellt sind, um die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu lenken. Es war eine Hottentottin von kolossalem Körperumfang. Was das heißen will, kann freilich nur ein Reisender begreifen, der Südafrika besucht und Gelegenheit hatte, mit eigenen Augen die unglaubliche Fettentwickelung zu sehen, wozu Mutter Natur ausnahmsweise diese Rasse, und zwar nur das weibliche Geschlecht, disponirt hat. Die weichen Fleischtheile des Körpers sind zwar schon bei jeder gewöhnlichen Hottentottin in unsern Augen von einem abnormen und erstaunlichen Volumen — nun aber noch einen Superlativ von Fettentwickelung bei einer ausnahmsweise dicken Hottentottin zu sehen, das ist ein nicht leicht zu beschreibendes Schauspiel, denn es übersteigt wirklich alle Grenzen des ästhetisch Zulässigen.

Ich bat die Frau mir ein Glas Milch und etwas Fourrage (Gras- oder Haferbündel) für mein Pferd zu verkaufen; sie brachte mir sofort einen großen Humpen Ziegenmilch, den ich dreimal hintereinander ausleerte — denn mein Durst war unsaglich und die süße kalte Milch mundete mir wie ein Göttertrank.

Bei den Bewegungen, welche die Frau machen mußte,

um meinen Wünschen gefällig zu sein, bot sie meinen Augen ein Bild, das allerdings mehr Reiz für einen Mediciner als für einen Maler gehabt haben würde. Sie schleppte nämlich einen gewissen Theil ihres Körpers wie einen nur lose an ihrem Rückgrat hängenden und frei hin- und herbaumelnden Fettsack hinter sich her. Kurzbeinig wie sie war, stützte sie sich sogar mehreremal darauf, wie auf einen bequemen weichen Sessel, um sich ein wenig von den Anstrengungen ihrer Leibesbewegung zu erholen und auszuruhen. Diese medicinisch interessante Erscheinung erinnerte mich lebhaft an den Fettschwanz der ordinären Kapschafe, den diese auch sackartig hinter sich herschleppen. Ich habe auf Farmen Schafe mit Fettschwänzen von so besonders voluminöser Entwickelung gesehen, daß dieselben mit Lederriemen aufgebunden worden waren, um ihr Schleifen durch den Schmuz zu verhindern. Einmal sah ich sogar ein solches Schaf, dem man unter den schleppenden Schwanz ein niedliches Rollwägelchen befestigt hatte, damit derselbe immer hübsch reinlich und sauber aussehen möchte. Ich hätte auch meiner biedern und im übrigen sehr angenehmen und gemüthlichen Hottentottin eine ähnliche Bandage oder ein Rollwägelchen anempfehlen mögen, die ihr gewiß das Einhergehen, vorzüglich aber das Laufen, wesentlich erleichtert haben würden. Die allseitige kolossale Entwickelung ihrer Körperreize mußte ihr übrigens in den keuschen Augen ihrer Landsleute wol den Ruf einer localen Venus gewähren, da Mutter Natur glücklicherweise diesem Volke einen vollständig von dem unsern verschiedenen ästhetischen Geschmack verliehen hat. Eine breit- und plattgeschlagene Nase, die sich strenggenommen nur auf ein paar zwischen Stirn und Mund befindliche, an einen Todtenkopf erinnernde Nasenlöcher reducirt, weit aus dem Gesichte hervorgetriebene Backenknochen, ein schnauzenartiger Mund und ein Oberkopf voller zottiger kurzer Wollbündelchen, mit vielen leeren nackten Räumen dazwischen, die zum sich-Sonnen gewisser darauf weidender Thierchen sehr geeignet erscheinen — solche Körperreize passen ganz harmonisch mit den obenerwähnten riesenhaft entwickelten Fettpro-

tuberanzen zusammen, um das Schönheitsideal eines schwärmerischen Hottentottenjünglings zu vollenden.

Aber auch die Hottentottinnen haben eine schöne Eigenschaft mit der berühmten Mensch-Aeffin Julia Pastrana gemein, der Frau mit dem bärtigen Teufelskopfe und dem fellartig mit Haaren bedeckten Körper, die vor einigen Jahren in Deutschland für Geld gezeigt wurde, das sind nämlich ihre wunderniedlichen Hände und Füße, um die sie jede Pariserin beneiden dürfte. Da ein Dienstbote nicht gerade schön zu sein braucht, die Hottentotten aber als Dienstboten viele guten Eigenschaften vor den viel schönern Kaffern voraushaben, wie: Gehorsam, Anhänglichkeit, Unterwürfigkeit, Lenksamkeit, genaue Kenntniß und Sorgfalt für die Behandlung des Viehes u. s. w., so wird ihnen für den häuslichen oder den Farmdienst, namentlich aber für Ochsentreiben und Botenreiten, in der Regel der Vorzug vor den viel kräftigern, aber auch viel mehr unlenksamen, widerspenstigen und indolenten Kaffern gegeben.

Was übrigens die Verschiedenheit zwischen dem ästhetischen Geschmack der Hottentotten und der christlich-europäischen Culturvölker betrifft, so wird solche wol am besten schon durch die Heirathsgebräuche illustrirt, welche bei den Hottentotten eine sehr eigenthümliche Form angenommen haben. Der Mann, der als trauender Priester fungirt, segnet und heiligt das vor ihm kniende junge Ehepaar durch einen Springbrunnen von warmem Wasser, das er seinem eigenen Körper entströmen läßt und mit dem er die wolligen Köpfe der beiden Verlobten nach allen Seiten hin liebevoll benetzt!

Ich kam nach Delports Hope, nachdem ich mich noch mehreremal verirrt hatte, so spät zurück, daß es schon ganz dunkel geworden war, sodaß ich große Mühe hatte, das Polizeicamp und mein Zelt wiederzufinden.

Der September nahte — für mich immer der böseste Monat, da die herannahende Sommerhitze in ihrer ersten Periode mir stets am meisten Fieberanfälle bringt; auch hier in Delports Hope hatte ich wieder solche, und schleppte mich dann nur mühselig wie ein schwacher Greis nach meinem Claim,

obwol derselbe nur ein halbes Stündchen von meinem Zelte entfernt war. Glücklicherweise brachte ein tüchtiges Gewitter mit Regenguß mir Besserung. Ich miethete nun einen Ochsenwagen, der einem Kaffern gehörte, zur Rückfahrt nach New-Rush, und lud mein Zelt, Bett und alle meine Wiegen, Bottiche, Schaufeln und Picken auf, um die letztern unterwegs in einem der Flußdiggings, wo noch mehr Diggers übriggeblieben waren als in Delports Hope, zu verkaufen.

Ich nahm Abschied von der freundlichen Familie Corns, die alles gethan hatte, um mir den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen, und begab mich zunächst nach Union Kopje, einem kleinen Zeltplatze gegenüber den renommirten neuen Diggings von Waldeck's Plant, wo ich eine Nacht blieb. Am andern Morgen ließ ich mich von einem Fährmann über den sehr rasch dahinschäumenden Strom übersetzen, um Waldeck's Plant zu besuchen. Diese Diggings gaben, vom gegenüberliegenden Ufer gesehen, ein ganz reizendes Landschaftsbild. Eine grünbewachsene Berghöhe war an ihrer untern Seite mit einigen Hunderten von glänzendweißen Zelten besäet, von denen viele im Schatten hoher Bäume lagen und andere vor sich hohe Mastbäume hatten, woran bunte Flaggen wehten. Das Gesammtbild dieser malerischen Zeltstadt, namentlich aber die bunten schimmernden Flaggen, spiegelten sich in der Oberfläche des Flusses wieder und ließen mich fast glauben, als sei da drüben eine Art von dresdener Vogelwiese mit allen ihren willkommenen materiellen Genüssen. Drüben angekommen, wanderte ich lange zwischen den Claims umher, und sah auch die etwa 20 Fuß tiefe Höhlung, wo vor wenigen Tagen der 288karätige Riesendiamant und der Fliegendiamant gefunden worden waren. Dieser Fundort eines so herrlichen Schatzes war genau eben solch ein rothlehmiges Schmuzloch wie alle übrigen Claims. Der Franzose, der die Steine gefunden, hatte nun auch seine Sprache wiedererlangt und durfte contractlich 5 Procent des Werthes seiner Funde für sich beanspruchen.

Als ich nach New-Rush zurückkam, war alle Welt dort in Aufregung wegen des erwarteten Besuchs des Generalgouver-

neurs Sir Henry Barkly. Er kam gegen Mitte September, wurde mit großen Feierlichkeiten empfangen und natürlich von Hunderten von Personen, Diggers, Kaufleuten und Diamantenhändlern interviewed. Für Alle hatte er gute Worte und schöne Versprechungen, und gewann daher schnell alle Herzen. Auch ich machte ihm meinen Besuch und wurde von ihm sehr freundlich empfangen. Er erinnerte mich sowol in seinem Aeußern als auch in seiner großen Redegewandtheit und der hinreißenden Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen sehr an den ehemaligen sächsischen Minister und spätern österreichischen Reichskanzler Grafen Beust, mit dem er in der That eine starke persönliche Aehnlichkeit hat.

Es wurde ihm zu Ehren ein großes Banket und dann ein Ball gegeben, zu einem Subscriptionspreise von 2 Guineen (42 Mark) für die Person, also 84 Mark für Herr und Dame. In Deutschland hat man solche Vergnügungen billiger, ich tröstete mich indessen mit der Rückerinnerung an einen Ball in Saratoga Springs im Staate Neuyork, der nur die höchste Crême der amerikanischen Jeunesse dorée vereinigen sollte und zu dem deshalb der Eintrittspreis auf 100 Dollars Banknoten (damals 360 Mark) festgestellt war, den ich ebendeshalb aber nicht besuchte, obgleich die Versuchung, eine solche Réunion von unzweifelhaft engelschönen jungen Amerikanerinnen und viele Tausende von Dollars kostenden Feentoiletten zu sehen, eine beinahe unwiderstehliche war.

Bei dem Banket gab es prächtige Reden. In seiner mit allgemeiner Spannung erwarteten Antwortsrede auf den vom Chairman auf ihn ausgebrachten Toast verhieß der glatte und elegante Vertreter der Königin allen Klassen der Bevölkerung der Diamantenfelder eine sorglose, freudenreiche und paradiesische Zukunft. Ueber die schwierigen localen Fragen: die Native Question (Eingeborenenfrage), Proprietors Question (Eigenthümerfrage), die Diggerbesteuerung, den Grenzdisput mit dem Freistaate u. s. w. glitt er mit der Geschmeidigkeit eines Aals hinweg und warf über jede derselben einige schön klingende Phrasen hin, welche eine jede der einander entgegenstehenden Parteien zu ihren Gunsten auslegte, sodaß der Jubel der

Zuhörer am Ende der Rede ein allgemeiner und ausnahmsloser war.

Der am Abend folgende Ball war, wie die Engländer zu sagen pflegen, a complete success. Die Damen waren meist Engländerinnen und Amerikanerinnen — es versteht sich daher von selbst, daß Häßlichkeiten nur Ausnahmen sein konnten. Die reichen Toiletten und Coiffuren waren schon seit ein paar Monaten für diese feierliche Gelegenheit von Kapstadt und Port Elisabeth verschrieben worden; es fehlten weder die graziösen weichfaltigen langen Schleppen, welche schlanken Gestalten so ungemein wohl stehen, noch das Gold- und Diamantenpulver in den kunstvoll gekräuselten, jasmin- und veilchenduftenden Haaren, noch die weißen zierlichen Atlasstiefeletten mit beinahe zwei Zoll hohen Absätzen — kurz es war für ein an nackte Kaffern und grau verstäubte Claimdiggers in Hemdärmeln gewöhntes Auge ein wahrer Schmaus, sich endlich wieder einmal in einen europäischen Ballsaal voll Fracks und weißer Cravatten versetzt und elegante leichte Feen in augenberauschenden Toiletten nach einer inspirirenden Musik an sich vorüberschweben zu sehen. Das Musikcorps war expreß aus Kapstadt verschrieben worden und daher sehr gut. Die Beleuchtung war in Ermangelung von Gas durch Hunderte von Stearinkerzen auf improvisirten Kronleuchtern hergestellt, wovon viele unwillkommene Tropfen auf die flinken Tänzerinnen herabfielen und den andern Morgen das Durchkämmen der Haare sehr wesentlich erschwert haben mögen.

Da ich meinen Frack in Europa zurückgelassen, weil ich nicht geglaubt hatte, eines solchen unter Negern und Buschmännern bedürftig zu sein, so war ich genöthigt gewesen, mir für diesen Ball um jeden Preis einen neuen zu verschaffen. Ein Schneider, bei dem ich mir also das Maß nehmen ließ, verlangte, als ich zuletzt nach dem Preise fragte, 10 Pfd. St. — er wußte wohl, warum ich den Frack so schnell haben wollte. Aber 200 Mark für einen Schwalbenschwanz zu zahlen, das paßte nicht zu meinen in diesem Lande der Kafferndiebe immer nur sehr mäßigen Claimeinkünften; ich suchte mir daher auf andere Weise zu helfen und fand auch bald eine Gelegenheit

dazu: Ein junger Maler, Herr D., der in Rom studirt hatte und jetzt hier als Diamantendigger lebte, kannte einen jungen Ulanenoffizier, der eben auf einjährigen Urlaub aus England hier angelangt war, um auch nach Diamanten zu graben. Dieser — sagte mir Herr D. — sei ein großer Stutzer und hätte nicht weniger als drei Koffer voll ganz neuer Anzüge von London mitgebracht; da er aber die trübe Erfahrung gemacht hätte, daß der Transport von Koffern zwischen der Küste und den Diamantenfeldern ganz unerhört kostspielig sei, so habe er keine Lust, dieselben wieder mit sich zurückzunehmen, und würde daher nicht abgeneigt sein, einen Theil ihres Inhalts hier zu versilbern. Ich ließ mich von Herrn D. bei dem eleganten Lieutenant einführen und reussirte damit, von ihm einen schönen, ganz mit Atlas gefütterten neumodischen Frack von einem der berühmtesten londoner Schneider nebst Weste für 6 Pfund (120 Mark) abgelassen zu erhalten. Derselbe paßte mir so schön, als sei er expreß für mich gemacht, und meinem Besuche des Balles war nun kein Hinderniß mehr entgegengestellt.

Die allerschwächste Seite bei einem jeden englischen Balle ist das Souper. Ich will nicht gerade behaupten, daß man absolut schlechter ißt als bei uns (obwol über diesen Punkt eine ernsthafte Discussion wol zulässig ist), aber die Art und Weise des Servirens ist äußerst mangelhaft und unvortheilhaft, wenigstens für die Männer. Sowie das Trompeten- oder Glockensignal zum Essen ertönt, rangiren sich nach vorhergehendem Engagement die Paare von Herren und Damen, um in feierlicher Polonaise in den Speisesaal einzuziehen. Hier sind an langen Tafeln nur gerade so viel Stühle gestellt, als Damen zugegen, und sämmtliche Damen lassen sich darauf nieder. Nur einige hochstehende und ältere Herren, wie z. B. im vorliegenden Falle der Generalgouverneur, der Chairman des Bankets und die „Drei weisen Könige" von Griqualand (die Commissioners), haben das Vorzugsrecht, sich mit den Damen setzen zu dürfen.

Sobald alle Damen Platz genommen haben, verwandeln sich von diesem Moment an alle Herren, die sie am Arme

eingeführt haben, in ihre Kellner — denn andere, eigentliche Fach- und Berufskellner sind gar nicht vorhanden, nur Speisen zutragende Köche und Stöpselzieher. Ein jeder Herr also hat nun die Verpflichtung, hinter seiner Dame zu stehen und aller ihrer leisesten Winke gewärtig zu sein. Die Dame wünscht Suppe — der Herr eilt zum Büffettische, um sich einen Teller füllen zu lassen, und drängt sich damit durch die Masse gleicher Dienste leistender befrackter Gentlemen hindurch. Er darf von Glück sagen, wenn die im Teller hin- und herschwappernde Suppe nicht auf seinen schneeweißen Glacéhandschuhen ihre Spur zurückläßt oder gar infolge des confusen Gedränges und Geschiebes Excursionen auf seinen Frack und seine tadellose Wäsche anstellt. Nach der Suppe gibt's Fisch, englischen Lachs oder Baalbarbe — gleiches Gedränge, gleiches Gestoße, gleiche Toilettengefahr für Herren und Damen. Nachher kommt Braten; dieser macht dem Herrn die meiste Arbeit, denn die zur Wahl stehenden Truthähne, Enten und Hühner werden schon von andern Gentlemen auf langen Gabeln in die Höhe gehalten, und jeder säbelt und zwackt sich nun davon Stücke los in irgendeiner möglichen, aber selten gefälligen Art. Es ist fast positiv unmöglich, daß bei dieser allgemeinen Confusion, dem allgemeinen Selbsttranchiren und Tellertragen der Herren der Frack und die Weste nicht in Bratensauce gebadet oder wenigstens damit reichlich gesprenkelt werden. Zugleich muß der Herr jede kleine Caprice der vor ihm sitzenden Dame in Bezug auf Gemüse, Früchte, Confituren, Rothwein und Champagner zu befriedigen suchen. Er muß deshalb fortwährend athemlos wie ein Jagdhund hin- und herrennen unter unaufhörlichem Gestoßen- und Geschubbtwerden. Und bei allen diesen Strapazen soll er noch den Liebenswürdigen gegen seine despotische Schöne spielen und Zeit und Lust finden, sie durch witzige und humoristische Bemerkungen sowie hofmännische Schmeicheleien bei guter Laune zu erhalten.

Ist diese strapaziöse Komödie des Ritterdienstes der Herren vorüber, so stehen die Damen auf und werden am Arme der erstern in den Ballsaal zurückgeführt. Nun erst schlägt das Glockenzeichen für das Souper der Gentlemen. Eine allge-

meine wüthende Sturmattake von Hunderten von Herren auf die Reste der Mahlzeit erfolgt. Es werden dazu die zurückgelassenen ungereinigten Teller, Messer und Gabeln der Damen benutzt, ebenso deren gebrauchte Gläser — kurz, die Herren müssen es eben ganz so machen wie bei uns die Diener nach einem großen Festessen. Sie räumen in wilder Unordnung und Hast den Rest der Tafel ab, mit Teller, Messer und Gabel, wenn sie solche erwischen können, oder ohne dieselben, also mit den Fingern, und z. B. eine Entenkeule in die Luft emporhaltend und im Stehen benagend, wenn Gabel und Messer, Teller und Stühle alle schon vergriffen sind. Diese greuliche Unordnung, dieses wüste, kneipenartige Gedränge und Gestoße, dieser völlige Mangel aller Bedienung und allen Comforts ist wirklich unsaglich widerwärtig und wird schwerlich wieder gut gemacht durch den unerschöpflichen Vorrath von Bordeaux-, Sherry- und Champagnerflaschen, woraus man sich in schon von andern gebrauchte Gläser ohne Ende einschenken lassen kann.

Auch beim Tanze herrscht dieselbe unbequeme Gewohnheit wie in Nordamerika, daß die Paare, welche nicht gerade an der Tour sind, sich inzwischen nicht auf Stühle niederlassen, sondern fortwährend stehen oder im Kreise herummarschiren. Auch in den Zwischenpausen der Tänze setzen sich die Paare nicht, sondern laufen fortwährend den Saal auf und ab. Es gehören wirklich eine rasende Tanzleidenschaft und sehr junge Beine dazu, um bei einer solchen Strapaze sechs Stunden ohne wesentliche Unterbrechung auszuhalten, zumal der Tanz auf Teppichen (auch eine eigenthümliche englisch-amerikanische Mode) schon an sich viel weniger angenehm und viel erschöpfender ist als auf unsern parketirten und eisbahngleichen Saalflächen.

Der Generalgouverneur tanzte mit unvergleichlicher Grazie zwei Quadrillen oder Lanciers mit den vornehmsten beiden Damen des Camps, während sein Adjutant, der in schöner rother Uniform erschienene Kapitän Sweeney, einen außerordentlich liebenswürdigen Schwerenöther machte und allen jungen Damen die Köpfe verdrehte. Erst spät am Morgen trennte sich die Ballgesellschaft, und nun setzten sich die Herren erst zum

Bier-, dann zum Kaffeetrinken und zum Kritisiren ihrer Tänzerinnen zusammen, bis die aufgehende Sonne daran mahnte, sich umzuziehen und in die Staublöcher der Claims, die heißen Comptoirs oder die vollgedrängten übeldunstigen Amtsstuben zur Tagesarbeit zu eilen. Die Zeitungen des zweitfolgenden Tages wurden von Hunderten schöner Leserinnen in ihren Häusern mit großer Begierde studirt, denn sie brachten eine äußerst detaillirte Schilderung aller Ballvorkommnisse, namentlich eine bis ins Kleinste gehende Beschreibung von solchen Damentoiletten, welche durch ihren Glanz besonders aufgefallen waren. Die Namen der eleganten Trägerinnen waren gewissenhaft beigefügt und allerhand humoristische Anspielungen auf biographische Eigenthümlichkeiten von einzelnen der Tänzer verliehen dem Artikel noch weitern pikanten Reiz. So gab es da unter anderm zu lesen: „Im zweiten Lancier gab die liebliche Gestalt der jungen Miß Lydia T. mit ihrem vis-à-vis, dem eleganten und ritterlichen Kapitän R., ein prächtiges Bild. Ihre zarte Toilette in Weiß und Blaßblau, die geschmackvollen Wasserlilien in ihrem goldblonden Lockenhaar, der Glanz ihrer vergißmeinnichtblauen Augen vereinigten sich harmonisch, um ihr die Erscheinung einer eben erst dem feuchten Elemente entstiegenen Wassernixe zu geben. Wer hätte den glücklichen Tänzer nicht um seine Undine beneiden mögen? Daß die Neider nicht fehlten, bemerkten wir sofort bei einem Blicke nach der nächsten Wand. Dort stand der tapfere Lieutenant S., seinen finstern Blick unverwandt auf das aristokratische Paar gerichtet und mit ungeduldigem Unmuthe an seinem lang herabhängenden Schnurrbarte zupfend." Diese malerische Ballbeschreibung erinnerte mich lebhaft an die Artikel in der „Newyorker Ballzeitung", einem Wochen-Journal, das in der Wintersaison jedes Jahres erscheint und hauptsächlich dazu dient, die kostspieligen Toiletten der Lionnes der newyorker Gesellschaft zu glorificiren und dem Publikum genau mitzutheilen, wie viele tausend Dollars die zur Schau getragenen Diamanten, Perlen und Stoffe im Einkauf gekostet haben!

Zehntes Kapitel.

Metamorphose der Colesberg Kopje. — Eine Ruinenstadt. — Drahtseilsystem. — Schwimmendes Riff. — Unglücksfälle. — Ankunft des neuen Gouverneurs. — Verbot des Jumpens und der Spielbänke. — Regierungspersönlichkeiten. — Reise nach dem Freistaate. — Scenerie. — Dämme. — Sommerstillleben in Bethulien. — Naturmerkwürdigkeiten. — Der Henkervogel. — Die südafrikanische Nachtigall. — Reize südafrikanischer Landschaft. — Ein Bad im Oranjestrom. — Kapwagen. — Rückreise. — Heuschreckenschwarm. — Schlangenkampf der Secretäre. — Fallthürspinnen. — Fauresmith. — Eine untreue Köchin. — Eine Schlange unterm Kopfkissen. — Die neuentdeckten Goldfelder. — Eine aus dem Wüstenboden hervorgezauberte Großstadt. — Musikalische Genüsse. — Eine Hochzeit auf den Diamantenfeldern. — Kafferndienstboten und Flintenhandel. — Abendgesänge der Kaffern.

New-Rush, 3. Mai 1873.

Unser großes südafrikanisches Weltwunder, die Colesberg Kopje, hat in den letzten Monaten eine großartige Metamorphose durchgemacht und bietet heute, zwei Jahre nach ihrer Entdeckung und ersten Inangriffnahme, einen von ihrer frühern Erscheinung so gänzlich verschiedenen Anblick, daß ein Reisender, der sie etwa in der zweiten Hälfte des Jahres 1871 gesehen, sie heute gar nicht mehr wiedererkennen würde.

Seit die sämmtlichen Claims im Durchschnitt bis zu einer Tiefe von 100 Fuß ausgearbeitet und die zwölf Fahrwege, welche die Kopje durchzogen und die schließlich wie hohe steile Mauern zwischen den immer tiefer sich senkenden Claims stehen geblieben, nunmehr gänzlich niedergelegt worden sind, bietet die Kopje genau das Bild eines vulkanischen Krater-

kessels, der früher bis oben mit vulkanischen Auswurfsstoffen (dem grünen, aus zersetztem Tuff bestehenden, bröckeligen Diamantenboden) ausgefüllt war und nunmehr tief ausgehöhlt ist und auf dessen Grund eine ausgegrabene Ruinenstadt aus grauem Alterthum zu liegen scheint. Das kreisförmig ringsherum laufende Felsenriff (Thonschiefer) ist die Kraterwand und fällt theils senkrecht, theils unter einem sehr steilen Winkel geneigt, gegen das Innere ab, sodaß es wie eine Riesenmauer das labyrinthische ruinenhafte Gewirr da unten einfaßt. Inmitten des Kraters stehen noch hier und da einzelne Felsenkegel, welche solche Claims anzeigen, die wegen Unfruchtbarkeit, d. h. wegen zu viel Riff darin, noch nicht abgebaut worden sind und nun fortwährend ihre Nachbarclaims mit Einsturz bedrohen. Die in regelmäßigen Vierecken bearbeiteten Claims erscheinen bei ihren verschiedenen Niveaus hier als Schächte, dort als Pfeiler und Thürme, als Plattformen, Mauern, Treppen, Wälle und Gräben. Da bei der vorherrschenden Theilung der Claims in Halbe, Viertel, Achtel und Sechzehntel etwa 3000 solcher einzeln bearbeiteter Claimsectionen vorhanden sind, die sich dem Auge deutlich als gesonderte Abtheilungen wahrnehmbar machen, so gehört in der That nicht zu viel Phantasie dazu, um in diesem labyrinthischen Gewirre von Pfeilern und Thürmen, Mauern, Bogen und brunnenartigen Vertiefungen das Bild einer vor Jahrtausenden versunkenen und jetzt wieder ausgegrabenen Stadt zu erblicken. Aber statt der melancholischen Todtenstille eines Herculanum und Pompeji pulsirt hier das rauschendste und geschäftigste Leben, denn in allen Gassen, auf allen den zahllosen Terrassen, Thürmen, Brücken, wie in den tiefen Kellern und Brunnen wimmelt es wie von geschäftigen Ameisen oder Bienen durcheinander — das sind die 12000 Diggers, die alltäglich da unten picken, schaufeln und den Stoff ausbringen.

Diese letztere Procedur geht jetzt in höchst interessanter Weise vor sich. Seit die zwölf Wege weggenommen und niedergearbeitet worden sind, ist das Ausbringen des Stoffes direct auf das Riff, d. i. den Kraterrand hin gerichtet. Jeder

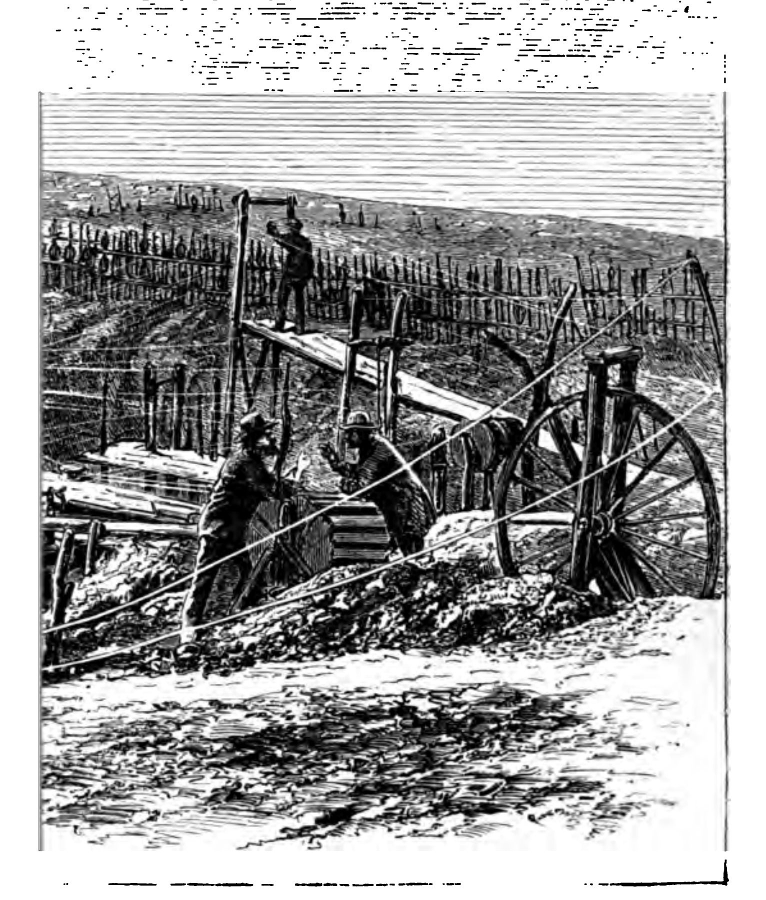
einzelne Viertelclaim hat auf diesem Kraterrande nur einen Längenraum von circa 2 Fuß für sich zur Verfügung, um seinen Stoff auszubringen. Nun sind jetzt den ganzen Kraterrand entlang ringsherum um die Kopje große, aus zwei bis drei Stock bestehende Holzetagen (Stagings) errichtet worden; in diesen hat jeder einzelne Claimbesitzer seinen Platz, ähnlich einer Loge in unsern Theatern, wo seine Winde aufgestellt ist. Von der letztern läuft ein langes starkes Drahtseil nach dem Claim hinunter, das natürlich um so länger ist, je weiter sein Claim im Innern der Kopje liegt (das meinige ist 270 Fuß lang), und an diesem Drahtseile werden die Eimer (gewöhnlich zwei zusammen) mittels der Winde und langen Hanfseilen auf- und niedergeleitet. So ist jetzt der ganze, etwa 14 preußische Morgen umfassende und auf 80—120 Fuß Tiefe ausgehöhlte Kraterkessel mit einem unübersehbaren Netzwerke von Drahtseilen überspannt, deren etwa 2000 die Verbindung der einzelnen Claims im Innern des tiefen Kessels mit dem hohen Außenrande des Kraters herstellen. Diese Tausende von Drahtseilen bilden ebenso viele Lufteisenbahnen (Tram wires, aërial rail-roads), welche radienförmig von dem Centrum der Kopje nach dem außerhalb derselben auf dem Kraterrande stehenden Ringe von Holzetagen ausstrahlen.

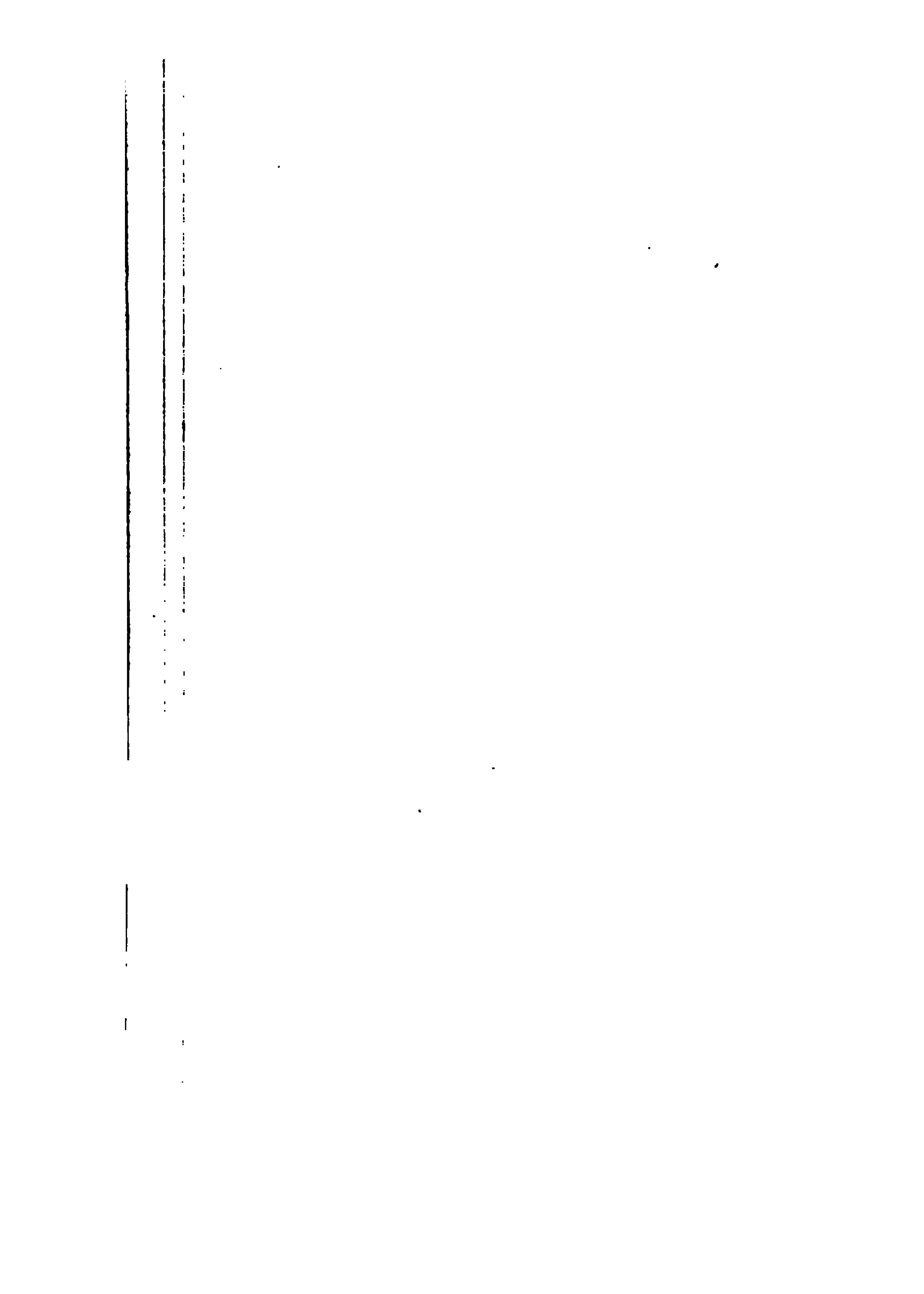
Die Herausbeförderung des diamantenhaltigen Stoffes aus dem Innern der tiefen Aushöhlung geht auf diese Weise sehr rasch vor sich; eine Minute reicht hin, um zwei miteinander verbundene Eimer von den Stagings in das Centrum der Kopje hinabrollen zu lassen und mit dem kostbaren grünen Stoffe beladen wieder heraufzubringen. In einer Stunde bringe ich auf diese Weise (auf einem Drahtseile und bei zehn Arbeitern) bequem vierzig Eimer aus, in zehn Arbeitsstunden täglich also 400 Eimer, das ist so viel als zehn zweiräderige Karrenladungen. Die Einrichtung, wie die Eimer untereinander verbunden auf kleinen Rädchen an dem Stahlseile hinlaufen, ist sehr sinnreich und praktisch.

Die Kopje hat durch dieses Netzwerk von Drahtseilen, welche schimmernden Hängebrücken gleichen, und die kreisförmig sie umringenden Holzbauten einen sehr pittoresken Anblick

gewonnen, und es ist ein ganz eigenthümlich fesselndes Schauspiel, das sich dem Auge bietet, wenn man auf schwankender Leiter eins der Holzgerüste hinansteigt und von hier in das lärmende und rauschende Leben des menschenwimmelnden Bienenkorbes da unten hinabblickt. Das emsige Drehen von 2000 knarrenden Winden verursacht ein weithin schallendes Geräusch. Die vielen Tausende von schimmernden Eimern, die unaufhörlich auf kleinen Rädchen an den blanken und in der Sonne blitzenden Drahtseilen schnurrend auf- und niederrollen, machen einen ähnlichen Eindruck wie ein unabsehbarer Schwarm von sonderbaren geflügelten Geschöpfen, die in ununterbrochener Thätigkeit in den tiefen Kessel hinabtauchen und dann mit rauschendem Fittich wieder heraufflieger. Auf dem grünlichen und bläulichen Grunde da unten, auf den zahlreichen Pfeilern, Thürmen, Mauerzinnen und Brücken blitzen Tausende von Pickäxten und Schaufeln, und die 12000 Menschen, die hier auf dem kleinen Raume geschäftig und unermüdlich durcheinanderwimmeln, bieten ein imposantes und wunderbares Bild von rastloser menschlicher Thätigkeit.

Am herrlichsten ist das Schauspiel des Abends im Lichte der untergehenden Sonne. Die unter diesem Himmelsstrich und in der reinen trockenen Luft der südafrikanischen Hochebene unvergleichliche Schönheit der Abendbeleuchtung, die in intensivsten karminrothen, violetten und goldenen Tinten erglänzenden Wolken, welche auf einem reinen äthergrünen Untergrund dahinschwimmen, geben dann zusammen mit dem da unten liegenden, allmählich in düsteres Grau versinkenden, menschenwimmelnden Kraterkessel, aus dem hier und da an den Spitzen rothbeleuchtete Pfeiler und Thürme aufragen, ein ganz prächtiges Gesammtbild. Und nun erst Abends im Lichte des Vollmondes! Die Illusion der Ruinenstadt wird dann vollständig, und die geheimnißvollen tiefschwarzen Schatten in den Schächten und Vertiefungen, das zauberhaft die Thürme mit einem Silbernebel umspinnende Mondlicht sind im Stande, einer empfindsamen Phantasie vollständig das träumerische Gefühl mitzutheilen, als liege da unten in der gähnenden Tiefe





eines Vulkans wirklich ein erstorbenes Babylon oder Ninive der Vorzeit, ein Herculanum oder Pompeji eingebettet.

Die große Felseninsel in der Mitte der Kopje rührt davon her, daß hier das sogenannte Floating Reef (Schwimmende Riff) die Kopje in parallelen Wänden von Norden nach Süden durchzieht. Hauptsächlich sind die Diggers der vierten, fünften und achten Road von diesem unfruchtbaren Felsenrückgrate betroffen, das ihre theuer bezahlten Claims werthlos macht und das doch entfernt werden muß, um nicht den fortwährend tiefer werdenden Nachbarclaims allzu gefährlich zu werden. Denn das Einfallen oder Abgleiten einer solchen Felsenwand, das namentlich nach starken Regengüssen zu befürchten ist, könnte, wenn es bei Tage geschieht, Hunderte von Menschen in den tiefen Nachbarclaims todtschlagen. Da nun die bloße Entfernung, Zerstückelung und Ausbringung dieses schwimmenden Riffes aus Claims, die es theilweise bis zu einer Tiefe von 70—100 Fuß überdeckt, den betreffenden Claimbesitzer wenigstens von 24—30000 Mark kosten würde, so ist es sehr natürlich, daß viele Claimbesitzer eine solche fruchtlose Arbeit nicht über sich nehmen wollten und lieber solche Claims aufgegeben haben. Andere, hoffnungsreichere und sanguinischere Diggers haben dann öfters solche Claims gejumpt, aber auch kein anderes Resultat damit erreicht, als sich damit zu ruiniren. Kein Mensch mag also die Sisyphusarbeit des Niederarbeitens dieser todten Claimthürme übernehmen, und zuletzt wird wol die Regierung, wegen der Todesgefahr, die fortwährend die in den tiefen Nachbarclaims arbeitenden Diggers bedroht, sich genöthigt sehen, den Abbau dieses Floating Reef in die eigene Hand zu nehmen, wenigstens in der fünften Road, wo kein Mensch sich daran wagen will und wo es beinahe noch bis zu dem frühern Niveau der Kopje emporsteht.

Mit dem neuen Seil- und Windensystem sind auch neue Accidents (zufällige Unglücksfälle) häufig geworden, während die frühern, welche hauptsächlich im unglücklichen Hinabstürzen von Wagen, Pferden, Ochsen und Mauleseln in die tiefen Claims bestanden, zugleich mit den gefährlichen engen Wegen, die ihre Ursache waren, verschwunden sind. Was statt dessen

jetzt öfter vorkommt, ist das plötzliche Todtgeschlagen= oder Verletztwerden eines Mannes unten in den Claims durch stoff= oder steinebeladene Eimer, die durch das Schwanken des Drahtseils und ungenügende Befestigung vom Seile ab=springen und hoch aus der Luft herabstürzen. Es ist daher jedem Digger unten zu rathen, seine Augen immer hübsch auf die hoch über ihm durch die Lüfte ziehenden Stahlseile zu lenken und auf jedes plötzlich sich erhebende Negergeheul auf=merksam zu sein. Die 10000 Neger, die in der Kopje und auf den Stagings arbeiten, haben nämlich die löbliche Gewohnheit, sofort, wenn einer unter ihnen mit seinen scharfen Adleraugen einen fallenden Eimer oder Felsblock wahrnimmt und deshalb laut aufschreit, alle zusammen ein ohrenerschütterndes Geheul auszustoßen, das für alle der Gefahr noch Unbewußten ein Warnsignal ist und deshalb jeden Digger veranlaßt, rasch über sich zu blicken, wodurch er oft der drohenden Todesgefahr noch glücklich entgehen wird.

Jeder Viertelclaim hatte freilich die Vortheile dieser neuen Drahtseileinrichtung mit circa 50 Pfd. St. zu bezahlen, und für diejenigen Claims, denen keine andere Beförderungsmethode ihres Stoffes nach dem Riff hin zu Gebote stand, wurden für das neue Winden= und Seilsystem allein 1,590000 Mark ausgegeben. Eine gewisse Anzahl von Claims auf der Westseite, auf der achten, neunten und zehnten Road, benutzen dagegen zur Ausbringung ihres Stoffes direct die neue Eisenbahn auf schiefer Ebene, die Herr Hall unter einem Winkel von circa 30 Grad bis 65 Fuß Tiefe auf der Westseite der Kopje angelegt hat und auf welcher durch eine oben stehende Dampfmaschine an Stahlseilen Züge von kleinen stoffbeladenen Wagen fortwährend aufgezogen werden, während in derselben Zeit auf dem zweiten Gleise ein Zug leerer Wagen hinabgelassen wird. Es werden auf dieser Bahn täglich 1500 Wagenladungen nach oben befördert, zu dem freilich sehr theuern Preise von $2\frac{1}{2}$ Schilling per Load.

Von den Stagings, vor denen jeder einzelne Digger seinen eigenen kleinen Depositenplatz hat, der aber so eng und unzureichend ist, daß er fortwährend entleert werden muß, hat

sodann der Digger seinen Stoff nach seinem Sortirplatze zu schaffen. Viele haben diesen Platz ganz nahe unmittelbar an der Kopje. Es gibt jedoch auch einzelne Diggers, welche es praktischer finden, gleich in den Claims selbst zu sortiren und erst dann den bereis durchsichteten Stoff und die Steine nach dem Riff hinauszuschaffen. Rings um das Riff und die Stagings ist eine neue kreisförmige Fahrstraße (Circular Road) angelegt worden; das unaufhörliche Aufladen des diamantenhaltigen Stoffes auf Hunderte von Karren, die vor den Stagings auf Ladung warten, macht hier nebst dem Knarren der Tausende von Winden, dem Schnurren der unzähligen auf den Stahlseilen dahinrollenden Eimer und dem Geschrei der vielen Neger einen weithin hörbaren Mordspectakel. Dieses ganze lebendige Bild ist noch dazu fortwährend von einer dicken, an vielen Stellen ganz undurchsichtigen Staubwolke eingehüllt.

Auf den Tausenden von Sortirplätzen unmittelbar hinter dem Rande der Kopje hat sich der durchsichtete Stoff in ungeheuern Massen zu förmlichen, 50—80 Fuß hohen Gebirgen aufgehäuft und übt nun natürlich einen kolossalen Druck auf die aus verwittertem Thonschiefer bestehende Wand des Riffes aus, wodurch dieselbe jeden Tag lockerer und für die unten liegenden Claims gefährlicher wird. Schon öfter haben sich Felsenstücke von der so belasteten und fortwährend durch die zitternden Stahlseile erschütterten Kraterwand abgelöst und eine Lavine von kleinern Steinen mit sich in die nächst dem Riff gelegenen Claims hinabgerissen, wodurch schon einige Leute schwer verletzt worden sind. Es macht daher Mühe, die Neger jetzt noch zum Arbeiten in diesen am Rande der Kopje liegenden Riffclaims zu bewegen, die doch gerade die reichsten sind.

Seit Ende Januar ist nun der neue von Sir Henry Barkly versprochene Gouverneur von Griqualand, Herr R. Southey, hier eingetroffen. Derselbe war früher, vor der Einführung der verantwortlichen Regierung in der Kapcolonie, Secretary to Government (erster Minister) in derselben und wurde vom Generalgouverneur wegen seiner eisernen

Charakterfestigkeit, seiner vieljährigen Erfahrungen und seiner tiefen Kenntniß aller afrikanischen Verhältnisse zu diesem wichtigen neucreirten Posten ausersehen.

Seine beiden ersten Handlungen, die einen sehr guten Eindruck auf den bessern Theil der Diggers machten, waren die Unterdrückung des Claim-Jumpens und die Aufhebung der Spielbänke.

Die erstere namentlich war für den anständigen Theil der Diggers ein wahrer Segen. Die australisch-californische Institution des Jumpens, die jedem Digger gestattete, einen Claim, worin er eine Woche lang keine Arbeit vor sich gehen sah, in Besitz und Arbeit zu nehmen, war ursprünglich in ihrer ersten Bedeutung ganz nützlich, denn sie verhinderte es allerdings, daß Speculanten, die nicht daran dachten, selbst einen Claim zu bearbeiten, sich doch Claims bei Aufgang eines Diamantenfeldes sicherten und dann müßig liegen ließen, bis dieselben durch die Arbeit ihrer fleißigen Nachbarn einen viel höhern Werth erreicht haben würden. Ferner wurde dadurch ärmern Diggers, die keinen Claim kaufen konnten, eine Chance gegeben, sich einen solchen zu erwerben, ohne daß sie zu befürchten brauchten, aus dem neuen Claim vertrieben zu werden, sobald derselbe durch ihre Arbeit einen viel höhern Werth erhalten haben würde. Endlich wurde durch die vom Jumpgesetze unmittelbar bewirkte fortwährende ununterbrochene Abbauung aller Claims ein möglichst gleichzeitiges und gleichförmiges Niederbringen derselben gesichert, und dadurch das Stehenbleiben von Thürmen und Mauern, die ihren Nachbarclaims allemal gefährlich sind, möglichst eingeschränkt.

Allein die Jumpberechtigung wurde seit einiger Zeit, wie so viele englischen Gesetze, die ursprünglich aus den besten Motiven entsprungen waren, von gemeinen Speculanten und habsüchtigen Spitzbuben zu ihrem einseitigen Vortheile ausgenützt und großartiger Unfug damit getrieben. Eine eigene Gesellschaft von saubern australischen Speculanten hatte sich zusammengethan, die jeden Claim, worin nicht fortwährend jeden Tag gearbeitet wurde, scharf beobachteten. Sie ließen dann, wenn auch der Eigenthümer des Claims die Vorschrift

des Gesetzes befolgte und jede Woche wenigstens an einem Tage ein paar Stunden darin arbeiten ließ, trotz dieses Factums sechs oder acht Zeugen vor dem Claiminspector aussagen: der Claim sei eine ganze Woche ohne einen Hieb mit der Pickaxt und ohne einen Schaufelstich geblieben. Hatte nun, wie oft der Fall war, der arglose Claimbesitzer für die erfolgte Arbeit nur einen oder zwei Zeugen, welche vielleicht nicht einmal zur bestimmten Stunde in der Amtsstube des Claiminspectors beizubringen waren, da hier wenige Diggers wissen, wo ihre Claimnachbarn wohnen, und für das labyrinthische, stundenweite New-Rush-Camp auch kein Adreßcomptoir existirt, so wurden dann sein einer oder seine zwei Zeugen durch sechs oder acht Gegenzeugen überstimmt. Somit ging ein Claim, der vielleicht Tausende von Pfunden werth war, seinem rechtmäßigen Eigenthümer verloren und in die Hände einer zusammen verschworenen Gaunergesellschaft über.

Dieses Claimjumpen hatte in der letzten Zeit wie eine Epidemie um sich gegriffen und ich selbst kann davon ein Liedchen singen. Als ich im December eine Reise nach dem Oranje-Freistaate machte, brachte mir der erste Brief, den ich von meinem Claimaufseher in Bethulien erhielt, die aufregende Nachricht, daß gleich eine Woche nach meiner Abreise mein Claim, der mich 12000 Mark gekostet, gejumpt worden sei. Neun falsche (weiße) Zeugen hatten geschworen, daß derselbe seit einer Woche nicht bearbeitet worden sei, während mein Headman C. keinen weißen, sondern nur einen schwarzen Zeugen für die erfolgte Arbeit hatte, da er in seiner Arglosigkeit es für überflüssig erachtet, einige weiße Männer als Zeugen für seine zweistündige Arbeit zu nehmen. Meine Kaffern waren nämlich, wahrscheinlich weil sie einen großen Diamanten gefunden haben mochten, in einer Nacht alle weggerannt, sodaß C. für zwei Wochen nur noch einen Cape Boy (Mulatten) zu seiner Verfügung hatte. Ein günstiger Zufall wollte es aber zu meinem Glücke, daß C. an dem Tage, als er im Claim arbeitete, den zufällig vorbeikommenden Claiminspector herangerufen hatte, um ihn auf ein Encroachment (eine Ueberschreitung der Grenzlinie) meines Claim-

nachbars aufmerksam zu machen. Er erinnerte den Claim-inspector an dieses Factum, und glücklicherweise besann sich dieser auch richtig darauf und entließ daher die falschen Zeugen mit der für sie höchst ärgerlichen Bemerkung, er selbst sei Zeuge, daß der Claim in aller Ordnung an einem Tage der bewußten Woche von meinen Leuten bearbeitet worden sei. Und so blieb mir der Claim erhalten; Hunderte von Diggers aber haben durch diese Jumpdiebe ihre theuer bezahlten Claims verloren.

Herr Southey ersetzte dieses so gefährlich gewordene System durch die sogenannte Forfeiture. Wurde nämlich ein Claim durch lange andauernde Nichtbearbeitung gefährlich für seine Nachbarschaft, so erhielt der Besitzer eine amtliche Aufforderung, solchen binnen so und so vielen Tagen niederzuarbeiten. Leistete er dieser Aufforderung nicht Folge, so wurde der Claim dann öffentlich versteigert, das Geld aber nach Abzug der Kosten dem bisherigen Eigenthümer des Claims ausgeliefert.

Das andere Unwesen der Dry Diggings: die Spielhöllen, hatten seit einem halben Jahre sehr um sich gegriffen, und Hunderte von jungen Männern waren schon durch sie ruinirt worden. Die Versuchung zur Theilnahme an diesen kostspieligen Abendunterhaltungen war um so stärker gewesen, als ja des Abends sich so wenig anderweitige Zerstreuung für amusementsbedürftige junge Leute bot. Außerdem disponirt ja die Erwartung eines plötzlichen großen Gewinns viele Menschen ganz besonders für derlei fieberhafte Aufregungen. Wie mancher junge Digger hatte die theuern Diamanten, die er am Tage im Claim gefunden, des Nachts am Spieltische wieder verloren! Auch mit dieser Maßregel: der energischen Unterdrückung der Spielhöllen, erwies Herr Southey also einem Theile der Bevölkerung eine große Wohlthat.

Ich persönlich hatte mich der freundlichsten Aufnahme seitens des neuen Gouverneurs und seiner liebenswürdigen und hübschen jungen Frau zu erfreuen, und mir wurde öfter das Vergnügen, von ihnen nach ihrem schönen Zeltcamp in Old De Beers zu Tische eingeladen zu werden.

Zwei weitere Mitglieder der Regierung, die ich kennen gelernt hatte, wurden mir besonders liebe Freunde. Herr S. G. Shippard, ein außergewöhnlich talentvoller und genialer Jurist aus der oxforder Schule, dabei eine liebenswürdige poetische Künstlernatur und ein höchst interessanter Gesellschafter, war mein nächster Nachbar, denn sein kleines Holzhäuschen stand unmittelbar neben meinem Camp. Er hatte die Stelle des Attorney General (Generalstaatsanwalts) von Griqualand erhalten, durfte aber nebenbei noch als Advocat (Barrister) prakticiren, wodurch sich seine Einnahmen jährlich auf 3000 Pfd. St. (60000 Mark) stellten. Unsere deutschen Staatsanwälte möchten ihn also wol um sein Einkommen beneiden! Als Redner war Herr Shippard ganz ausgezeichnet und zugleich im Besitz eines staunenswerthen Gedächtnisses. Uebrigens war er auch noch nebenbei ein officielles Mitglied des neuen aus acht Mitgliedern bestehenden Griqualandparlaments und hatte, da er allein so viele Arbeit nicht hätte bewältigen können, zu seiner Aushülfe einen Clerk, der für gewöhnliche Fälle die Stelle des Staatsanwalts vertrat.

Das andere Mitglied der Regierung, dem ich näher trat, war Herr W. C. Palgrave, einer jener großen Reisenden, die nie ein Buch geschrieben haben. Früher lebte er lange Jahre hindurch in den Wildnissen Innerafrikas, wo er in den Jagdgründen am Ngamisee mit eigener Hand 110 Löwen erlegt haben soll, jetzt schlichtet er in einem dunstigen, von weißem und schwarzem Proletariat vollgedrängten Gerichtslocale, das noch dazu durch ein Eisendach unerträglich heiß gemacht wird, alltäglich die Streitigkeiten dieser kosmopolitischen, aus allen Ländern der Welt zusammengewürfelten Bevölkerung, und entscheidet sie nach den zahllosen Paragraphen und den in dicken Folianten verzeichneten Antecedenzfällen der labyrinthischen englischen Gesetzbücher. Ich bewundere nur, wie dieser Mann nach einem so vieljährigen bewegten Reise- und Jägerleben jetzt so stillsitzen und so angestrengt am Schreibtische arbeiten kann. Es war interessant, seinen Erzählungen über sein vergangenes wildes Leben zu lauschen. Während er jahrelang als Elefanten- und Löwenjäger im

innern Afrika herumzog, wurde er dort von den Eingeborenen wie eine Art göttliches Wesen verehrt und gewöhnlich von Scharen der Wilden, hauptsächlich von Frauen und Mädchen begleitet, die ihm dienten und in improvisirten Stanzen sein Lob sangen, was er wol hauptsächlich der Freigebigkeit zu verdanken hatte, womit er ihnen seine Jagdbeute zur Vertheilung überließ.

Noch ein anderer wichtiger Regierungsbeamter ist der technische Oberinspector (Mining Inspector) der Colesberg Kopje, Herr W. Ward. Wir wunderten uns beide nicht wenig, als wir einander zuerst kennen lernten, zu erfahren, daß wir einstens, freilich in noch sehr zartem Alter, Studiengenossen und Kameraden gewesen seien, nämlich in der Knabenerziehungsanstalt des Directors Kaden in Dresden. Herr Ward ist der Sohn des ehemaligen Ministers, welcher lange Zeit an der Spitze des Großherzogthums Parma stand und den Ruf eines sehr weisen Diplomaten genoß, dessen Rath daher oft in schwierigen Fällen aus weiter Ferne nachgesucht wurde. Seine weitere Jugendzeit verbrachte Herr Ward im Dienste der österreichischen Armee, wo er als Offizier im Radetzky-Husarenregimente in Salzburg und Oberitalien schöne Tage verlebte. Während des Krimkrieges trieb ihn sein Thatendurst, in die von England nach Konstantinopel gesendete „Deutsche Legion“ einzutreten, mit der er dann später nach dem Kaplande versetzt wurde, — und so war der ehemalige dresdener Kadenianer nach Südafrika gekommen. Er ist ein sehr liebenswürdiger, dabei aber auch sehr energischer und thätiger Mann, und deshalb ist ihm das schwierige Amt der Oberaufsicht der Kopje anvertraut worden, worin so oft im Interesse des Ganzen das Entgegengesetzte von dem verordnet werden muß, was die einzelnen Diggers wünschen, und daher vor allem ein Mann nothwendig ist, der sich nichts aus den Sympathien oder Antipathien der einzelnen Individuen macht.

Von Mitte December bis 1. Februar dieses Jahres habe ich eine recht interessante Reise durch den Oranje-Freistaat (in südöstlicher Richtung) gemacht. Das Reiseziel war Bethulien; in eigenem Wagen, mit acht Mauleseln bespannt, er-

reichte ich dasselbe in fünf Tagen. Es hat einen ganz eigenthümlichen Reiz, durch dieses weite, öde Land mit seinen unabsehbaren Fernsichten in einem schönen und bequemen Wagen zu reisen, der bei Nacht zugleich das bequemste Schlafzimmer bietet. Ich hatte diesen neuen Wagen erst kürzlich für 120 Pfd. St. (2400 Mark) gekauft. Die Luft ist ganz unbeschreiblich herrlich, so leicht, elastisch und balsamisch, vom Dufte von Millionen Blümchen gewürzt. Dann und wann kommt man auch durch sehr hübsche Gegenden, sieht niedliche rothe Farmhäuschen im Schatten mächtiger Trauerweiden sich an romantische Felswände lehnen oder in kleinen Teichen spiegeln, passirt unabsehbare grüne Grasflächen, wo friedliche Heerden von zahlreichen Rindern, Pferden oder Schafen weiden, und sieht von Zeit zu Zeit mächtige, langgestreckte, blaue Tafelberge aus der Ebene aufsteigen, die in der Regel ganz kahl oder nur mit kleinen Gebüschen bedeckt sind. Kleine Vögel erfüllen die Luft mit ihrem Gesange. Man hat, indem man die weite grüne Einöde durchreist, ähnliche Gefühle wie bei der Fahrt durch die einsame römische Campagna. Die Farben des Himmels und der Wolken sind wunderbar schön; des Morgens erscheint die ganze Landschaft wie in glänzendem Goldlichte gebadet. Ungefähr alle zwei Stunden passirt man ein Farmhäuschen, gewöhnlich ein kleines Haus aus Backsteinen, das nur einen Parterreflur mit zwei Zimmern enthält. Daneben sind die Viehkraals, große, mit rohen Steinmauern umgebene Höfe, worin die Heerden über Nacht verweilen. Der Fußboden dieser Kraals besteht aus dicken Schichten des sich fortwährend anhäufenden Viehdüngers, der vom Vieh so fest zusammengetreten wird, daß man ihn dann alle Jahre mehreremal wie Lehm mit der Schaufel ausstechen kann. Dieser in dicken Platten ausgestochene Dünger ist das einzige im Lande übliche Feuerungsmaterial und gibt zum Kochen eine sehr anhaltende, gleichförmige Hitze, verbreitet aber beim Brennen einen Geruch, der vielen Leuten sehr unangenehm ist. Eine solche Farm hat gewöhnlich an 5—6000 Morgen; dieses ganze Terrain liegt zur Weide für die Heerden; selten sind mehr als 5—6 Morgen künstlich bestellt. Diese paar Morgen Acker-

und Gartenland können in einem solchen Lande natürlich nur durch künstliche Bewässerung erhalten werden, sind also nur da möglich, wo es Wasser gibt, sei es nun eine Quelle oder ein sogenannter Damm (künstlich geschützte Ansammlung von Regenwasser). Man sieht eine solche Stelle, wo Wasser vorhanden, schon von weitem, da fast immer eine Gruppe von Bäumen sie umgibt, die stundenweit dem heranziehenden Wanderer sich bemerkbar machen.

Wo keine Quelle vorhanden, da ist für den in einer fremden Gegend sich neu ansiedelnden Boer stets die Anlage eines Wasserdammes die erste und nöthigste Arbeit. Obgleich Südafrika einen größern Regenfall hat als Mitteleuropa, so ist er doch dem Lande selbst im allgemeinen von nur wenig Nutzen. Die Regenmassen gleichen mächtigen Wolkenbrüchen, die sich auf ein dachförmig nach beiden Seiten abfallendes Terrain ergießen; sie strömen zu rasch durch die zahllosen schlangenförmig gewundenen „Sloots", die überall den Erdboden tief zerrissen haben, dem nächsten Flüßchen zu, das dadurch plötzlich zu einem tobenden Strome anwächst. Durch die verschiedenen Zuflüsse schwellen dann auch die Hauptströme des Landes kolossal an (in wenigen Stunden manchmal 30—40 Fuß), aber nach einer Woche ist gewöhnlich alles wieder vorüber, und einer Woche von Ueberschwemmung folgen wieder Monate von Durst und Wassermangel. Die südafrikanischen Flüsse sind eigentlich nur Regenabflüsse und ihr Umfang ist daher ganz unglaublichen periodischen Schwankungen unterworfen. Flußbetten, die den größten Theil des Jahres über beinahe trocken liegen, werden nach mehrtägigen großen Regengüssen zu schäumenden Strömen von der Breite der Elbe bei Dresden oder gar der Donau bei Linz. So verströmt in zwei Stunden eine Wassermasse, die, wenn in einem Reservoir gesammelt, einer Farm für ihren Viehstand ein ganzes Jahr lang hätte genügen können, und ein paar Tage nachher ist der Boden wieder so hart und ausgetrocknet wie zuvor.

Eine Hauptsache ist es daher für jeden Farmer, wo irgend die Bodengestaltung es ermöglicht, ein künstliches Reservoir anzulegen, worin während der nassen Jahreszeit (dem Sommer,

von November bis März) ein Wasservorrath angesammelt werden kann, der dann in der trockenen Saison (dem Winter) zur Tränkung der Viehheerden vorhält. Ein Damm soll so groß wie möglich angelegt werden, da die Sonnenstrahlen in diesem Klima ganz unglaublich viel Wasser auftrinken.

Wenn der Boer in seinem Ochsenwagen, begleitet von seinen Heerden und hottentottischen Viehhirten, auf die Entdeckung einer neuen Weidegegend auszieht, um sich dort niederzulassen, so beobachtet er genau die Stellen, wo etwa ein kleines Thal in die Ebene ausläuft, oder wo zwei zusammentretende Hügelreihen die Anlage eines „Dammes" ermöglichen. Derselbe wird durch seine Hottentotten aus Steinen und dazwischengestampftem lehmigem Boden so dauerhaft als möglich hergestellt und hat natürlich nur drei Wände, während die vierte Seite zum Einflusse der Bäche von Regenwasser offen bleiben muß.

Die Anlage eines solchen Dammes oder künstlichen Teiches kostet etwa 2 Mark pro Fuß. Solange derselbe noch nicht fertig ist, bleibt der Boer in seinem Wagen wohnen; erst später denkt er daran, aus Backsteinen, die er sich aus dem Lehmboden aussticht und mit Wasser gemengt und geformt dann in der Sonne trocknet, ein Häuschen sich aufzubauen, das er mit einem Grasdache deckt. Dasselbe hat selten mehr als zwei oder drei Zimmer und gewöhnlich nur Ein Schlafzimmer für die ganze Familie. Nur Papa und Mama haben in der Regel Bettstellen für sich; die Kinder schlafen meist auf dem Boden auf Fellen und Karrossen, wie die Kaffern und Hottentotten.

Das Acker- und Gartenland neben dem Farmhäuschen ist stets entweder von einer Mauer oder von lebendigen Hecken, gewöhnlich von dichtstehenden Feigenbäumen umgeben und enthält einige kleine Felder von Mais, Gerste, Hafer, Weizen und Roggen, Küchengewächse und einen Garten mit Weinstöcken und Pfirsichbäumen, letztere oft in sehr großer Anzahl. Zur Zeit der Blüte müssen diese Pfirsichwäldchen einen herrlichen Anblick gewähren. Diese kleinen, künstlich bewässerten Oasen mit ihrem Baumgrün, ihrem Quellengemurmel und

Vogelgesang, durchzogen von kleinen, künstlichen Wasserkanälen, machen auf den durch die weite, öde Steppe ziehenden Wanderer immer einen sehr lieblichen Eindruck, der noch viel schöner sein könnte, wenn die phlegmatischen Boers sich mehr auf Baumpflanzungen und Blumenzucht legen wollten.

Bethulien selbst ist ein sehr hübsch am Fuße malerischer Berge gelegenes Städtchen, eine Stunde vom mächtigen Oranjestrome entfernt. Fünftehalb Wochen blieb ich theils hier, theils auf einer benachbarten Farm der Madame D., wo ich das hiesige Farmleben richtig kennen lernte. Ein liebenswürdiger Holländer, Herr Kleynveld, stellte mir sein Reitpferd und seine Bibliothek zur Disposition; mit seinen interessanten Büchern erkletterte ich die hohen Berge, mich auf einen Felsblock, der schöne Aussicht bot, setzend, und las, bis die untergehende Sonne mich zur Heimkehr veranlaßte — ein wahrer Hochgenuß in dieser schönen Natur! Unter anderm fand ich auch einen recht interessanten Jahrgang der „Revue Parisienne“ von 1870, mit vielen Illustrationen und Caricaturen, der namentlich über die Kriegsereignisse eine Menge spannender Details enthielt. Jeden Morgen nahm ich ein Bad unter einem Wasserfalle in einem kleinen Gebirgsbache, der ein reizendes grünes Thal durchfloß; zu beiden Seiten erhoben sich steile Bergwände, das Thal selbst war ein wahres Blumenmeer. Geier und Kraniche durchsegelten die glänzenden blauen Lüfte; bunte Heerden kletterten auf den Bergwänden herum. Bei meinen Morgenspaziergängen machte es mir viel Vergnügen, Naturstudien en détail zu machen. Vor allem interessirte mich ein schwarzer Käfer (Ateuchus), dessen wunderbare Manipulationen äußerst amusant anzusehen sind. Er sucht sich ein Häufchen Rindvieh- oder Eseldung auf, reißt davon Stücke los, die er zu runden Kugeln formt, etwa zehnmal so groß, als er selbst ist. Diese Kugeln schiebt und rollt er dann, rückwärts laufend und sich mit dem Kopf gegen den Boden stemmend, mit den Hinterbeinen vor sich her, bis an einen ihm passend scheinenden Platz mit weicher Erde. Dort gräbt er mit seinen grabscheitartigen, ausgezähnten Vorderbeinen ein Loch, groß genug, die Dungkugel darin zu ver-

senken, scharrt nun das Loch von oben wieder zu und bohrt sich dann von neuem wieder hinein, um endlich den Endzweck aller dieser Arbeiten erfüllen zu können, nämlich, seine Eier hineinzulegen, die auf diese Weise allerdings allen Gefahren der Außenwelt entrückt sind. Es ist merkwürdig, wie schnell die vom Rindvieh fallen gelassenen Dunghäufchen durch die Arbeit dieser Käfer vom Erdboden verschwinden; ich sah, daß in zwei Stunden sieben Käfer ein solches gänzlich spurlos beseitigten.

Eine andere interessante Beobachtung gaben mir die Löcher von Spinnen im Erdboden; sie sind oben mit einem Deckelchen versehen, das kein Zimmermann genauer und minutiöser hätte herstellen können. Sowie die Spinne mit ihrer Beute eintritt, fällt das Deckelchen, das genau in das Loch paßt, hinter ihr wie eine Fallthür zu und sie kann nun unten ihre Beute mit Ruhe ungestört verzehren.

Alle Sonntage war in dem schönen schattigen Garten der französisch-evangelischen Mission Gottesdienst für die Kaffern; Hunderte von buntgeschmückten Kaffern und Kafferinnen lauschten hier der in ihrer eigenen Sprache gehaltenen Predigt eines elsässer Missionars. Die bunten Gruppen im Schatten der gewaltigen Feigenbäume, Akazien und Trauerweiden, der Altar unter Blumenbüschen, der Kirchengesang im Waldesdunkel machten auf mich einen sehr poetischen Eindruck. Abends hörte ich dann noch bis 10 Uhr die religiösen Chorgesänge der Kaffern in den Bergen verhallen; mitunter, was mich überraschte, nach wohlbekannten deutschen Melodien, so z. B. „Das Schiff streicht durch die Wellen". Was auch die Boers und Colonisten im allgemeinen den Missionaren vorzuwerfen haben mögen, ich muß gestehen, daß dieser aus der Ferne herübertönende sonore und melodiöse Gesang der ehemaligen Wilden einen freundlichern Eindruck auf mich machte, als wenn noch ihr früheres Kriegsgeheul erschallt wäre!

Einen hohen Tafelberg bei Bethulien beabsichtigte ich der Aussicht wegen zu besteigen; Herr Kleynveld rieth mir aber von dieser Expedition entschieden ab, da einestheils große Heerden wilder Paviane oben hausten, die sich das Vergnügen machen

könnten, mich zu steinigen; andererseits sei es eine in der Gegend allgemein verbreitete Meinung, daß da oben noch einige wilde Buschmänner in Höhlen leben, die sich den Nachbarn durch fortwährende Schafdiebstähle bemerkbar machen, aber nie bis in ihre unzugänglichen Felsenhöhlen haben verfolgt werden können. Ihre vergifteten Pfeile, die sie aus sicherm Versteck hervorsenden, ohne je ihr Ziel zu verfehlen, sind von den Boers sehr gefürchtet; schon oft hat man auf dem Berge des Nachts Feuer gesehen.

Ich wohnte in dem stillen, angenehmen Hotel eines Mynheer van Hoek, der drei hübsche Töchter hatte, sodaß ich also bei meinen Mahlzeiten fortwährend von drei Grazien bedient wurde, die mir mit ihrer in englischer Sprache geführten Unterhaltung das Essen würzten. Des Abends war manchmal Soirée dansante; ich spielte auf dem Piano, begleitet von einem der Fräuleins auf der Ziehharmonica, in deren Gebrauch sie sämmtlich es zur Virtuosität gebracht hatten, und die jungen Nachbarinnen oder vom Lande auf Besuch gekommenen Farmerstöchter tanzten dazu nach Herzenslust.

Herr van Hoek wohnte früher in Kaffrarien und erzählte mir schreckliche Dinge von dem letzten Kaffernkriege. Er hatte einen zwölfjährigen Sohn, der seines hübschen Aeußern wie seines lobenswerthen Charakters wegen von ihm ganz besonders geliebt wurde. In einer Nacht, als die Aeltern abwesend waren, wurde das einsam stehende Farmhaus von einem Schwarme der schwarzen Dämonen attakirt und angezündet, die hottentottischen Dienstboten niedergemacht und der junge Sohn des Herrn van Hoek zu Tode gemartert und zwar auf eine gräßliche Art, welche die Kaffern ähnlich den Tscherkessen zuweilen zur Anwendung gebracht haben. Sie banden nämlich den armen Knaben mit jedem seiner Beine fest an die Wipfel zweier verschiedenen, nebeneinanderstehenden Bäume, die sie mit Gewalt gegeneinander angezogen hatten, und ließen diese dann plötzlich los, sodaß durch die große Kraft der in ihre ursprüngliche Lage zurückschnellenden Bäume das Kind in zwei Hälften mitten auseinandergerissen wurde!

Das Leben in Bethulien, diesem kleinen, verschlafenen

Dörfchen mit seinen kühlen Baumschatten, das so still und friedlich, von einem murmelnden Bache umflossen, im Sonnenglanze ruhte und mich lebhaft an das Horazische „obliviscens oblivisci“ erinnerte (denn man vergaß hier wirklich die Welt und wurde von ihr vergessen), war für mich eine große Erholung nach der halbgebratenen Existenz in der Aschenlandschaft, der Staub- und Gluthölle der Diamantenfelder. Mein Zimmer war groß, still und kühl, das Bett weich und elastisch, und Küche und Wirthsleute ließen nichts zu wünschen übrig. Neben meinem Hotel wohnte in einer kleinen Villa, in dem prächtigen, großen und schattigen ehemaligen Missionsgarten, die Witwe des verstorbenen (evangelischen) französischen Missionars Pélissier und gestattete mir freundlichst die tägliche Promenade in ihrem herrlichen Garten, dem namentlich riesenhafte Feigenbäume zur Zierde dienten. Herr Kleynveld, der Schwiegersohn von Madame Pélissier, erzählte mir von einem merkwürdigen Vogel, dem sogenannten Henkervogel, dessen getödtete Opfer man öfter in diesem großen Garten erblickt. Er hat nämlich die grausame Eigenthümlichkeit, kleine Vögel in seine Krallen zu nehmen und sie durch die Augenhöhlen hindurch an eine der langen spitzigen Nadeln des Kameldornbaumes anzuspießen und zwar, wenn die Nadel lang genug ist, mehrere zusammen reihenförmig nebeneinander — er berührt weiter nichts als ihr Gehirn, das er ausfrißt! Wie sehr paßt doch dieser grausame Vogel (der wol mit unserm „Neuntödter“ oder „Buschfalken“ verwandt sein muß) in das Glaubenssystem derjenigen materialistischen Naturforscher, welche in der Naturordnung nirgends die Spuren einer liebenden Vorsehung, sondern nur das Ergebniß wilder, herzloser Naturkräfte und ein ewiges grausames Morden, den Krieg Aller gegen Alle, zu sehen vermeinen!

Herr Kleynveld konnte mir auch den Namen eines lieben Vögelchens sagen, dessen unermüdlicher süßer Nachtgesang mich so oft in den Frühlingsnächten entzückt hatte, und das ich die südafrikanische Nachtigall nennen möchte; es wird von den Boers der „Skaapwachter“ (Schafwächter) genannt, da es den einsamen Schafhirten, die früher in abwechselnder Reihen-

folge des Nachts die Heerden ihrer Herren gegen wilde Thiere bewachen mußten, ein immer lebendiger Gesellschafter war. Wenn es, wie uns Reisende nach den Polargegenden versichern, in den Einöden Lapplands und Finnmarkens einen kleinen Singvogel gibt (Motacilla trochylus), dessen Gesang so unsaglich traurig und schwermüthig klingt, daß alle Menschen, die in ihrem Leben ein großes Unglück erfahren und seitdem eine tiefe, nie heilende Wunde im Herzen tragen, den nächtlichen Gesang dieses Vogels nicht anhören können, ohne darüber in heiße Thränen auszubrechen — so kann man dem Nachtgesange meines lieben „Schafwächters“ eine gleiche psychische Einwirkung nicht vorwerfen, denn seine Lieder sind voll Lust und Jubel, voll Heiterkeit und Zufriedenheit. Er gleicht im Gesang wie in seinem einfachgrauen Federkleide sehr unserm heimischen Frühlingsvogel, der Lerche, nur mit dem Unterschiede, daß er am meisten bei Nacht, diese aber bei Tage ihre Jubellieder anstimmt.

Von einem andern Vögelchen, das mir bei meiner Tour durch die grünen Steppen des Freistaates recht viel Vergnügen bereitete, konnte ich leider den Namen nicht erfahren. Früh morgens nach Sonnenaufgang begann immer in der blauen Luft ein Concert von pfeifenden Tönen, von zahlreichen kleinen Vögeln, die unter einem eigenthümlichen Zusammenklappen ihrer beiden Schnabelhälften erst lerchenartig, beinahe senkrecht gen Himmel aufflatterten und dann mit langgezogenem, pfeifendem Tone wieder auf die Erde niederfuhren. Sobald die Sonne höher stieg, verstummte dieses alltägliche Morgenconcert der Steppe.

Welchen unbeschreiblichen Reiz hat doch diese weite endlose Steppe am frühen Morgen! Diese Luft, dieser Kräuterduft, dieser unendliche Horizont mit seiner durchsichtigen Aetherbläue und seiner Luftspiegelung, welche die Illusion ferner, waldumrandeter Seen hervorbringt! Diese breiten Bänder von Goldlicht und blauen Schatten, welche über die endlose Ebene malerisch hinfluten und durch die fortwährend sich verändernde Lage der Wolkenschatten hervorgebracht werden! Die sommerliche Färbung des unbegrenzten Grasoceans erhält durch diese

wechselnden Lichtreflexe auf den verschiedenen Gräsern eine fortwährend sich ändernde Nuancirung von grünen, blauen, braunen und gelben Tinten. Und dann die fernen dunkeln Gewitterwände, wovon oft drei oder vier gleichzeitig zusammen am Horizont stehen, die rothen Staubsäulen (Sandhosen), die hier und da trichterförmig gen Himmel emporwirbeln und stundenlang auf Einem Flecke zu bleiben scheinen, und die sämmtlich, je nach der Stellung der Sonne, in mehr röthlichen oder mehr dunkelblauen und violetten Lichtern gefärbt erscheinen! Es ist diese Freiheit und Unbeschränktheit eines endlosen Horizonts, diese weite landkartenartige Ausbreitung des Landes mit ihren unabsehbaren Perspectiven und fernen blauen Tafelbergen, welche eine ganz außerordentliche und eigenthümliche Schönheit in sich trägt und voll höchsten landschaftlichen Reizes ist. Ich könnte es daher leicht begreifen, wenn ein Südafrikaner, den man nach unsern reizenden grünen und lebensvollen, aber meistens engbegrenzten Landschaften verpflanzte, binnen kurzem von Heimweh nach seinen endlosen und glühenden afrikanischen Horizonten erfaßt würde. Es ist sicherlich gerade die Menschenleere — das, was uns als Oede und Erstorbenheit, ihm aber als Freiheit und endloser Spielraum für seine Bewegung erscheint, was ihm seine heimische Landschaft so theuer macht und ihm dort ein Gefühl von unaussprechlichem Wohlsein gibt; gerade wie der Seemann sich unvergleichlich freier und heimischer fühlt auf hoher See als in den schmalen, von Häusermauern eingeengten und von Leuten wimmelnden Straßen einer großen Stadt. Er würde innerhalb unserer gewöhnlich eng umrahmten Städte- und Landschaftsbilder ungefähr ein ähnliches Gefühl der Unbehaglichkeit empfinden, wie mein alter braver Schäfer Oehmichen in Zöschau, der immer, wenn er — freilich alle Jahre nur einmal — nach Dresden zum Wollmarkte mußte, Gott dankte, wenn er nur erst wieder heraus war; denn es sei ihm, wie er sagte, zwischen den engen Häusermauern immer wie in einem Zuchthause zu Muthe.

Der mächtige Oranjestrom fließt nur eine Stunde von Bethulien vorbei, und um ein Bad zu nehmen in seinen

trüben röthlichgelben Fluten (wovon er seinen Namen hat), wanderte ich mehreremal zu Fuß dahin über die kräuterduftige Steppe. Dieser Strom machte immer auf mich einen sehr majestätischen Eindruck, da er in gewöhnlichen Zeiten hier circa 900 Fuß breit und von außerordentlich rascher Strömung ist. Er ist 40—50 Fuß tief, schwillt aber nach großen Landregen in wenigen Tagen beinahe auf die doppelte Höhe an und gleicht dann einem wüthend dahinbrausenden, mit entwurzelten Baumstämmen treibenden Meere. Er fließt wie alle afrikanischen Flüsse durch eine tiefeingeschnittene Thalrinne, die er sich im Laufe der Zeiten durch das Land hindurchgerissen hat, und bricht bei jeder Ueberschwemmung neue Stücken von seinen circa 60 Fuß hohen rothlehmigen Uferrändern los, die dann mit den daraufstehenden Bäumen rasch stromab treiben. Die Ufer sind hübsch mit Weiden und Kameldornbäumen bewachsen. Da ich dem Strome bei seiner übermäßig heftigen Strömung nicht traute und leider kein guter Schwimmer bin, so ließ ich mich an einem weit überhängenden starken Aeste in das Wasser nieder, hatte aber fortwährend das Gefühl, als würden mich die wüthenden Fluten mit fortreißen.

Es geht nirgends eine Brücke über diesen Mississippi von Südafrika, nur drei Fähren: zwei in Hopetown und eine hier bei Bethulien. Passirende Fuhrwerke müssen für jedes Pferd 5, für jeden Ochsen $2^1/_2$ Schillinge zahlen; der Verkehr ist so bedeutend, daß eine jede dieser drei Fähren jährlich 3—6000 Pfd. St. (60—120000 Mark) einbringt. Dann und wann wird eine dieser Fähren bei einer großen Anschwellung des Stromes mit weggerissen. In solchen Tagen der Ueberschwemmung gehen überhaupt die Fähren nicht, und dann sammeln sich an beiden Ufern ganze Schwärme von Ochsenwagen an, die das Wiederfallen des Flusses abwarten. Das Aufziehen eines schweren Wagens, nachdem er mittels der Fähre den Fluß passirt hat, über die äußerst steilen, beinahe unter einem Winkel von 45 Grad geneigten Ufereinschnitte hinauf, ist höchst schwierig. Die versammelten Wagenführer helfen sich dabei gegenseitig mit ihren Ochsen aus, sodaß oft

40 Ochsen vor einen einzigen Wagen vorgespannt werden, von denen die ersten 10 oder 12 schon oben auf dem Niveau des Uferrandes stehen, während die übrigen sich noch auf der schiefen Fläche befinden und die dicken Räder durch den ellentiefen klebrigen Schlamm aufwärts zu ziehen suchen. Das ist dann ein mörderisches Schreien der Fuhrleute und Knallen mit den 14 Fuß im Stiele und 25 Fuß in der Schnur langen Peitschen, und die langen hausartigen Wagen gelangen endlich unter fürchterlichen und ihren ganzen Bau erschütternden Stößen auf die hohe Uferfläche hinauf.

Um solche Strapazen zu ertragen, müssen freilich die Wagen eigens dafür gebaut sein und werden daher aus dem härtesten Holze des Landes, Stinkwood (von Laurus bullata) construirt. Diese Kapwagen sind berühmt durch ihre große Festigkeit und zugleich Lockerheit, welche letztere durchaus nothwendig ist, um die heftigen Stöße, die sie auf den schlechten Wegen fortwährend erleiden, ohne Schaden aushalten zu können. Bei anhaltendem Regenwetter hört jeder Wagenverkehr auf, denn der fette Lehmboden wird dann für die Ochsen zu schlüpfrig. Uebrigens trocknet ja der Boden hierzulande ungemein schnell an der Sonne und wird dann wieder steinhart.

Die Ochsen müssen den Fluß durchschwimmen, und wenn Hunderte von den dunkeln Köpfen mit ihren Riesenhörnern brüllend aus den Wellen hervorschauen und durch ein allgemeines wüthendes Geschrei der Hottentotten und Kaffern, die auch zugleich den Fluß durchschwimmen, vorwärts getrieben werden, so gibt dies ein höchst erregendes und lärmendes Schauspiel ab.

Meine Rückreise von Bethulien nach New-Rush ging mittels gemietheter Ochsen vor sich; ein langsames Reisen, trotzdem brauchte ich nur einen Tag länger, sechs Tage dazu, weil ich diesmal einen geradern und nähern Weg einschlug. Am ersten Tage begegnete ich einem Fußreisenden, der offenbar nach den Diamantenfeldern wollte. Vor ihm trabte ein graues Eselein, beladen mit einem kleinen australischen Halbzelte, einigen Decken, Kochgeschirren, einer Pickaxt und einer Schaufel. Die

australischen Halbzelte sind ganz kleine Zelte, welche man wie ein leichtes Säckchen auf dem Rücken tragen kann; sie sind sehr bequem und schnell jeden Augenblick aufzuschlagen und sehen dann einer Hundehütte aus Segeltuch ähnlich. Man kriecht mit der obern Hälfte des Körpers hinein, während die untere außerhalb des Zeltes verbleibt, und hat wenigstens den großen Vortheil, auf diese Art den Kopf vor dem Nachtthau schützen zu können, der in Australien in gewissen Jahreszeiten sehr stark fällt und dann für sehr gesundheitsgefährlich erachtet wird. Für die Golddiggers, die oft schnell ihren Platz wechselten und dann immer in wilden Gegenden ihren Aufenthalt hatten, wo keine Art von besserm Obdach zu haben war, waren diese leichten Fußgängerzeltchen äußerst praktisch.

Am zweiten Tage meiner Reise, Nachmittags, verfinsterte sich der Himmel und ein kolossaler, endloser Heuschreckenschwarm flog über uns dahin. Erst zog es in der Ferne wie ein dünner Rauch am Horizont herauf, nach und nach trennten sich davon einzelne bänderartige Streifen ab, diese wurden immer breiter und dunkler, und vereinigten sich endlich zu einer undurchsichtigen dunkeln Wolke, die gerade wie ein heranwehender Staubsturm erschien. Auf der einen Seite des Horizonts war der Zug in fortwährendem Aufsteigen begriffen, auf der entgegengesetzten verschwand er in grauer Ferne aus den Augen. Man konnte nicht 20 Fuß weit sehen; unzählige Thiere fielen aus der Luft, flogen an unsere Köpfe an, und blieben mit ihren hakigen Füßen an unsern Kleidern, in unsern Haaren hängen. Die Billionen von Flügeln machten ein Geräusch wie Meeresrauschen. Der Zug dauerte mehrere Stunden an, und je mehr die Sonne sich zum Untergange neigte, desto massenhafter fielen die ermüdeten Insekten auf den Boden nieder, zuletzt rauschte und knisterte es auf der Erde, als wenn das Gras in Feuer stände, alle Büsche hingen voll und beugten ihre Zweige unter der Wucht der Last. Die Thiere fliegen am Tage immer in einer bestimmten Richtung und lassen sich nur in der Nacht zum Fressen nieder. Die Räder meines Wagens zermalmten im Vorwärtsgehen Tausende.

Es sind aber nicht diese geflügelten Heuschrecken, welche die Farmer am meisten fürchten, sondern die ungeflügelten, die zu einer frühern Jahreszeit erscheinen, viel kleiner sind, eine dunkelbraune Farbe haben und Fußgänger (Voetgangers) genannt werden. Sie können sich nur auf dem Erdboden fortbewegen und repräsentiren eine frühere Entwickelungsstufe dieses Insekts. In diesem Zustande bleiben sie drei Jahre lang, sind aber dann viel zerstörender und vernichtender für alle Felder und Wiesen als die geflügelten, da sie Tag und Nacht fortwährend fressen und nicht wie jene, durch einen dicken Rauch abgehalten werden können, sich niederzulassen. Weder Gräben mit angebranntem Grase und Strauchwerk, noch mit kochendem Wasser vermögen es, ihren Marsch aufzuhalten — sie krabbeln und stolpern übereinander hin, und die Tausende, die unten verbrennen, dienen den Folgenden zur Brücke, und zuletzt wird das Feuer durch die Masse der Millionen Leiber ausgelöscht und das kochende Wasser auf einer sichern Brücke überschritten. Ihre Armeen sind zuweilen zwei Stunden lang und ebenso breit. An Stellen, wo sie sehr dick ziehen, kann man bis 7 Zoll tief zwischen ihren Leibern waten! Die stärkern laufen über die schwächern hinweg, und am Ende des Zuges ist eine Art Nachhut, welche die schwachen und ermüdet liegen gebliebenen auffrißt. Alles Grüne, was sie auf ihrem Wege finden, wird spurlos, selbst bis zu den Wurzeln aufgezehrt. Ein Feld türkisches Korn, von dem der Besitzer 300 Muid (600 Bushel) zu ernten erwartet hatte, wurde von einem solchen Schwarme in blos zwei Stunden vollständig bodenkahl gemacht! Sie reisen für gewöhnlich in östlicher Richtung, indem sie mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von einer halben deutschen Meile in einer Stunde vorwärts hüpfen.

Die Heuschrecken legen ihre Eier, indem sie die äußerste Spitze ihres Hinterleibes in die Erde einbohren und sich dann mit Hülfe ihrer Beine und Flügel so lange um und um drehen und winden, bis der ganze Unterleib bis zum Brusttheile eingegraben ist. Der obere Theil des Körpers wird dann unter fortgesetzten heftigen Bewegungen abgedreht und

abgerissen und der mit Eiern angefüllte Sack des Unterleibes bleibt im Boden begraben, bis ein Regenschauer fällt, der genügend ist, um in der unmittelbaren Umgebung einen zur Ernährung der auskriechenden Larven hinreichenden Graswuchs hervorzubringen.

Die Natur hat aber in demselben Maße, wie sie für die massenhafte und rasche Verbreitung dieser Landplage sorgte, auch für deren Eindämmung und Verminderung Anstalten getroffen, indem sie diesen Insekten zahllose Feinde bestellte. Zunächst die Locust birds (Heuschreckenvögel), welche unablässig jeden Heuschreckenschwarm begleiten, und die durch eine eigenthümliche Construction ihrer Verdauungsorgane in den Stand gesetzt sind, ein ununterbrochenes Festbankett an dieser Tafel zu halten und Myriaden dieser Insekten zu verzehren. Es ist amusant, die Jagdbewegungen dieser nützlichen Vögel anzusehen, wie sie in dichten Wolken hinter ihrem verfolgten Jagdwild einhersausen, jetzt nach oben, dann nach unten auf- und niederschießen, und allerlei phantastische Figuren und lustige Tänze inmitten des sonnenverdunkelnden Insektenschwarmes aufführen.

Ebenso fressen alle Arten von Vierfüßlern: Pferde, Ochsen, Ziegen, Schafe, Hunde und Katzen, Affen und Meerkätzchen, Antilopen, Mäuse, ja selbst Elefanten, Löwen und Leoparden, sodann auch Hühner und Enten mit der größten Leidenschaft diese Heuschrecken, sodaß ihre Erscheinung in der ganzen übrigen Thierwelt einen Festtag und allgemeinen Schmaus abgibt. Die Pferde fressen davon oft so viel auf einmal, daß sie dann an Verstopfung sterben. Die Raubthiere: Löwen und Leoparden, fressen sich so satt davon, daß sie dann faul und schläfrig werden und in diesem Zustande von den sie umgebenden Springböcken und andern Antilopen, welche ebenfalls massenhaft dem Heuschreckenschwarme folgen und sich davon mästen, nicht mehr gefürchtet werden. Die Zugochsen der reisenden Farmer werden durch öfter angetroffene Heuschreckenzüge rund und fett.

Aber auch der Mensch nimmt theil an dem allgemeinen Festessen; alle Kaffern betrachten die Heuschrecken als die

größten Delicatessen, rösten sie an der Sonne braun und heben sie dann in großen feimenähnlichen Haufen neben ihren Hütten für Zeiten des Mangels auf.

Wenn die Fußgänger-Heuschrecken einen Strom erreichen, so marschiren die vordern Züge unaufhaltsam ins Wasser hinein, Myriaden folgen ihnen, bis zuletzt sich aus den schwimmenden Leibern der Millionen Ertrunkenen eine sichere Brücke bildet, worauf die übrigen Millionen trocken aufs andere Ufer gelangen. Nur ein einziges Mittel wird von den Farmern als wirksam empfohlen, um bestimmte kleinere Feldabtheilungen gegen diese Landplage zu schützen; es ist aber zu kostspielig, um für größere Flächen in Anwendung gebracht werden zu können. Man umgibt nämlich das betreffende Feld- oder Gartenstück mit einer Mauer, auf deren Höhe ein horizontal daran befestigter zinnerner Rand nach auswendig heraussteht. Kommt nun die Armee herangezogen, so klettern die Thiere natürlich sofort mit größter Leichtigkeit an der Mauer hinan; sowie sie aber an den ausspringenden Zinnrand kommen, können sie nicht weiter, denn sie vermögen nicht, wie die Fliegen, verkehrt an einer Deckenwand hinzulaufen, und die glatte Zinnfläche gibt ihren hakigen Füßen keinen Anhaltspunkt. So stürzen sie dann herunter auf den Boden und werden dort sofort von den nachdringenden Massen aufgefressen. Natürlich muß aber die Mauer sehr hoch sein, denn sonst werden die Insekten, indem sie einander übersteigen und sich massenhaft übereinander aufthürmen, endlich eine lebendige Mauermasse bilden, die bis zur Höhe des Zinnrandes emporreicht, und sowie diese Höhe erreicht ist, übersteigt der Zug das Hinderniß, und das Feld wird ihm zum Opfer fallen.

Es ist sehr amusant, zu sehen, mit welcher Wuth und Leidenschaft die Hühner nach den Heuschrecken fliegen. Wenn ein Zug vorüber ist, sind immer Tausende davon aus Erschöpfung auf dem Boden zurückgeblieben, und nun beginnt die allgemeine Jagd der Hühner auf sie. Sie flattern dem immer fort und fort hopsenden oder fliegenden Insekt unaufhörlich nach. Man sieht ganze Trupps von Hühnern fort-

während fliegend und flatternd einige Fuß hoch in den Lüften spielen, um ihre flüchtige Beute im Fluge zu erschnappen. Hauptsächlich in der großen öden Wüste Kalihari werden diese Milliarden von Heuschrecken fortwährend ausgebrütet, und unternehmen dann ihre verheerenden Märsche nach den wenigstens partiell angebauten Ländern des Südens und Ostens.

Eines Tages wimmelte auch unsere Colesberg Kopje von „Fußgängern“, und die in den Claims gehandhabten Picken und Schaufeln arbeiteten mehr in lebendigen Leibern als in Diamantenstoff.

Im Freistaate sah ich sehr häufig an den Büschen eine andere Art von Heuschrecken hängen, die sich durch ihr prächtiges Kleid sehr von der grauen Zugheuschrecke unterscheiden: sie sind größer, haben einen lebhaft grün und gelb gefärbten Leib und prächtig scharlachrothen Kopf und Flügel.

Ein höchst merkwürdiges, auch einigermaßen heuschreckenartiges Thier ist der „Hottentotts God“ (Mantis religiosa), so genannt, weil die Hottentotten ihm von alters her göttliche Ehren erwiesen haben. Es ist ein Thier, welches aus mehrern aneinandergefügten langen grünen Röhren zu bestehen scheint. Sein Kopf ist breit und eckig und kann von ihm nach allen Richtungen, vorwärts und rückwärts, links und rechts, auf und nieder gedreht werden, was einen höchst merkwürdigen Eindruck hervorbringt. Gerade wegen dieser Originalität hatte das Thierchen wol auch die Ehre, von den Hottentotten für einen in eine irdische Hülle herabgestiegenen Gott gehalten zu werden, dessen Erscheinung jeder Hütte Glück bringt und das ein Hottentotte um keinen Preis tödten würde. Ich hatte einen solchen Hottentottengott zwei Wochen lang in meiner Verpflegung auf einer Sonnenrose; eines Morgens jedoch fand ich ihn todt am Fuße der Pflanze liegen. Durch seine grasgrüne Farbe erscheint das Insekt innerhalb des Laubes eines Strauches gerade wie ein Theil der Blätter desselben; es theilt diese Eigenschaft mit dem Laubfrosch und dem Chamäleon. Dieses letztere so äußerst originelle Thierchen ist in den Gebüschen an den südafrikanischen Flüssen auch sehr häufig. Ich hielt in Delports Hope ein solches eine Woche lang auf

einem Zweige; die Eigenthümlichkeit, daß es seine glänzenden Augenkapseln nach allen beliebigen Richtungen hindrehen kann, und zwar gleichzeitig nach einander entgegengesetztesten Richtungen, die eine nach vorn und die andere nach hinten, erschien mir namentlich sehr belustigend. In vielen Häusern werden hier Chamäleons als Hausthiere gehalten, da sie den ganzen Tag Jagd auf die Stubenfliegen machen, die sie blitzschnell mit ihrem lang ausschnellenden Züngelchen einfangen.

Am nächsten Morgen sahen wir mehrere interessante Vögel: zwei große Paauwen (pfauen- und fasanenartige Vögel, die ein sehr leckeres Tischgericht abgeben) und einen Secretär. Der letztere, ein kranichartiger Vogel mit einem am Hinterkopfe hervorstehenden Federbüschel, ist ein ungemein nützliches Thier; er ist nämlich der wüthende Gegner aller Schlangen und macht unaufhörlich Jagd auf dieselben, weshalb auch sein Leben sorglich von den Jägern geschont wird. Es ist sehr interessant, seinen Kampf mit einer Schlange mit anzusehen; man sieht ihn aber auch öfter, z. B. auf dem Dache eines Farmhauses, nur im Spiele und zu seinem eigenen Amusement den Kampf mit einem solchen Reptil nachahmen. Das ist dann ein fortwährendes Aufflattern und Niederschießen, mit vorgestrecktem Schnabel am Boden etwas anspießen und dann wüthend mit den starken knochigen Beinen darauf niederstrampeln. Man sieht ganz deutlich, daß das Spiel eben die Imitation des Kampfes mit einer Schlange ist, und daß der Vogel gewohnt ist, in solchen Kämpfen immer der Herr zu bleiben, indem er dem Reptil den Kopf mit dem Schnabel zerstößt und das Rückgrat mit den Füßen zerbricht.

Auch war ich so glücklich, jetzt, nachdem der Heuschreckenzug vorüber war, wieder eine von jenen schon früher erwähnten Fallthürspinnen bei ihrer Arbeit zu sehen. Ich trank gerade auf einem Ausspannplatze neben meinem Wagen eine Tasse Kaffee, als meine Aufmerksamkeit durch eine leichte Bewegung auf dem Boden erregt wurde, und mit Erstaunen sah ich einen kleinen runden Deckel sich im Boden öffnen, der mit einer kleinen Thürangel, einem Gelenke, wie der Deckel einer Schnupftabacksdose, versehen war. Eine große haarige

Spinne trat aus einer runden zellenartigen Erdhöhlung heraus, welche letztere mit einem weißen, glatten, seidenartigen Stoffe tapetenartig ausgefüttert war. Nachdem die Spinne ein paar Ellen weit weggekrabbelt war, kehrte sie mit einer todten Heuschrecke in den Fängen zurück, welche sie in ihr Erdloch hineinwarf, und dann sich selbst wieder darein zurückzog, indem sie von inwendig mit einem ihrer langen Füße den Deckel zuschlug. Ich öffnete mehreremal, zum großen Verdrusse des Insassen, den reizenden kleinen Deckel, um dem verborgenen Schmause des braunbehaarten Einsiedlers zuzusehen, und jedesmal kehrte die Spinne unmuthig zurück und schlug von inwendig den Deckel verdrießlich wieder zu, um dem unberufenen naseweisen Störenfried keinen Einblick in ihr häusliches Leben und Treiben zu gestatten.

Am dritten Tage meiner Rückreise gelangte ich in das nette Städtchen Fauresmith, wo ein gutes deutsches Hotel mich aufnahm. Die junge Frau Wirthin war erst kürzlich aus Deutschland gekommen, in Begleitung eines deutsch-jüdischen Kaufmannes, für dessen Dienst als Köchin sie sich auf ein paar Jahre lang schon in Deutschland engagirt hatte. In Fauresmith angekommen, fand sich jedoch bald für sie die Bekanntschaft mit dem jungen deutschen Hotelier, und in der angenehmen Vorstellung, daß Heirath jeden Dienstcontract breche, verließ sie ihren Lohnherrn und wurde die Frau des Hotelwirthes. Diese Handlungsweise entsprach aber keineswegs den Ansichten und Wünschen ihres bisherigen Lohnherrn, der für ihre Reise allein 1200 Mark verausgabt hatte und dafür natürlich entschädigt sein wollte. Die Frau ihrerseits behauptete, es sei keinesfalls anzunehmen, daß sie sich durch Unterzeichnung des Dienstcontracts für mehrere Jahre in Bezug auf eine sich ihr in dieser Zeit etwa darbietende Heirathsgelegenheit habe die Hände binden wollen, daß eine Zurückweisung derselben ihr von keinem Gesetze könne zugemuthet werden, und am wenigsten einem köchinbedürftigen Juden zu Liebe, und daß sie überdies das Reisegeld durch die von ihr auf der langen Reise der fortwährend pflegebedürftigen Frau ihres Lohnherrn geleisteten anstrengenden Dienste vollständig

abverdient habe. Es kam zum Proceß, und ich wohnte der Magistratsverhandlung bei, die gerade am folgenden Tage stattfand. Der Magistrat war ein Engländer, und die junge Frau hatte große Furcht, den Proceß zu verlieren, weil, wie sie meinte, ihr Lohnherr, der reiche Jude, mit dem Magistrat auf einem sehr freundschaftlichen Fuße lebte, und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um ihm gefällig zu sein, durch lange Creditbewilligung für seine Rechnungen, durch Einladungen zu Tische u. s. w. Ihre Befürchtung ging in Erfüllung, sie verlor den Proceß und wurde zur vollen Rückzahlung der Reisekosten an ihren bisherigen Principal verurtheilt. Eigenthümlich nahm sich das Plaidoyer ihres Advocaten aus. Es war nämlich in dem in Deutschland niedergeschriebenen Dienstcontract ausdrücklich erwähnt, daß sie zur Begleitung der —schen Familie und zum fernern Dienste derselben in Fauresmith, Cape Colony, engagirt worden sei, während Fauresmith nach den neuesten geographischen Handbüchern doch nicht in der Kap-Colonie, sondern im Oranje-Freistaate liegt. Ueber diesen unbedachten Formfehler erhob nun der Advocat ein großes Geschrei und behauptete, ein so ungeographischer Contract sei eo ipso ungültig. Jedoch der Magistrat gab dem geographischen Schnitzer keine so ernste Tragweite und entschied nach seinen eigenen Gefühlen, indem er sich mehr in die üble Lage des plötzlich seiner Köchin beraubten Kaufmanns als in die der freiheit- und liebebedürftigen Küchenfee hineindachte.

Ich blieb in Fauresmith zwei Tage und hatte von da noch drei Tage Ochsenfahrt bis New-Rush zurückzulegen. Da die Nächte sehr warm waren (es war ja Ende Januar), so zog ich es vor, im Freien zu schlafen, hatte aber dabei in der folgenden Nacht ein kleines Abenteuer, das mir bei einem Haar hätte mein Leben kosten können. Als ich meine Matratzen und Decken des Morgens in der Frühdämmerung, eine Stunde vor Sonnenaufgang, zusammenpackte, sah ich ein Ding wie eine Peitschenschnur unter meinem Kopfkissen liegen. In der Dunkelheit es für einen liegen gelassenen Strick haltend, hob ich es unwillkürlich mit der Hand auf, ließ es aber mit

Entsetzen rasch wieder fallen — denn es rollte sich in meiner Hand eine lebendige Schlange auf. Zum Glück hatte ich sie schon von mir geworfen, ehe sie mich beißen konnte. Mein Kaffernkutscher, dem ich sie zeigte, meinte, es sei eine der gefährlichsten Schlangen, eine Nachtotter, und ihr Biß tödte unfehlbar binnen zwei Stunden. Von der Morgenkälte mochte sie wol halb erstarrt sein, sonst wäre ich nicht so glücklich davongekommen. Die Schlangen lieben die Wärme sehr und ist es daher nicht auffallend, daß sie auf ihrer nächtlichen Wanderung unter mein Federkopfkissen gekrochen war. Seitdem habe ich aber alle Lust verloren, noch eine Nacht unter dem schönen afrikanischen Sternenhimmel im Freien zuzubringen.

Je näher wir den Diamantenfeldern kamen, desto mehr nahm die Landschaft den mir so wohlbekannten Charakter der „Diamond Field Scenery" an. Zahlreiche Ochsengerippe und Hörner fassen zu beiden Seiten den immer breiter und grasloser werdenden und von Tausenden von Radgleisen zerschnittenen Weg ein. Endlich sieht man in der Ferne etwas wie grünlichweiß glänzende wellenförmige Berginseln, überdeckt von einer Staubwolke, sich erheben: das sind die „Diamantenstoffgebirge", die aus den tiefen Minen von New-Rush und Dutoitspan durch menschliche Arbeit allmählich emporgestiegen. Nach und nach erscheinen zu den Seiten des Weges einsame kleine Camps, bestehend aus einem Wagen, ein paar Zelten und einem Graben mit Dornenfenz darum. Die Zelte werden immer häufiger und dichter, Massen von aschenhaften graugrünlichen Schutthügeln treten auf allen Seiten heran, bedeckt mit Sortirtischen, woran 1—12 Personen herumsitzen — Weiße und Schwarze, Männer, Frauen und Kinder, und endlich rollt der Wagen über den weiten rothsandigen Marktplatz und hält einige hundert Schritte dahinter vor meinem stattlichen, mir zur traulichen Heimat gewordenen Camp.

Es empfing mich hier die fatale Nachricht, daß einer meiner weißen Leute sich in meiner Abwesenheit vollständig dem Trunke ergeben habe. Derselbe hatte früher nie getrunken und mußte offenbar einen Diamanten in meinem Claim

gefunden haben, in welchem Falle eine solche Charakterveränderung fast regelmäßig vor sich geht. Ich mußte ihn daher fortjagen; er machte sich sofort auf den Weg nach den vor einigen Wochen in der Transvaal-Republik neuentdeckten Goldfeldern.

Ganz Südafrika ist in diesem Moment von einem wahnsinnigen Goldfieber ergriffen, gerade wie vor vier Jahren zuerst vom Diamantenfieber. Tausende und aber Tausende verlassen die Städte und die Farmen der Kap-Colonie, Natals, Griqualands und der Freistaaten, um nach dem fabelhaften Goldlande zu ziehen, wo der ganze Boden bis 4 Fuß tief mit Goldstaub und Goldklumpen durchzogen ist; hat man doch schon häufig im Lehm der Farmhäuser kleine Goldklumpen (nuggets) gefunden. Hunderte von Leuten verlassen täglich unsere Diamantenfelder, um nach dem Goldlande zu ziehen, das per Ochsenwagen von hier in 3—4 Wochen, mit Pferden in 10—12 Tagen zu erreichen ist, und hoffen dort die Reichthümer zu gewinnen, die ihnen auf den Diamantenfeldern versagt blieben. Und gewiß, einen Vortheil werden die Goldfelder gegen die Diamantenfelder haben: das Gold, das gefunden wird, ist eben Gold und hat immer seinen bestimmten festen, kaum Schwankungen ausgesetzten Marktpreis, während die Diamanten, die wir hier finden, von so verschiedener Güte und Qualität sind und ihr Preis fortwährendem Wechsel unterworfen ist. Die Erfolge des Diamantendiggens hängen immer vom Zufall ab, und sind dadurch unberechenbar, während der Goldgräber vielleicht weniger, aber jedenfalls sicherer erntet und seine Funde zu einem festen Preise verwerthen kann. Die Diamantendiggings eignen sich daher mehr für den wohlhabenden Speculanten, der auch nöthigenfalls ohne alle Funde sein Leben hinbringen kann und der das Diggen mehr als ein Vergnügen oder als ein aufregendes Spiel betreibt. Die Goldfelder hingegen passen besser für den armen Mann, der sich nach und nach ein kleines Vermögen sammeln will; sie sind recht eigentlich „the poor man's diggings". Da die leydenburger Goldfelder erst seit ein paar Wochen entdeckt sind, so kann natürlich von ihnen in Europa und Amerika

noch nichts bekannt sein; sowie aber die Kunde vom neuen Wunderlande sich weiter verbreiten wird, werden auch viele Tausende von England, Amerika und Australien nach der Delagoa-Bai ziehen. Von der Delagoa-Bai nach Europa durch den Suezkanal (zunächst nach Brindisi in Italien) braucht ein Dampfschiff nur 18 Tage.

Jetzt ist das Goldland noch von mächtigen Heerden von Antilopen, Gnus, Giraffen, Zebras, Büffeln und Straußen bevölkert, die in den üppigen grünen Prairien sich gütlich thun, die aber natürlich bald vor den Schwärmen der Goldgräber gegen Norden entweichen werden. Die Scenerie des Goldlandes soll wunderschön sein; herrliche Gebirgslandschaft mit reich bewässerten Prairien, prachtvollen Wasserfällen und grünen Gebüschen. — Die Diamantenfelder müssen durch das Goldfieber, das ganz Südafrika ergriffen hat, nothwendig sich bedeutend entvölkern, jedoch die wohlhabendern Diggers, die Besitzer guter Claims, werden natürlich bleiben, und die große Stadt New-Rush, die vor zwei Jahren hier in der Wüste wie durch Zaubermacht emporgewachsen ist, wird nicht so schnell von dem Erdboden wieder verschwinden. Einstweilen ist sie zur Hauptstadt von Griqualand erhoben worden und der neue Lieutenant-Gouverneur dieser Provinz, Herr Southey, hat hier seine Residenz aufgeschlagen. Auch hat sie einen neuen Namen erhalten und heißt jetzt officiell nicht mehr: De Beers New-Rush, sondern Kimberley (nach dem Namen des englischen Colonialministers), während auch das benachbarte Klipdrift sehr unnützerweise in Barkly umgetauft worden ist.

Kimberley bietet jetzt vollständig das Bild einer afrikanischen Großstadt. Sechs Kirchen, drei große, für Concerte, Theatervorstellungen und Bälle bestimmte Gebäude, ein Kunstreitercircus, eine Anzahl von massiven Gebäuden für die Regierungsbehörden, den Magistrat, die Gefängnisse und das Postamt; ein sehr großer Marktplatz und breite, von zahlreichen Droschken belebte Straßen lassen ganz vergessen, daß hier noch vor zwei Jahren eine menschenleere Wüste war, wo nur Heerden von Springböcken und Straußen sich tummelten.

In der römisch-katholischen und der anglikanischen Kathe-

drale — beide sehr geschmackvoll aus Eisen gebaut — hört man Sonntags harmonische Gesangaufführungen von Sängerchören, und in der letztern (Saint-Cyprian's Cathedral) wurden sogar schon (an bedeutenden Festtagen) große Oratorien, wie Händel's „Messias", unter der Leitung des Musikdirectors Barrat aufgeführt. Bei dieser Gelegenheit sowie auch bei gelegentlichen Wohlthätigkeitsconcerten war es namentlich die glockenreine Stimme einer reizenden goldblonden jungen Hamburgerin, Frau Minnie Schouard, die sich unter dem übrigen Frauenchore besonders bemerkbar machte.

In Saint-Cyprian's Cathedral werden öfter stattliche Hochzeiten gefeiert, bei denen drei oder vier Geistliche in dem prächtigen Ornat der englischen Hochkirche fungiren und zur Seite des weißgekleideten Sängerchors sich sehr glänzend ausnehmen. Herr Barrat begleitet die Gesänge auf einem Harmonium. So fand hier neulich auch die Hochzeit von Miß Lange, der Tochter eines dresdener Geistlichen, mit einem Priester der Hochkirche statt, zu der ich als einer der bestmen eingeladen war, da ich als nächster Nachbar mit der Familie wohlbefreundet bin. Die lange Reihe der weißgekleideten Damen und befrackten Herren mit weißen Cravatten und Handschuhen zog langsam und in Paaren unter dem Spiele des Marsches aus dem „Propheten" in die Kirche ein. Schöne, nach englischem Gebrauche in sehr raschem Tempo vorgetragene Hymnengesänge wechselten mit Gebeten, öfterm Niederknien und einer kurzen Predigt ab. Als ich nach der Kirchenfeierlichkeit ins Freie hinaustrat und nun wieder die staubigen Eisenhäuser und weißen Zelte, und die vor der Kirche neugierig stehende zahlreiche Versammlung von schwarzen Zulus und Basutos um mich herum sah, da machte mir dieser Sprung von süßer europäischer Kirchenpoesie und weißgekleideten Kirchenmadonnen in die rauhe wilde Welt der Diamantenfelder und fellbekleideten Kaffern einen ganz traumhaften Eindruck. Nach der Kirche führten zahlreiche Miethwagen die große Gesellschaft nach einem eisernen Gebäude, das aus einem einzigen großen Saale bestand, in dem ein „kaltes" Büffet mit langen Reihen von silberköpfigen Champagnerflaschen die Gäste erwartete.

Und hier empfingen nun die Neuvermählten etwa anderthalb Stunden lang die zahlreichen Visiten von Gratulanten. Der Saal wurde zuletzt so voll, daß man sich kaum darin herumdrehen konnte. Als der in Strömen fließende Champagner die Köpfe mehr angeheitert hatte, machte sich die allgemeine Erregung in lebhaften Toastreden Luft, für welche die Engländer ja eine ganz besondere Passion haben. Die junge Braut, eine allerliebste Vereinigung des englischen und sächsischen Frauentypus, war in ihrer weißen Schleiertracht und dem weißen Brautkranze im Haar ganz reizend, und so mancher der anwesenden mit langen Schnurrbärten geschmückten Beaux mochte wol ein neidisches Gefühl gegen den glücklichen Bräutigam nicht ganz in seinem Innern unterdrücken können. Nachdem dann die Gäste in verschiedenen Zelten mit einem reichlichen Festdiner regalirt worden waren, begaben sich die Neuvermählten „an Bord" eines gigantischen Ochsenwagens, der mit zwölf Ochsen bespannt draußen auf der Straße wartete und worin sie, die einsame Steppe durchziehend, einige Wochen in behaglichem ungestörten Beisammensein verbringen sollten. Der gesammte innere Raum desselben war daher möglichst comfortabel, ähnlich einer Wohnstube mit Schlafgemach arrangirt — nur freilich war es darin sehr finster; indessen was bedürfen denn die Seelen junger Eheleute des äußern Glanzes des Sonnenlichts, wenn ihre innersten Herzen so voll sind vom Lichte beglückender Liebe? Als der mächtige Wagen unter schrillem Peitschengeknatter und Hoho-Schreien der Hottentottentreiber sich in Bewegung gesetzt hatte, warfen die jungen Männer dem Paare einen Pantoffel nach (ein scherzhafter Gebrauch in England, um anzudeuten, daß die Frau nun das Regiment führen werde), und die ganze Gesellschaft folgte in einem Dutzend von leichten Wagen noch eine Stunde weit mit in die Steppe hinaus. Der Zug machte einen ähnlichen Eindruck wie etwa auf der Meeresfläche ein großer Dreimaster gefolgt von einem Schwarme kleiner Boote. Da draußen wurde angehalten und nochmals Champagnerkörbe ausgepackt, wonach unter donnernden Hochs auf das junge Ehepaar die muntere Gesellschaft demselben glückliche

Reise wünschte und dasselbe einem beseligenden einsamen tête-à-tête überließ. —

In den letzten Monaten ist ein großer Mangel an schwarzen Arbeitern eingetreten. Wenigstens 6000 Kaffern müßten neu zuwandern, damit die Colesberg Kopje und Dutoitspan in ihrem vollen Umfange wieder bearbeitet werden könnten.

Jede Woche verlassen Hunderte von Kaffern den Platz, ohne daß statt ihrer wieder neue zuwanderten, und dies haben wir den Boers im Oranje-Freistaate zu verdanken, die im December eine Schar von nach ihrer Heimat zurückwandernden Basutos auf Freistaatsgebiet angegriffen und ihnen eine förmliche kleine Schlacht geliefert haben, in der verschiedene Todte blieben. Seitdem haben die Fürsten der Zulus, Basutos und Mahowas ihren Leuten verboten, nach den Diamantenfeldern zu gehen, da ihr Weg sie nothwendig durch den Oranje-Freistaat führt und sie da ihres Lebens nicht sicher sind. Um die Gereiztheit der Boers gegen die in ihre Heimat zurückkehrenden Kaffern zu verstehen, muß man bedenken, daß alle die wilden und barbarischen Schwarzen, die zwei, drei Monatsreisen weit aus dem Innern Afrikas nach den Diamantenfeldern kommen, um sich hier als Arbeiter zu vermiethen, nur den einen Zweck vor Augen haben: sich hier so viel zu verdienen, daß sie sich eine Flinte kaufen können. Sowie sie sich die dazu nöthigen 6 Pfd. St. zusammengearbeitet haben (und dazu sind bei dem jetzigen Stande des Lohnes von 10 Schillingen wöchentlich inclusive Beköstigung drei Monate erforderlich), kaufen sie sich ihren heißersehnten Schatz, die Flinte, und kehren damit nach ihrer Heimat zurück. Auf diese Art sind in den letzten zwei Jahren Hunderttausende von Flinten hier von den Kaffern gekauft und nach Hause mitgenommen worden. Die Folge davon ist, daß die beiden Boer-Republiken nun auf allen Seiten von mit Flinten bewaffneten Kaffernstämmen umringt sind, und wenn es wieder einmal zum Kriege zwischen Weißen und Kaffern kommen sollte, so würde ein solcher den Weißen jetzt gefährlicher werden als früher, wo sie nur Wurfspieße, Bogen und Pfeile gegen sich hatten. Ein strenges Gesetz untersagt daher allen

Kaffern innerhalb der beiden Boer-Freistaaten den Besitz von Feuerwaffen; kommen nun Scharen von Hunderten derselben mit Flinten bewaffnet auf ihrem Rückwege zur Heimat durch die Freistaaten, so halten sich die Boers ohne weiteres für berechtigt, ihnen dieselben gütlich oder mit Gewalt abzunehmen, und so kam es denn im December zu jener kleinen Schlacht, die zur Folge hat, daß aller Zufluß von Kaffern aus Norden und Osten für die Diamantenfelder aufgehört hat. Nur aus Nordwesten, aus dem Lande der Batlapins, kommen noch dann und wann kleine Trupps hier an.

Diese Batlapins halte ich für den intelligentesten aller Kaffernstämme; sie sind hellfarbiger als die Zulus und Basutos, mehr braun als schwarz und im Durchschnitt kluge, arbeitsame und flinke Leute. Sie verhalten sich im Charakter zu den Zulus ungefähr wie der Sachse und Thüringer zu dem Pommer und Mecklenburger, oder wie der Franzose zum Engländer. Mein Name scheint bei den Batlapins in gutem Ansehen zu stehen; seit zehn Monaten habe ich immer Batlapins, und wenn ein Trupp nach Hause geht, so empfehlen sie mich dort ihren Kraalgenossen, sodaß zwei Wochen darauf wieder ein neuer Trupp bei mir eintrifft. Viele unter ihnen können lesen, und lesen fleißig in Gebetbüchern, welche die Missionare in ihrer Sprache haben drucken lassen. Den Gesang lieben sie alle außerordentlich und singen jeden Sonntag mit guten reinen Stimmen ihre Hymnen im Chore ab. Während Zulus und Basutos meistens gänzlich nackt hier ankommen, unterscheiden sich die Batlapins schon sofort bei ihrer Ankunft durch ihr nettes, selbstgefertigtes Costüm aus Wildleder, gewöhnlich Sackpaletot oder Joppe und dito Beinkleider. Ihre Gesprächigkeit, Zungenfertigkeit und fortwährend heitere Laune machen ihr allabendliches ums Feuer Sitzen sehr amusant, des Geschichtenerzählens und Lachens ist dann gar kein Ende.

Ich hatte mich schon öfter darüber gewundert, woher doch diesen Kindern der Wildniß bei ihrem einfach gewohnten, wie es uns erscheinen möchte, doch ganz ohne irgendwelche interessante Ereignisse verlaufenden Alltagsleben dieser reiche und

stets unerschöpfliche Conversationsstoff für ihre allabendliche Feuerrunde zufließen möchte. Ich bat daher Freund Stevens, der ja alle südafrikanischen Sprachen versteht, ihrer Unterhaltung einmal zuhören zu wollen und mir dann zu sagen, was der Gegenstand derselben sei. Er berichtete mir, nachdem er etwa zehn Minuten zugehorcht hatte, daß sie sich hauptsächlich einer über den andern lustig machten, und daß der Hauptstoff, um den sich ihre Conversation drehe, immer die Mädchen ihrer Heimat seien. Also tout comme chez nous! Später fingen die Batlapins einen Rundgesang an, der sich nach Stevens' Explication auf den Mond bezog. Der Mond wurde darin mit einem lieb- und herzlosen Hunde verglichen, der kalt und ohne Gefühle einsam am nächtlichen Himmel dahinirre. Oefter erinnern mich diese Batlapins an die italienischen Gondelführer in Venedig oder die Lazzaroni in Neapel. Einer improvisirt nämlich eine Strophe, welche die andern in hübscher Melodie im Chore nachsingen. Das Improvisiren geht der Reihe nach im Kreise herum, sodaß ein jeder darankommt und sein Dichtertalent oder seinen Witz leuchten lassen kann. Die Endungen aller Worte auf Vocallaute erleichtern natürlich sehr das Improvisiren von Versen und mit dem Sinne scheint es wol nicht so genau genommen zu werden; das gemeinschaftliche Nachsingen macht dem ums Feuer gelagerten Sängerkreise den meisten Spaß. Immerhin deutet aber diese Gewohnheit auf eine höhere Culturentwickelungsstufe dieses bechuanischen Volksstammes hin. Die Hottentotten und Buschmänner haben keine Lieder und die östlichen Kaffern (Zulus und Amakosa) meines Wissens nur ihre gewaltigen, ohrenbetäubenden Kriegsgesänge.

Elftes Kapitel.

Klimatisches. — Theuerung und Dienstbotennoth. — Auswanderung nach den Goldfeldern. — Fall der Diamantenpreise. — Ein neuer Tichborne Case. — Trübung der Diggeraussichten. — Besuch zweier schwarzen Majestäten. — Ein politischer Wühler. — Annexionsintriguen. — Auch ich annectire. — Gründung eines Gartens. — Englische und amerikanische Polizei. — Diggerrechte und Landlordsansprüche. — Kosmopolitische Colonie. — Boerdiggers und Claimloopers. — Diamantenkäufer und Broker. — Ein deutscher Speculant. — Ein Bombardement mit Schneebällen. — Gewitterstürme. — Architektur von Kimberley. — Das Kanvas-, Holz-, Eisen- und Lehmhaus. — Phantasiewohnungen. — Abendvergnügungen. — Nachtvisite eines englischen Lords. — Gemüthlichkeit der englischen Polizei.

Kimberley, 1. December 1873.

Wie froh würde ich sein, könnte ich jetzt etwas von dem Schnee und Eis, der nervenerfrischenden und gehirnabkühlenden, wonnigen, deutschen Winterluft hier haben! Seit sechs Wochen gleicht die hiesige Atmosphäre wieder einem fortwährend geheizten Höllenofen, in den kein kühlendes Lüftchen einzudringen vermag: 90—100 Grad Fahrenheit im Schatten ist die alltägliche Regel; alle Dinge, die dem Sonnenscheine ausgesetzt sind, fühlen sich wie glühendes Eisen an; alles, was von Holz oder Horn fabricirt ist, zieht sich krumm oder platzt und kracht auseinander: Tischplatten, Fensterläden, Holzkästen, Thermometer, Operngucker — sogar der Gummischlauch meiner Augendouche ist in seiner ganzen Länge zerplatzt, sodaß ich auf diese herrliche Erfrischung der erhitzten Augen verzichten muß. Milch wird schon nach wenigen Stunden sauer, die Butter zerläuft zu gelblichem Wasser. Die Kopfkissen, worauf ich den tödlich abgespannten, überhitzten Kopf zum Ausruhen

auf mehrere Monate gemietheten Kaffern ist um so ärgerlicher und verdrießlicher, als sie nur selten gleich wieder zu ersetzen sind und die Vermuthung immer sehr nahe liegt, daß sie im Claim einen großen Stein gefunden und veruntreut und nur aus diesem Grunde die Flucht ergriffen haben. — Viele Diggers folgen dem gewiß sehr richtigen Princip, ihre Arbeiter immer getheilt aus zwei verschiedenen Negerstämmen zu wählen, so z. B. Fingoes und Zulus, Basutos und Zulus, Batlapins und Basutos u. s. w. Bei dem Hasse, den die verschiedenen Negervölker gegeneinander haben, wird die Folge eines solchen klugen Divide et impera in der Regel sein, daß die einen die andern scharf beobachten und überwachen, und die eine Partei den Herrn sofort davon in Kenntniß setzt, wenn die andere etwa Diamanten gefunden und verheimlicht hat. Allein man kann leider nicht immer nach Wunsch eine solche Zusammenstellung unter seinen Claimarbeitern herbeiführen.

Bei der jetzigen Theuerung kosten mir meine sieben Basutos, die ich in diesem Augenblicke habe, so viel, als mir früher meine vierzehn gekostet haben. Es ist in der That hier eine allgemeine Hungersnoth zu befürchten, wenn es nicht bald regnet. Mehl kostet bereits 4 Pfd. St. = 80 Mark der Sack (wiegend 200 engl. Pfund), Mais $3^1/_2$ Pfd. St. der Sack = 70 Mark, während er in Kapstadt nur 18 Mark kostet! Die transvaaler Farmer bringen jetzt ihren Mais und ihr Mehl alle nach den leydenburger Goldfeldern, wo sie den Sack mit 10 Pfd. St. bezahlt bekommen; die Farmer der Colonie aber können uns nichts schicken, da aller Handelstransport hierzulande nur vermittels Ochsen erfolgen kann, zwischen hier und der Küste bei der heurigen Trockenheit aber nirgends ein Grashalm den Ochsen Nahrung bietet. All der Ueberfluß von Getreide, der an der Küste liegt, nützt uns daher nichts; erst wenn die Regengüsse der Sommerregenzeit beginnen, die hoffentlich in diesem Monate erscheinen werden, und die endlosen Ebenen der Colonie sich mit einem grünen Grasteppich bedecken, können wir wieder neue Getreidevorräthe erhalten und werden dann die unerträglichen Preise wieder heruntergehen.

Unsere jetzige Tropenhitze ist aber auch sonst nicht ganz ohne Begleitung von Reizen und Freuden; so kann ich mich, trotz nunmehr zweijähriger Gewohnheit, noch immer gar nicht satt sehen an der Morgenbeleuchtung der Landschaft zwischen 6 und 8 Uhr. Der Himmel strahlt dann in einem so überaus herrlichen, transparenten, golddurchleuchteten Blau, daß ein für Schönheit der Farben empfängliches Auge sich kaum von dem Anblicke dieses unvergleichlich schönen, die verbrannte Landschaft überspannenden Himmelsgewölbes abwenden kann. Der todte rothbraune Farbenton, der den Tag über die wüste Landschaft umkleidet, ist am frühen Morgen überall durch köstliche goldene Schlaglichter unterbrochen, die dem ganzen Bilde ein freudiges und heiteres Gepräge geben. Und dann die Sonnenuntergänge mit ihren jubelnden und augenberauschenden Farben! Die wonnevollen kühlen Nächte mit ihrer Mondes- und Sternenpracht! Nein, wahrlich, es wäre ungerecht, wollte ich mich nur in Klageliedern ergehen über die unerträgliche Tropenhitze, ohne zugleich der Schönheiten und Lichtseiten dieses Klimas und Landes gebührend Erwähnung zu thun.

Was die Arbeiten in meinen Claims betrifft, so schreiten sie jetzt nur langsam vorwärts. Nur an ausnahmsweise kühlen Tagen kann ich selbst einen Gang dahin wagen, um den Fortschritt der Arbeiten in Augenschein zu nehmen, will ich nicht fieberkrank sein. Könnte ich nicht durch zweimalige tägliche Bäder den fieberglühenden Körper abkühlen und durch Zuhausebleiben mich schonen, würde ich es nicht ertragen. Die wiederholten Krankheitsanfälle meines Claiminspectors Collyns sind mir daher wol besorglich; sein Sohn, den ich jetzt auch zur Stütze habe, ist noch sehr jung. Zwei Monate lang hatte ich 24 Kaffern, jetzt habe ich aber deren nur 7. Die 9 Batlapins liefen in einer schönen Mondnacht alle fort, sodaß nur die Fingoes blieben. Dann erhielt ich wieder 9 nackte gigantische Zulukaffern, doch auch diese liefen nach zwei Wochen wieder fort; nach einigen Tagen hatte ich wieder 10 Batlapins, und nachdem auch diese nach Hause gegangen, habe ich jetzt 7 Basutos. Das Weglaufen der immer

auf mehrere Monate gemietheten Kaffern ist um so ärgerlicher und verdrießlicher, als sie nur selten gleich wieder zu ersetzen sind und die Vermuthung immer sehr nahe liegt, daß sie im Claim einen großen Stein gefunden und veruntreut und nur aus diesem Grunde die Flucht ergriffen haben. — Viele Diggers folgen dem gewiß sehr richtigen Princip, ihre Arbeiter immer getheilt aus zwei verschiedenen Negerstämmen zu wählen, so z. B. Fingoes und Zulus, Basutos und Zulus, Batlapins und Basutos u. s. w. Bei dem Hasse, den die verschiedenen Negervölker gegeneinander haben, wird die Folge eines solchen klugen Divide et impera in der Regel sein, daß die einen die andern scharf beobachten und überwachen, und die eine Partei den Herrn sofort davon in Kenntniß setzt, wenn die andere etwa Diamanten gefunden und verheimlicht hat. Allein man kann leider nicht immer nach Wunsch eine solche Zusammenstellung unter seinen Claimarbeitern herbeiführen.

Bei der jetzigen Theuerung kosten mir meine sieben Basutos, die ich in diesem Augenblicke habe, so viel, als mir früher meine vierzehn gekostet haben. Es ist in der That hier eine allgemeine Hungersnoth zu befürchten, wenn es nicht bald regnet. Mehl kostet bereits 4 Pfd. St. = 80 Mark der Sack (wiegend 200 engl. Pfund), Mais 3½ Pfd. St. der Sack = 70 Mark, während er in Kapstadt nur 18 Mark kostet! Die transvaaler Farmer bringen jetzt ihren Mais und ihr Mehl alle nach den leydenburger Goldfeldern, wo sie den Sack mit 10 Pfd. St. bezahlt bekommen; die Farmer der Colonie aber können uns nichts schicken, da aller Handelstransport hierzulande nur vermittels Ochsen erfolgen kann, zwischen hier und der Küste bei der heurigen Trockenheit aber nirgends ein Grashalm den Ochsen Nahrung bietet. All der Ueberfluß von Getreide, der an der Küste liegt, nützt uns daher nichts; erst wenn die Regengüsse der Sommerregenzeit beginnen, die hoffentlich in diesem Monate erscheinen werden, und die endlosen Ebenen der Colonie sich mit einem grünen Grasteppich bedecken, können wir wieder neue Getreidevorräthe erhalten und werden dann die unerträglichen Preise wieder heruntergehen.

Es herrscht jetzt wieder große Knappheit der Mietharbeiter. Während im Monat October 6000 neue Schwarze hier zugewandert waren, betrug die Zahl dieser neuen Ankömmlinge im November nur 300! Der Grund davon ist einerseits die im Monat November unter den Diggers (der entsetzlichen Theuerungspreise wegen) vereinbarte Reduction des Wochenlohnes von 10 auf 6 Schilling (incl. Beköstigung), andererseits der in der benachbarten Colonie Natal ausgebrochene Kaffernkrieg, d. i. der Aufstand eines der größern Kaffernfürsten, der anfangs sehr gefahrdrohend für uns alle erschien. Möglicherweise konnten sich dem aufgestandenen Kaffernstamme, der circa 10000 Krieger zählt, andere Stämme anschließen, was eine Art Sicilianischer Vesper und die Ermordung aller Weißen in Natal (18000 Weiße auf 350000 Schwarze!), sowie die Ausbreitung des Aufstandes über Griqualand, die Bauernfreistaaten und die Kapcolonie hätte zur Folge haben können. Glücklicherweise ist aber der Aufstand nach den letzten Nachrichten energisch unterdrückt, und der Anstifter desselben, Langalibalele (d. i. „Sonnenschein"), über die Drachengebirge hinein in die Gebirgswildnisse des obern Basutolandes gedrängt worden; dort wird er wol schließlich von den Tausenden England treu gebliebenen Kaffern eingefangen werden. Das Freiwilligencorps, das sich bereits hier in Kimberley gebildet hatte, um nach Natal zu eilen, und das jeden Nachmittag auf dem hiesigen Marktplatze sich in den Waffen übte, kann nun also zu Hause bleiben und das Diamantendiggen fortsetzen.

Unsere Diamantenfelder entleeren sich von Tag zu Tage mehr, da Tausende von „unglücklichen Diggers" nach den Goldfeldern in der Transvaal-Republik ziehen. Die Nachrichten von dort lauten mit jeder Post ausgezeichneter. Die 500 Diggers, die in „Pilgrims Rush" arbeiten, finden fast alle vorzüglich; die durchschnittlichen Funde sind pro Mann täglich 1 Unze Goldsand, manche aber finden auch 3—4 Unzen täglich. Die Unze hat einen Werth von 3 Pfd. St. 16 Schilling. Verschiedene große nuggets, darunter ein Goldklumpen von 21 Pfund (der 25500 Mark taxirt wird), sind in der letzten Zeit gefunden worden, und solche gute Nachrichten verbreiten

sich natürlich weit und breit mit Blitzesschnelle. Es herrscht große Ordnung in den Diggings, die Transvaal-Regierung hat einen Goldcommissioner hingeschickt, der die Licenzgelder einnimmt und die Justiz und Administration besorgt. Alle Diggers schreiben in den überschwenglichsten Ausdrücken von der prachtvollen Schönheit der Naturscenerie in den Goldfeldern; grüne Wälder voll Vogelgesang, blumenbedeckte Prairien, wo das Rindvieh bis an die Schultern im hohen Grase watet, herrliche malerische Wasserfälle, romantische Gebirgsthäler und ein gesundes Hochgebirgsklima vereinigen sich, um das Goldland zu einem der schönsten Länder der Welt zu machen. Nur Eines ist ein großer Uebelstand für die massenhaft herbeiziehenden Diggers: die momentanen Theuerungspreise aller Naturalien, die es nothwendig machen, daß alle neu ankommenden Goldgräber sich auf sechs Monate mit Provisionen versorgen müssen.

Es ist jetzt eine Eilwagenlinie von den Diamantenfeldern nach den leydenburger Goldfeldern organisirt worden; der Weg geht über Pretoria, die Hauptstadt der Transvaal-Republik, und wird in sieben Tagen zurückgelegt; ein Platz kostet 18 Pfd. St. = 360 Mark. Von Capetown nach den Diamantenfeldern wird man per Eilwagen jetzt auch in sieben Tagen für denselben Preis befördert. Zeit und Reisekosten würden sich demnach von Deutschland nach den Goldfeldern folgendermaßen stellen: Von Leipzig nach Southampton, 3 Tage, circa 90 Mark; von Southampton nach Kapstadt, 23—30 Tage, erster Platz 630 Mark, zweiter Platz 441 Mark; von Kapstadt nach Leydenburg, 14 Tage, 720 Mark, zusammen also von Leipzig nach dem afrikanischen Eldorado 1251—1440 Mark, wozu natürlich noch Gepäckspesen, Hotelausgaben und die Beköstigung zu rechnen sind; nur auf der Seereise ist die letztere im wirklich beispiellos niedrigen Passagepreise mit inbegriffen. Die Reise kann in 6—7 Wochen gemacht werden, die Ruhetage mit eingerechnet. — Die Reise von Southampton nach Bombay, die in drei Wochen beendet wird, kostet erster Platz 80 Pfd. St. = 1600 Mark; die Reise von England nach Neuyork, die zehn Tage dauert,

erster Platz auf den Cunard Steamers 30 Pfd. St. = 600 Mark, und von England nach dem Kap, für vier Wochen Seereise und vorzügliche Verpflegung in prachtvollen schwimmenden Hotels, hat die Concurrenz der Dampfschiffahrtsgesellschaften den Preis auf die lächerlich geringe Summe von 31½ Pfd. St. = 630 Mark herabgedrückt!

Das Gold, das aus den leydenburger Alluvialablagerungen ausgewaschen wird, ist reiner, als irgend je in Californien oder Australien gefunden wurde, und wird daher auch höher bezahlt. Die bisjetzt untersuchte Strecke der leydenburger Goldfelder repräsentirt ungefähr einen Längenraum wie von Leipzig nach Dresden, oder von Berlin nach Wittenberg — der östlichen Seite der Drachenberge entlang; aber es dürfte wol bei weiterm prospecting sich zeigen, daß überall, der ganzen 280 deutsche Meilen langen Gebirgskette der Drachenberge entlang — von Kaffrarien bis zu ihrer Verlängerung zum Limpopo und Zambese — Goldablagerungen zu finden sind. In einem andern Theile der Transvaal-Republik, im Waterbergdistrict im Nordwesten, sind auch in den letzten Wochen goldhaltige Quarzadern entdeckt worden auf der Farm Riet-Gath; desgleichen befinden sich zukunftsreiche Goldfelder im Districte Zoutpansberg im Marabaland, sodaß wirklich die ganze Transvaal-Republik als ein Goldland par excellence erscheint. Der Bau einer guten fahrbaren Straße von Leydenburg nach der Delagoa-Bai ist jetzt ernstlich in Angriff genommen worden; bisjetzt konnte der Transport von Gütern nur auf dem Rücken von eingeborenen Trägern geschehen.

Durch das Wegziehen so vieler Diggers nach den Goldfeldern wird wol die Diamantenproduction bedeutend eingeschränkt werden, und das dürfte in der That auch recht nothwendig sein, denn der europäisch-amerikanische Markt ist seit sechs Monaten so mit Diamanten überschwemmt, daß der Preis für die Steine ganz kolossal heruntergegangen. Für Steine, die im Jahre 1871 mit 200 Pfd. St. bezahlt wurden, hält es jetzt schwer, deren 40 zu erhalten! Und dabei sind die Bearbeitungskosten auf das Doppelte und Dreifache gestiegen! Das fortwährende „Striken" der amsterdamer Stein-

schneider trägt auch eine große Schuld an dem Falle der rohen Waare. Diese Leute, die früher 12 Gulden per Woche verdienten, gewinnen jetzt deren 130, und die geschicktesten, zum Zerspalten (cleaving) gebrauchten Arbeiter gar 500 Gulden per Woche. Und außerdem haben die sämmtlichen Diamantenschleifer noch untereinander einen Verband abgeschlossen, der den einzelnen Mitgliedern verbietet, in den nächsten drei Jahren Lehrlinge anzunehmen! Unter solchen Umständen sind freilich die Aussichten für die Claimbesitzer sehr trübe, und wer nur irgend kann, verkauft seine Claims zu einem Spottpreise und geht nach den Goldfeldern. Besser ergeht es noch dem Digger am Vaalflusse, im Falle er, was freilich selten vorkommt, zufällig einen guten Platz gefunden, denn die vorzüglichen Steine, die man dort findet, participiren viel weniger an dem ungeheuern Falle im Preise, der bei der Secundawaare der Dry Diggings eingetreten ist.

Auch die Diamantenfelder werden jetzt ihren Tichborne Case haben. Die Eigenthümer der Farm De Beers oder Vooruitzicht, die Herren E. & Co., die bisher unangefochten ihre 24000 Pfd. St. per Jahr für Standgelder, Claimlicenzen und allerhand andere Concessionen eingesteckt, demnach in zwei Jahren schon 960000 Mark realisirt haben, werden jetzt von einem jüdischen Kaufmann aus Californien, Herrn Sonnenberg, auf Herausgabe der Farm und der eingenommenen Gelder verklagt. Herr S. beabsichtigt durch 110, sage 110 Zeugen, darzulegen, daß die Farm eigentlich ihm und nicht den E. gehöre. Das wird einen sehr interessanten Rechtsfall abgeben, der zunächst hier vor die High Court, dann an den Generalgouverneur in Kapstadt und zuletzt an die Kronjuristen in London kommen wird. Die Kosten werden enorm sein; sowol der Kläger als die Beklagten sind aber sehr reiche Leute.

Der Umstand, daß unsere Colesberg Kopje auf einem Privatgrundstück liegt, und doch zugleich als „öffentliches Diamantenfeld" proclamirt wurde, gibt zu einer Menge unsinniger Anomalien Anlaß. Die frühern Administratoren des neugebildeten Griqualandes hatten den großen Fehler begangen,

das Recht der Bodeneigenthümer an die unter dem Boden liegenden Mineralschätze anzuerkennen. Die neue Regierung hingegen neigt sich zu der Ansicht hin, daß das Eigenthumsrecht unter dem Boden der Krone zukomme. So weiß kein Mensch, wie es schließlich noch werden wird, und wem eigentlich die Colesberg-Mine gehören soll, der Krone oder den Eigenthümern der Farm. Mittlerweile suchen die letztern, echte Speculanten, welche die Farm gleich nach der Entdeckung der Kopje für einen Pappenstiel, 6500 Pfd. St., von dem frühern Besitzer der Farm, einem ehrbaren Boer De Beer ankauften, jetzt auf alle nur mögliche Art Geld aus dem vielleicht bald ihren Händen entrinnenden Eigenthum zu schlagen, und haben bereits durch die rücksichtslose Art und Weise, wie sie Steuern auf alles erfinden und eintreiben, die ganze Bevölkerung der Diggers gegen sich empört. So verlangten sie, daß die Regierung ihnen 10 Pfd. St. monatliche Licenz für jeden Claim garantire, während jetzt nur 10 Schillinge bezahlt werden! Solche ungeheuere Besteuerung würde natürlich allem Diggen von Privatpersonen ein Ende machen und alle Diggers von hier forttreiben. Das ist wol auch der Zweck, den die Eigenthümer vor Augen haben. Sind die Diggers, die oft 4—5000 Pfd. St. für ihre Claims bezahlt haben, erst alle von hier fortgetrieben, so gehört die Mine allein den Proprietors, und sie können dieselbe dann mit Hülfe eines großen Kapitals allein betreiben, was sie zu den reichsten Leuten der Welt machen würde. Jeder Digger soll künftig auch den Platz, wo er sein Haus oder Zelt aufgeschlagen hat, mit circa 240 Mark, eventuell auch der doppelten Summe, jährlich versteuern. Diese neue Auflage wird, fürchte ich, einen Aufstand unter den Diggers veranlassen, der sehr böse Folgen haben könnte.

Drei Tagereisen von hier sind jetzt große Kohlenflötze im Oranje-Freistaate entdeckt worden; es ist das von großer Wichtigkeit für dieses holzarme Land. Eine Wagenladung Brennholz bezahlen wir hier mit 105 Mark. Die Marktpreise, die jetzt im December hier in Kimberley herrschen, sind, nach sächsischem Gelde berechnet, folgende:

1 Sack Kartoffeln	23 Thlr.	10 Ngr.		1 Pfd. Reis....	— Thlr.	10 Ngr.
	bis 30 »	— »		1 Flaſche Bier ..	1 »	5 »
1 Pfd. Brot ...	— »	6$^7/_{10}$ »		1 Flaſche Milch ..	— »	12$^1/_2$ »
1 Pfd. Rindfleiſch	— »	6—7 »		1 Dutzend Eier ..	1 »	25 »
1 Pfd. Zucker...	— »	12$^1/_2$ »		1 Huhn	1 »	15 »
1 Pfd. Butter...	2 »	— »		1 Truthahn	8 »	9 »

Die Löhne der Dienſtboten ſind hoch. Ein ſchwarzer Diener erhält monatlich 80 Mark; ein weiße Köchin dagegen 140—200 Mark, und iſt Beköſtigung, Wäſche, Licht noch extra zu geben, was ſich auf wenigſtens 6 Pfd. St. = 120 Mark den Monat beläuft, ſodaß factiſch eine Köchin monatlich 260—320 Mark koſtet! Hunderte von Dienſtboten kündigen ihren Herren, um nach den Goldfeldern zu ziehen, wo einem Jeden eine Tageseinnahme von 75—300 Mark zuwinkt; die Hausfrauen von Kimberley ſind daher in wahrer Verzweiflung. Die Hälfte der hieſigen Bevölkerung rüſtet ſich zum Abzuge; Alles, Alles will nach den Goldfeldern. Claims, Häuſer, Kaufläden werden täglich zu lächerlich billigen Preiſen verſteigert. Das Diamantendiggen zahlt ja zu den ſo entſetzlich geſunkenen Preiſen keinen Menſchen mehr; 90 Procent der gefundenen Steine ſind ſchlecht und gelten ſo gut wie nichts, und der Reſt, die guten Steine, gelten nur den fünften Theil ihres frühern Werthes. Was wunder alſo, wenn alle von der Diamantenproduction abhängigen Leute, Diggers, Claimbeſitzer und Claimpächter, Diamantenhändler und Broker, Shopkeepers und Lohnarbeiter nur einen Wunſch haben: fort von hier und nach den Goldfeldern, wo glänzende Reichthümer und hohe Löhne ihnen zuwinken.

Eine neue Calamität iſt auch der immer ruinenhafter werdende Zuſtand unſerer Kopje. Viele haben hier in der letzten Zeit ihre Claims durch den Einſturz der Kraterwand verloren; jeden Tag ſtürzen Theile derſelben mit Donnergetöſe in den Krater hinab und begraben Claims unter ihrem Schutte. Schon gegen 150 Claims ſind verſchüttet, und viele andere werden noch folgen. Vornehmlich betrifft es jene, die am tiefſten bearbeitet worden ſind, weil ſie am reichſten waren. Der drohenden Gefahr wirkſam zu begegnen wäre nur ein

Mittel: das ganze Riff bis zu einer gewissen gleichen Höhe oder Fläche abzutragen; doch würde diese Operation nicht allein große Kosten verursachen, sondern auch eine allgemeine Sistirung aller Diggerarbeiten bedingen. Bei dem so massenhaften Wegzug von Diggers trösten sich die Zurückbleibenden mit der Hoffnung, daß die dadurch bedingte verminderte Diamantenproduction endlich wieder eine Preissteigerung der Diamanten und somit auch der Claims zur Folge haben werde.

Was die abbaufähige Tiefe der Claims betrifft, so ist man bisjetzt in der Mitte der Kopje noch zu keiner Grenze des „guten Stoffes" gekommen. In einer Tiefe, die von 80—100 Fuß variirt, folgt auf die obere grüne Bodenschicht eine blaue, in welcher letztern mitunter noch schönere Diamanten gefunden werden als in der grünen. Wenn trotzdem die Zahl der Diamantenfunde gegen früher sich verringert hat, so hat das seinen Grund in vier Umständen. Erstens hat das Diggen auf drei Roads, 10, 11 und 12, ganz aufgehört, da man hier auf Sandboden kam, in dem keine Diamanten mehr sind. Zweitens sind die sämmtlichen Riffclaims, am inwendigen Rande des Kraterkessels herum, gänzlich unbearbeitbar geworden, weil das Arbeiten darin, des einstürzenden Riffes halber, zu lebensgefährlich wurde. Drittens ist bei der großen Tiefe das Diggen durch die nothwendige Maschinerie viel theuerer geworden und nur noch wohlhabenden Leuten möglich, weshalb viele arme Diggers das Arbeiten ganz aufgegeben haben und jetzt nach den Goldfeldern in Transvaal ziehen, die für arme Leute weit mehr Chancen bieten als das theuere und unsichere Diamantendiggen. Und viertens hat der in diesem letzten Jahre schon mehreremal eingetretene Mangel an schwarzen Arbeitern sehr störend auf die Niederarbeitung der Claims eingewirkt, sodaß die durchschnittliche Tiefe derselben nur in den ganz besonders gute Ausbeute gebenden Stücken bis auf 120 Fuß unter dem ehemaligen Oberflächenniveau der Kopje vorgeschritten ist. Man nimmt hier im allgemeinen an, daß eine Karrenladung von 40 Eimern aus Claims dritter Klasse durchschnittlich 12—20 Schillinge = 12—20 Mark, aus solchen zweiter Klasse

25—40 und aus denen erster Klasse 40—60 Schillinge an Diamantenwerth liefern sollen.

Mitte Mai haben wir hier den Besuch zweier schwarzen Majestäten gehabt, Kapitän Waterboer, ehemaliger Souverän von Griqualand, und König Mankoroane, Fürst der Batlapins. Geleitet von ihrem Agenten, Rathgeber, Minister und Majordomus, dem berühmten politischen Intriguanten und Landspeculanten Mr. Arnot, trafen sie zu einem mehrwöchentlichen Besuche beim Gouverneur Southey hier ein. Sie hatten einen fabelhaften Wagentroß mit sich und ein Gefolge von einigen hundert Eingeborenen. Ihr Camp nahm sich daher mit den vielen Hunderten von Zugochsen sehr stattlich aus; sie hatten es in einer kleinen Entfernung vom Gouverneurscamp aufgeschlagen, und inmitten desselben hatte Herr Southey für seine Besprechungen mit ihnen einen kleinen Empfangspavillon aus Segeltuch aufschlagen lassen. Jeden Tag wurden auf Kosten der Regierung mehrere Ochsen für die hohen Besucher geschlachtet, denn will man Eingeborene bei guter Laune erhalten, so braucht man sie nur recht mit frischem Fleische zu füttern.

Ich machte den schwarzen Potentaten eines Tages meinen Besuch und lud sie ein, an einem der nächsten Tage auch mir eine Gegenvisite zu machen. Sie hielten Wort. Ein Trupp Reiter hielt nach ein paar Tagen vor meinem Camp, und mit aller Feierlichkeit führte ich meine hohen Gäste in mein niedliches Häuschen ein, wo ich nur die beiden Fürsten und einen ihrer vornehmsten Rathsmänner auf mit Tigerdecken geschmückten Lehnsesseln Platz nehmen ließ, während die übrigen 10 oder 12 Rathspersonen unter der Veranda zu verweilen hatten. Meine Unterhaltung mit den beiden Fürsten war nun allerdings nicht viel werth und beschränkte sich auf einige sehr alltägliche Phrasen und Complimente; desto wichtiger aber erschien namentlich ihren ceremoniösen schwarzen Rathspersonen die Bewirthung. In wenigen Minuten hatten meine sämmtlich requirirten weißen Dienstboten für nicht weniger als 30 Mark Wein und Spirituosa herumcredenzt, die unter meinen schwarzen Gästen eine allgemeine Befriedigung zur

Folge zu haben schienen. Ich glaube mich um so weniger hierin zu täuschen, als eine halbe Stunde nach der Entfernung meines hohen Besuchs ein Reiter aus ihrem Gefolge zu meinem Camp zurückkam, mit einer mündlichen Empfehlung des Königs Mankoroane, und der Bitte, ich möchte ihm doch noch eine Flasche von dem ausgezeichneten French Brandy (Cognac) nachschicken, was ich natürlich auch that. Eine solche Flasche kostet hier (von bester Sorte, three stars) $8\frac{1}{2}$ Schilling = $8\frac{1}{2}$ Mark. Hintennach kam mir freilich ein vielleicht nicht unbegründeter Zweifel, daß der zurückgesandte Rathsherr den Namen seines königlichen Herrn nur gemisbraucht haben könnte, um sich selbst oder der Gemeinschaft der übrigen geheimen Räthe eine Flasche des ihnen so sehr zusagenden belebenden Tranks zu verschaffen.

Kapitän Waterboer (die Engländer betiteln alle die eingeborenen Könige nicht King, sondern nur Chief und Kapitän) ist eine sehr gemüthliche Persönlichkeit und viel intelligenter und mehr von der Cultur beleckt als der noch sehr wilde und uncivilisirte Mankoroane. Der letztere erschien mir trotz seines europäischen Paletots und hohen Cylinderhutes doch nur als ein in die Kleider eines Gentleman gesteckter Wilder.

Beide Potentaten dienen den Intriguen der englischen Politik gegen die angrenzenden Boer-Republiken als bequeme Strohpuppen. Waterboer's Name wurde vom Generalgouverneur benutzt, um aus den künstlich erfundenen, in Wahrheit nie bestandenen Ansprüchen dieses kleinen, nur 200 Griquafamilien befehligenden Häuptlings ein ehemaliges Besitzrecht auf die reichen Ländereien, auf denen die Diamantenfelder entdeckt worden waren, herzuleiten und mit schön präparirten rechtlichen Titeln aufzuputzen, nachdem 20 Jahre lang das betreffende Land factisch und rechtlich im Besitze des Oranje-Freistaates gewesen war und Kapitän Waterboer in dieser ganzen Zeit nicht ein einziges mal über seine später formulirten Ansprüche auch nur ein einziges Wort hatte fallen lassen.

Der ganzen Landesraubkomödie lagen die Machinationen des Agenten Waterboer's, des Herrn David Arnot zu Grunde,

eines äußerst gewandten, pfiffigen und dabei rücksichtslosen Intriguanten, der zuerst den Plan für die ganze Diamantenfelderannexion ausdachte und dem Generalgouverneur die Ausführung desselben vorschlug, worauf dieser auch mit Freuden einging. Herr Arnot ist zwar ein Weißer von englischer Rasse — es muß aber einmal eine Portion Hottentottenblut durch den Stammbaum seiner Familie hindurchgelaufen sein, denn in den Gesichtszügen des Herrn Arnot ist der Hottentottentypus sehr deutlich erkennbar, und an einigen von seinen zahlreichen Kindern soll derselbe ebenfalls ganz auffallend hervortreten, während er an andern wieder nicht im geringsten bemerkbar ist.

Die Dienste des Herrn Arnot sind für ihn seitens Waterboer's nicht unbelohnt geblieben. Mir selbst rechnete Herr Arnot vor, daß sein, größtentheils wol auf Geschenken Waterboer's und Mankoroane's basirender Grundbesitz sich auf 180 Farms oder besser gesagt Plätze, jeden von 6650 Acker, also zusammen 1,134000 Acker belaufe, das sind 1800 englische Quadratmeilen = 86 deutsche Quadratmeilen! Freilich, setzte er hinzu, trage ihm dieser königliche Landbesitz zur Zeit noch nicht mehr als 500 Pfd. St. jährlich ein. Aber es liegt ja auch sein ganzes Land jetzt noch wüst und öde! Wie wird es aber in 20, 30 Jahren sein, wenn alle seine Farmen an weiße Leute verkauft oder verpachtet sein werden? Der Boden von Griqualand und Batlapinia ist überall äußerst fruchtbar, wo man nur Wasser hat. Daß man dieses aber durch Anlegung von Brunnen wol fast überall erlangen kann, hat die Erfahrung der Dry Diggings bewiesen. Und schon jetzt sind die Ländereien als Weide reichlich verwerthbar.

Herr Arnot ist der geschworene Feind der Boer-Republiken und arbeitet mit seiner zähen Energie unablässig darauf hin, dieselben in Streitigkeiten mit England zu verwickeln, ihnen Ländertheile zu entreißen, die sie bisjetzt ungestört besessen hatten, und weiterhin Länder vor ihnen zu schützen, die sie später einmal annectiren möchten.

So geht jetzt, nachdem er die Losreißung der Diamantenfelder vom Oranje-Freistaate glücklich vermittelt hat, sein

Hauptstreben darauf hin, die englische Regierung zur Annexion von Batlapinia zu bewegen, eines weiten, großen und fruchtbaren Landes von der doppelten Größe des Königreichs Belgien, welches sich im Norden an Griqualand anschließt. Weiterhin sucht er auch die englische Inschutznahme, d. i. indirecte Annexion des betschuanischen Königreichs von Secheli herbeizuführen. Nach der Annexion dieser beiden im Westen der Transvaal-Republik gelegenen Länder und Vereinigung derselben mit Griqualand würde ein mächtiger neuer englischer Staat wie ein Keil nach Norden zwischen die beiden Boer-Republiken und die Wüste Kalihari eingeschoben werden, der allen Planen der Boers, sich nach Westen auszubreiten, für immer ein Ende machen und ihnen nur den äußersten Norden zu weitern Annexionen freilassen würde.

Diese Politik hat Herr Arnot jetzt dadurch eingeleitet, daß er Mankoroane, einen kleinen Unterhäuptling unter den Batlapins, veranlaßt hat, sich zum obersten Häuptling (Paramount Chief) aller Batlapins zu proclamiren und dann für sich den englischen Schutz nachzusuchen. Der bisherige legitime Paramount Chief jedoch, Gasibone Botlazitse, ist vom Präsidenten der Transvaal-Republik dafür gewonnen worden, sich — wenigstens für einen Theil seiner Ländereien — erneuert zum Unterthanen resp. Schutzbefohlenen dieser Boer-Republik zu erklären, sodaß nunmehr der Conflict zwischen den beiden einander gegenüberstehenden Batlapinkönigen zugleich ein indirecter Conflict zwischen der Transvaal-Republik und England ist.

Die Transvaal-Republik hat schon seit 25 Jahren einen Theil von Batlapinia, d. i. den südöstlichen Zipfel davon, zwischen Vaal und Hart River, im factischen und anerkannten Besitze und unterhält in zwei Dörfern oder Städtchen dieses Landes, Christiana und Bloemhof, beide am Norduferdes Vaal, Landdrosten, d. i. Gerichtsamtmänner. Allerdings hat der Gouverneur Keate von Natal in seinem ihm 1871 von der Transvaal-Republik und der englischen Regierung gemeinschaftlich übertragenen Schiedsspruche dafür entschieden, daß die Republik auf diesen Theil von Batlapinia keinen Anspruch mehr

haben und im Südwesten durch den Maquasifluß begrenzt werden solle. Jedoch die Republik hat die Gültigkeit dieses Schiedsspruches aus gewichtigen materiellen und formellen Gründen niemals anerkannt und unterhält nach wie vor ihre Landdrosten in Christiana und Bloemhof.

So liegt denn in dieser Batlapinfrage noch ein Keim zu großen künftigen Verwickelungen, und der diplomatische Minensteller, welcher diese Feuer unter dem Boden rastlos schürt und anflammt, ist immer und unveränderlich der große, ruhelose Politikus von Südafrika: Herr David Arnot. Seinen hinter den Coulissen unablässig vor sich gehenden Intriguen und schlauen Actionen ist die einfache, unstudirte, arglose und schwerfällige Natur der Boers nicht gewachsen, und so feierte er, bisjetzt wenigstens, über dieselben anhaltend nur Siege und Triumphe. Seiner äußern Erscheinung nach ist dieser südafrikanische Machiavell ein kurzer, dicker Mann, mit glattrasirtem Vollmondsgesicht und voll quecksilberiger Lebhaftigkeit; diese letztere Eigenschaft macht ihn zu einem sehr angenehmen und unterhaltenden Gesellschafter.

Im Monat August kam ich, da ein Nachbar von mir nach den Goldfeldern abzog, auf die Idee, dem Beispiele der englischen Regierung zu folgen und dessen schönen an mein Camp grenzenden Platz zu annectiren und mir darauf einen Garten anzulegen. Bald war eine schöne Fenz aus Baumstämmen und Zweigen angefertigt, innerhalb derselben der tiefe rothe Boden umgestochen und in der Mitte ein großes Rondell angelegt, von welchem sternförmig vier Wege ausliefen. Ich pflanzte fünf kleine Syringabäume, zwei Gumtrees (Eucalyptus globulus), ein Dutzend Dahlias (Georginen) und vielen Mais, Melonen, Kürbisse u. s. w. Die Anlegung dieses Gärtchens verursachte mir ein außerordentliches Vergnügen, und ich fühlte mich, nachdem ich noch eine Rohrveranda an der Gartenseite meines Häuschens angebracht und hier ein langes mit Strohmatten und Kopfkissen belegtes Eisensofa aufgestellt hatte, nunmehr in meinem neuen Garten ganz glücklich. Ich mußte freilich viel Wasser aufgießen, um die Pflanzungen richtig in Wuchs zu bringen — und Wasser

ist immer noch theuer in Kimberley, und kostet mir jedes Faß 2 Mark, trotzdem, daß in den letzten $2^1/_2$ Jahren von Privatunternehmern gegen 40 Brunnen angelegt worden sind.

Mit der Anlage von Brunnen ist man mitunter sehr unvorsichtig vorgegangen. So z. B. kenne ich einen wol 60 Fuß tiefen Brunnenschacht an der Nordostseite, der ein so weites Mundloch hat, daß bequem ein großer Ochsenwagen mit allen seinen Ochsen hineinstürzen könnte, und dieser lebensgefährliche Abgrund ist nicht einmal mit einem Geländer umgeben! Ich selbst entdeckte ihn bei einem Spaziergange in der Abenddämmerung nur aus Zufall, indem ich, in Gedanken dahinschlendernd, plötzlich vor einem tiefen, mich schwarz angähnenden Abgrund mich befand. Ein Schritt in Gedanken weiter, und ich hätte mit zerbrochenen Beinen oder Armen in der Tiefe gelegen, ohne die geringste Aussicht, durch Schreien und Hülferufe von jemand Beistand erhalten zu können, da der Brunnen jetzt vollständig verlassen und vom Camp weit abgelegen war! Wie leicht kann ein unachtsamer Wanderer bei finsterer Nacht in einen solchen tiefen Schacht hineinstürzen, und wie unverantwortlich ist es vom Anleger des Brunnens wie seitens der Regierung, kein Geländer darum zu errichten, das ja nur ein paar Schillinge kosten würde! Ja, es gehörte eben ein deutscher Polizeibeamter hierher mit seinen offenen und immer wachen Argusaugen für alle gefährlichen und gemeinschädlichen Dinge! Dieses nachlässige laissez-aller, das allen englisch-amerikanischen Regierungen so eigenthümlich ist, ist voller trauriger Folgen. Hier in Griqualand documentirt es sich ganz auffällig in der phlegmatischen Duldung der schreiendsten Uebelstände, namentlich der so offenen Organisation des Handels mit gestohlenen Steinen. In Nordamerika zeigt es sich hauptsächlich in dem gleichgültigen und absolut passiven Verhalten der Regierung gegenüber der dort doppelt activen und geriebenen Spitzbubenwelt und in dem completen Mangel an polizeilicher Beaufsichtigung von öffentlichen Gesellschaften (Eisenbahn-, Dampfschiffs-, Theatercompagnien), hinsichtlich der so häufig bei diesen vorkommenden großartigen Unglücksfälle, wobei jedesmal Hunderte von Personen ums

Leben kommen. Die infolge von unsinnigen Wettfahrten so häufigen Kesselexplosionen auf Flußdampfschiffen, die vielen Eisenbahnunglücksfälle, die häufigen Zusammenstürze von Neubauten, Theatern u. s. w., die so oft sich wiederholenden Riesenfeuersbrünste, würden sie bei strenger Handhabung deutscher Polizeivorschriften und bei scharfer polizeilicher Beaufsichtigung und unnachsichtiger, unkäuflicher Strafrechtspflege vorkommen können? Sicherlich ebenso wenig, wie in Griqualand das offen betriebene Beraubungssystem einer festorganisirten Bande von Speculanten, Hehlern und Dieben gegen die Diggers, welches, sowie dessen Grundursache: die schlaffen englischen Gesetze und ihre umständliche Handhabung, ich schon früher geschildert habe.

Bei uns zu Hause denken die Leute so oft: ach diese Polizei, sie ist doch wahrhaft unausstehlich mit allen ihren ewigen Quergeleien und kleinlichen Bevormundungen! Aber man muß nach so einem Lande wie Griqualand oder den Vereinigten Staaten von Nordamerika kommen, um zu lernen, was eine solche ängstlich besorgte und gewissenhafte Polizei für eine große Gemeinschaft von Staatsbürgern, die in Ruhe und Sicherheit leben wollen, eigentlich werth ist, und welche Unzuträglichkeiten uns durch ihre nie rastende Thätigkeit und Wachsamkeit erspart werden!

Die Gegend des Camps, in der ich wohne, hat seit einigen Monaten einen großen Zuwachs an neuen Häusern erhalten. Eine ganz neue Straße, genannt De Beers Street, ist entstanden, die von der Mutual Hall in der Richtung nach Old De Beers und etwa 50 Fuß von meinem Hause vorbeiführt. Sie würde das von mir in vorübergehenden Besitz genommene Terrain sehr zu meinem Vortheile im Werthe gesteigert haben, wenn nicht der leidige Umstand wäre, daß aller Grund und Boden hier ausschließlich den Eigenthümern der Farm Vooruitzicht gehört, und also nur sie den Vortheil des fortwährenden Steigens des Werthes der Grundstücke genießen. Alle Eigenthumsverhältnisse der Diggers und Kaufleute an den von ihnen occupirten und zum Theil mit schönen und kostspieligen Häusern bebauten Grundstücken

sind deshalb hier ganz anormal. So z. B. hat mein Nachbar Ling aus Natal für sich, seine Familie und seine erwachsenen drei Söhne vier schöne Häuser nebeneinander gebaut. Diese Häuser betrachtet er als sein freies Eigenthum, während die Eigenthümer der Farm den Grund und Boden, worauf sie stehen, als den ihrigen betrachten. Die Proprietors verlangen von ihm die Zahlung einer Jahresrente von, wenn ich nicht irre, 2640 Mark für 11 ausgenommene Bodenstände (Stands) von je 40 Fuß Breite und 60 Fuß Länge. Er refusirt diese Zumuthung, indem er sich auf das Diggerrecht beruft: die Wohnung frei zu haben, da er auf einem öffentlichen Diamantenfelde wohne und schon seine 15 Claims allmonatlich durch die Zahlung der Licenzgelder versteuern müsse, und doch nicht in einem Luftballon wohnen könne, um dieselben zu bearbeiten.

Ueber dieses vermeintliche Recht eines Diggers, umsonst auf dem Grund und Boden der Farm wohnen zu dürfen, ist auf den Diamantenfeldern schon viel zwischen den Diggers und den Anhängern der Proprietors hin- und herdisputirt worden. Die Diggers stehen dafür alle wie ein Mann, da zur Zeit, als die Kopje entdeckt wurde, hier das Gesetz des Oranje-Freistaates herrschte, welches die Diggings für ein öffentliches Diamantenfeld erklärte und von einer solchen neuerfundenen Wohnungssteuer nichts wußte. Wie könne man also von einem Digger, der schon seine Claimlicenz bezahle, auch noch eine besondere Licenz fürs Wohnen verlangen?

Die Proprietors behaupten dagegen, daß die Claimlicenz nicht das Recht zum freien Wohnen auf der Farm in sich schließe. Auch sie, wie alle Welt, seien hierher gekommen, um Geld zu machen, und es sei keine Kleinigkeit für sie, ob hier um die Colesberg Kopje herum 2000—2500 Claimbesitzer und Claimpächter umsonst wohnen dürfen, oder ob jeder davon eine Wohnplatzrente von 240 Mark jährlich bezahlen müsse. In der That würde die Erhebung einer solchen allgemeinen Diggerwohnungssteuer (Residence License) den Proprietors alljährlich 480000—600000 Mark mehr einbringen zu den 480000 Mark, die sie schon jetzt für die

Viehweide-, Brunnen- [illegible] [illegible] u die Tasche stecken!

Die Proprietors [illegible] den Herrn Ling vor dem [illegible] [illegible]wohnungsrente verklagt [illegible] nimmt die allgemeine [illegible] Anspruch.

Gelingt es den [illegible] sie für ihr in der [illegible] legtes Kapital [illegible] die Diggings [illegible] jährliche Verzinsung [illegible] Wer hätte nicht [illegible] seine Kapitalien [illegible] alters her angestammten [illegible] von Vooruitzicht [illegible] die allgemeine Empörung [illegible] geringer sein. Daß [illegible] Speculanten sind, die dem [illegible] Besitzer De Beers die Farm für [illegible] haben, zur Zeit als [illegible] der Kopje entdeckt und [illegible] und ihre stets [illegible] dem Diggerpublikum [illegible] sich in den öffentlichen [illegible] Wunsch Luft: daß die Regierung [illegible] den jetzigen Eigenthümern [illegible] Art von jenen unersättlichen [illegible]

Die Regierung hat [illegible] schlagen, der weder die eine [illegible] Während die Proprietors [illegible] Stadtplan für Kimberley [illegible] Straßen und Geschäftsplätzen [illegible] schiedenen Höhen je nach der [illegible] von ihren Inhabern zu [illegible] hat die Regierung [illegible] [illegible] [illegible]

enthält, für Dutoitspan 600, und innerhalb deren die Diggers frei von Wohnzins sollen wohnen können.

Aber diese Mining Area ist für die Mehrzahl der Diggers so unbequem gelegen, daß keiner derselben vernünftigerweise sein bisjetzt innegehabtes Camp wird aufgeben und in den neuen District übersiedeln wollen; überdies würde die Mining Area dann nothwendig so mit aneinandergedrängten Zelten überfüllt werden, daß der Aufenthalt darin nicht anders als höchst widerwärtig und ungesund sein müßte. Und noch ist wohl zu beachten, daß jeder Digger unbedingt seinen Sortirplatz vor seinem Hause haben muß, um denselben fortwährend Tag und Nacht überwachen zu können, denn sonst würde ihm wahrscheinlich alle Nächte von Dieben der diamantenhaltige Stoff weggefahren werden, den er des Tages zum Zwecke des Sortirens angefahren hat. Die Diggers brauchen also Platz für sich, sehr viel Platz, denn der angefahrene und durchsuchte Stoff, wenn man ihn auch noch so hoch in Bergen aufthürmt, läßt sich unmöglich in den engen Raum zusammendrängen, welchen die Proprietors einen Stand nennen, 60 Fuß lang, 40 Fuß breit, und alle Jahre so theuer bezahlt haben wollen. Kein Digger wird also der Geldgier der Proprietors zu Liebe seinen bisherigen Wohn- und Sortirplatz, den er in den meisten Fällen wol schon innehatte, noch ehe die Proprietors die Farm gekauft hatten, verlassen wollen, gleichviel ob derselbe in dem neuen und ausgedehnten, von jenen ausgearbeiteten Stadtplan in eine Straße gekommen ist oder nicht. Allen Grund und Boden nämlich, der innerhalb 60 Fuß Entfernung von einer der zahlreichen neuangelegten Stadtstraßen gelegen ist, beanspruchen die Proprietors als einen Business Stand, um ihn als solchen sich hoch versteuern zu lassen.

Auch ich bin von diesen Herren schon zweimal durch ein gedrucktes Formular aufgefordert worden, für meinen Stand, der doppelt zu rechnen sein würde, Jahreszins zu zahlen (480 Mark) — habe aber bisjetzt der wohlmeinenden Aufforderung anhaltend höfliches Stillschweigen entgegengesetzt; denn ich halte es mit dem Diggersrechte auf freie Wohnung. Dies um so mehr, als ich durch die enormen Preise aller

Lebensmittel und sonstigen Einkäufe für ein Camp von abwechselnd 12—18 Personen zur Zahlung der Business Licenses aller der Geschäftsleute, von denen ich meine Bedürfnisse entnehme, ja indirect mit beitrage, indem die Fleischer, Bäcker, Krämer u. s. w. den Betrag aller ihrer Abgaben und Steuern natürlich auf den Preis ihrer Waaren mit aufschlagen.

In einem der in meiner Nachbarschaft neugebauten, sehr eleganten und villenartigen Häuser hat sich ein Spanier, in einem andern ein Belgier, in einem dritten ein Schwabe niedergelassen. Der Belgier hat eine ganze Menagerie von wilden Thieren zusammengebracht, die er dem Zoologischen Garten von Antwerpen zusenden will, darunter ein junges Gnu (Wildebeest, halb Pferd, halb Rind), verschiedene Schakals, Affen u. s. w. Gegenüber auf der andern Seite der neuen Straße hat ein Digger in seinem Garten eine noch viel größere Menagerie, mit zwei Löwen, zwei Leoparden, einer Hyäne, Affen, Schakals, Geiern und Königskranichen, letztere mit einer prächtigen Krone auf dem Kopfe. Für jemand, der sich für Ankauf wilder Thiere interessirt, ist hier immer Gelegenheit, sich solche zu verschreiben oder zu bestellen, durch die Traders, die häufig ins innere Binnenland ziehen, um dort Elfenbein, Straußenfedern und Karrossen einzuhandeln, und die jetzt hier in Kimberley alle die Waaren einkaufen, welche sie den Eingeborenen im Innern dafür in Tausch geben wollen.

Zu allen diesen angenehmen Nachbarn hat sich nun gar noch ein Oederaner, also sächsischer Landsmann, hinzugefunden, der in das mir gerade gegenüberliegende Haus eingezogen ist. Er heißt Trübenbach und kommt allerdings nicht ganz direct von Oederan bei Freiberg, sondern zunächst von einem mehrjährigen Aufenthalte in Japan, wo er in Yokuhama in einem großen Kaufmannshause angestellt war.

So ist denn unsere Gesellschaft eine sehr bunte und aus allen Welttheilen zusammengewürfelte Welt! Die Lust zum Diamantendiggen oder Diamantenkaufen hat auf der einen Seite englische und deutsche Gentlemen, Obersten, Kapitäns und Lieutenants, Marineoffiziere, Professoren und Doctoren,

Geistliche und Studenten, Schauspieler, Maler und Tonkünstler — auf der andern Seite desertirte Soldaten, Matrosen, Handlungscommis, Dienstboten und Lehrjungen — Leute von allen Qualitäten und Charakteren, hier zusammengeführt. Man könnte die Vorgenannten theilweise unter eine Rubrik der Lateindiggers bringen, in ähnlichem Sinne, wie man in Nordamerika von Lateinfarmern spricht. Eine pikante Erscheinung bietet unter diesen Lateindiggers ein ehemaliger bonner Student, der als Barman in einer Schnapsbude angestellt und alltäglich bis tief in die Nacht hinein damit beschäftigt ist, den edeln hirnbenebelnden Trank an die durstigen Kehlen weißer oder schwarzer Arbeiter und Nachtschwärmer zu verabfolgen.

Der ehemalige australische und amerikanische Golddigger spielt nicht die geringste Rolle unter den Diamantengräbern. Am zahlreichsten aber ist unter den letztern der Boer vertreten, der hier gerade so lange Zeit diggt und mit dem größten Theile seiner Familie in seinem Wagen lebt, als er zu Hause von der Schafschur, Saat, Ernte und Feldbestellung abkommen kann. Er lebt so einfach und billig, wie ein Mensch nur leben kann; von Zeit zu Zeit wird ihm von zu Hause ein Sack Millis und Boermehl geschickt und ein Ochsenfell zur Verfertigung von Schuhen, welche Vorräthe dann wieder ein paar Monate vorhalten. Wenn diese Leute daher auch keine Diamanten finden, werden sie wenigstens durch das Diggen nicht ruinirt, denn ihre Ausgaben sind unglaublich gering, und Mäßigkeit im Trinken ist ja eine allgemeine ehrenvolle Eigenschaft der Boers. An sie hält sich hauptsächlich eine der eigenthümlichsten Charakterfiguren dieser Dry Diggings, der sogenannte Claim Looper (Claimläufer).

Dies ist ein vagirender Diamantenkäufer, der es verschmäht, die Steuer für ein eigenes Comptoir zu zahlen, sondern von früh bis Abends auf allen Sortirplätzen, welche die Kopje umgeben, herumvagabundirt mit der stereotypen Frage: Anything to sell? Am liebsten macht er natürlich auf die frisch zugewanderten Boers Jagd. Er stellt sich diesen neuen Ankömmlingen, die von den Yankees Green horns genannt

werden würden, sofort mit einem mächtigen Händeschütteln vor, fragt sie in bestem Kapholländisch nach ihrem Namen, stößt darauf einen Freudenruf aus und fährt dann etwa fort: Ei, wie mich das freut, Baas (Onkel), dich hier zu finden! Dein Bruder, dein Vater, dein Schwager, Jakobus, Johannes, Petrus, Jeremias, und wie sie alle heißen — (da die Boers ja immer biblische Vornamen haben, so wird sich der Claimlooper selten in den Namen vergreifen) — das sind alle meine sehr guten Freunde! Sie haben mir, als sie hier waren, immer ihre Funde verkauft, weil sie wußten, daß ich als ein alter Freund ihnen mehr als jeder andere und immer den wahren Werth der Steine gebe. Was macht der Großvater? die Großmutter? die Tante? u. s. w.

Solchen Familienreminiscenzen kann die einfache, gemüthliche, leichtgläubige und arglose Natur eines Boers nie widerstehen. Wenn auch die Angaben des neuen Bekannten in Bezug auf Namen und Zeit nicht ganz stimmen sollten, so entschuldigt er dies durch ein fehlerhaftes Gedächtniß, glaubt aber dennoch an die Aufrichtigkeit des alten Freundes seiner Familie. Wie könnte er denn einem andern seine Steine verkaufen als demselben, dem sein Vater, seine Brüder und Schwäger sie verkauft haben? Die Familienpietät geht diesem rauhen Sohne der Einöde über alles. Der schlaue Claimlooper ist fortan sein bester Freund und Rathgeber; er zahlt ihm selten mehr als die Hälfte des wahren Werthes für seine Steine und verdient dann durch sofortigen Verkauf derselben für die doppelte Summe an die Comptoirs der nächsten Diamantenhändler so lange an dem gutmüthigen Boer schönes Geld, bis dieser endlich gescheiter wird und den wahren Werth der Steine wie des Freundes besser kennen lernt.

Ich habe auf diese Claimloopers ein ganz besonders scharfes und mistrauisches Auge, und zwar deshalb, weil sie die einzelnen Sortirtische der Diggers zu jeder Tageszeit überlaufen — manchmal zu einem Dutzend an einem Tage — und weil sie sich dann wenig daraus machen, ob der Claimeigenthümer mit am Tische gegenwärtig ist, oder ob nur seine weißen und schwarzen Dienstboten daran sortiren. In

letzterm Falle sieht der Claimlooper sich wol scheu nach dem abwesenden Herrn um und fragt mit zusammengekniffenem Auge und cynischem Lächeln den weißen Headman oder Dienstboten mit halbleiser Stimme: Nothing crooked? (Nichts Krummes?) was so viel sagen will: Ich bin bereit, Euch sofort Euere gestohlenen Steine abzukaufen, bevor Euer Herr wieder am Tische sich sehen läßt!

Das schlechteste Geschäft, was jemand hier auf den Diamantenfeldern treiben kann, ist jetzt unstreitig das des Diggers, das beste aber das des Diamantenkäufers, namentlich des Brokers. Der letztere ist nur ein Unterhändler zwischen dem Digger und dem Diamantenkäufer.

Die Diamantenkäufer wohnen hauptsächlich in einer langen Reihe längs des Randes der Kopje und in einigen Querstraßen zusammen. Die bedeutendern derselben haben große Eisenhäuser inne, die Mehrzahl aber wohnt in kleinen Segeltuchbuden, welche lebhaft an die kleinen, auf Rädern rollenden Schäferhäuschen erinnern, womit bei uns die Kinder zu spielen pflegen. Eine immer offen stehende Thür und ein oder ein paar Fenster bringen etwas Luft in die heiße Leinwandhütte, worauf den ganzen Tag rücksichtslos die Sonne herabbrennt, und inwendig sitzt hinter einem Tische mit großer Diamantenwage der Diamantenkäufer, wie eine Spinne in ihrem Netze ihre Opfer erwartend.

Den ganzen Tag rennen die Brokers in diesen Straßen auf und ab, von einer Bude zur andern und bei den Hunderten von Diamantenkäufern umher und sehen zu, wo sie den besten Preis für die ihnen übergebenen Steine erhalten, wovon sie dann $2\frac{1}{2}$ Procent Verkaufscommission beziehen. Die Preise, die ihnen von den verschiedenen Händlern geboten werden, sind ungemein verschieden und hängen ganz von dem individuellen Urtheile eines jeden Käufers ab. Da viele unter den jüngern Käufern noch sehr unerfahren im Diamantenhandel sind, so hält es für einen geübten Broker selten schwer, Steine, welche keiner der größern Käufer für einen der verlangten Summe auch nur anähnelnden Preis annehmen will, bei einem jener Neulinge für einen unverhältnißmäßig hohen

Betrag glücklich los zu werden. Die Hauptsache scheint mir auch in diesem Handel ein gutes Mundwerk und eine unverdrossene, sich nie stören lassende gute Laune zu sein, welche dann stets ihre goldenen Früchte trägt.

Ich kenne zwei englische Ulanenoffiziere (die zugleich eine sehr in Mode stehende Trinkbude betreiben und damit sehr viel Geld verdienen), einen ehemaligen Professor, einen in Rom studirt habenden Maler und einen polnischen Grafen mit einem sehr berühmten Namen, die alle das Geschäft eines Brokers betreiben und sich täglich von 5—10 Pfd. St., an einzelnen Tagen auch bei größern Diamantenpacketchen noch viel mehr verdienen, was ihre Einkünfte ungleich höher als die des gewöhnlichen Diggers stellt.

Noch bessere Geschäfte machen diejenigen Diamantenhändler, welche sich mit dem selbständigen Einkaufe von Steinen an den Sortirtischen, in den Claims und von den kleinern Diamantenkäufern befassen und bei billigem Einkaufe der Steine und raschem Wiederverkaufe mit Gewinn an die größern Diamantenexporteure oft außerordentlich viel Geld verdienen.

Was eine kluge und vorsichtige Speculation in Diamanten hier an Ort und Stelle einbringen kann, dafür habe ich mehrere glänzende Beispiele kennen gelernt. So z. B. kam der deutsche Juwelier L. ganz ohne Kapital vor drei Jahren hierher und erwarb sich, erst durch Broken, nachher durch selbständigen Einkauf und Verkauf von Diamanten allmählich ein Kapital, das er durch fortwährendes Umundumwenden immer verdoppelte, sodaß er sich in diesen drei Jahren eine Summe von 25000 Pfd. St. (500000 Mark) verdient hat! Ich hätte wahrlich auch gescheiter gethan, mein mitgenommenes Kapital, anstatt es auf den Ankauf theuerer Claims und das kostspielige Diggen zu verwenden, lieber einem solchen Manne zur Benutzung zu übergeben, und hätte auf diese Art ungleich bessere Geschäfte gemacht als mit dem „gentlemännischen" Diggen und der Fettmästung diebischer weißer und schwarzer Dienstboten.

Mitte August haben wieder die entsetzlichen Nordweststürme angefangen, die mit ihrer Ofenhitze mir immer das Fieber

bringen und die ich daher in meinen Tagebuchsnotizen mit dem Worte „Fieberstaubsturm“ zu bezeichnen pflege. Sie verursachen mir sofort eine furchtbare Mattigkeit und ein tödlich abspannendes Glühen des Kopfes, wodurch mir der Besuch meiner Claims unmöglich wird, der für mich doch im Interesse der Beaufsichtigung meiner Arbeiter so nothwendig wäre! Ende August schon stieg die Hitze in den Mittagsstunden im Schatten meines Hauses auf 26½ Grad Réaumur. Nur die Sturzbäder, die ich täglich mehreremal nahm mittels einer kleinen Badewanne und eines Eimers voll Wasser, den ich langsam über meinen glühenden Körper niederregnen ließ, verschafften mir eine vorübergehende Erfrischung. Am 13. September sank die Temperatur auf 14 Grad, am 14. September auf 8 Grad und an diesem Tage fiel sogar ein reichlicher Schnee! Wie wohl that mir diese Kälte, trotzdem, daß mir die Zähne davon klapperten, und wie entzückte mich vom Gipfel meines täglich höher werdenden Sortirberges aus das Panorama einer weiten Schneelandschaft! Dasselbe Entzücken ging übrigens durch die ganze Stadt. Auf Main Street (der Hauptstraße, wo die Post, der Club, die Banken und die Magazine der größten Kaufleute sich befinden) belustigte sich die gesammte weiße Bevölkerung damit, sich gegenseitig mit Schneebällen zu bombardiren; jeder Wagen, jeder Reiter, der arglos daherkam, wurde sofort mit Hunderten von Projectilen überregnet und machte rasch, daß er davonkam. Es war vollständig eine italienische Carnevalsscene in Bezug auf das wüthende sich einander Bewerfen, nur daß die Kugeln hier nicht weiße Confetti und Gipspulver, sondern nordische Schneebälle waren.

Ein Sturm, der dem Schneewetter vorhergegangen war, hatte ein kleines hölzernes Haus am Marktplatze sammt Eisendach glatt vom Boden weggerissen und 40 Fuß weit weggetragen! Zum Glück war die Familie gerade nicht darin anwesend gewesen. Solche Stürme richten überhaupt, so oft sie vorkommen, große Verheerungen in der weiten Zeltstadt an. Wenn sie des Nachts kommen, haben die in den Betten liegenden Diggers und ihre Frauen und Kinder öfter das Ver-

genügen, daß plötzlich das Zelt über ihren Köpfen zusammenbricht und ein wüthender Windstoß eine greuliche Confusion in ihrer Häuslichkeit anrichtet, die um so belästigender ist, als sie von rabenschwarzer Finsterniß begleitet ist und kein Streichhölzchen im Wind und Regen angezündet werden kann.

Namentlich die großen Zelthäuser mit den hohen Dächern und die Zelte mit den Flys (Schattendächern) leiden dann am meisten. Das Dach zerreißt plötzlich in Dutzende von Stücken oder fliegt gar wie ein Vogel davon. Dies passirte einem großen Restaurationszelte, wo täglich ein halbes Hundert Menschen speisten; — die Table-d'hôte mußte nun bis zur Anfertigung eines neuen Daches unter freiem Himmel stattfinden.

Die Gewitter der Sommersaison sind hier immer ganz ungemein heftig und ähnlich den tropischen Tornados. Daß Leute vom Blitze erschlagen werden, kommt ungleich häufiger vor als bei uns. So wurden an einem solchen Tage acht Kaffern, die in einem Zelte zusammensaßen, vom Blitze getroffen; fünf davon waren sofort todt und drei blieben Krüppel für Lebenszeit!

Mit dem Sommer ist nun auch die Jahreszeit der größern Sterblichkeit wieder hier eingezogen, und die Pestgerüche zwischen den Zelten und Hinterhäusern machen wieder das Leben in den gedrängtern Theilen des Camps unerträglich. Mein Camp liegt zum Glücke im vornehmern Theile der Stadt, am Ostende; das eigentliche Diggerproletariat lebt an der Westseite, theilweise auch auf der Süd- und Nordseite der Kopje, in dichtgehäuften Zeltmassen und zwischen unzähligen aschenartigen und sonnendurchglühten Schutthügeln zusammen. Der vornehmste Theil der Stadt ist unbedingt der östlich und südlich vom Marktplatze gelegene; namentlich die Dutoitspan-Straße, worin viele Häuser stehen, die sich auch überall in Europa mit Stolz sehen lassen könnten.

Es gibt sehr verschiedene Arten von Hausconstructionen in Kimberley, die entweder ein mehr aristokratisches oder ein mehr plebejisches Aussehen haben.

In der ersten Zeit nach der Entdeckung der Kopje

gab es nur Zelte, da diese am leichtesten und raschesten transportirt und aufgestellt werden können. Aber auch unter diesen gab es sehr verschiedene, mehr oder weniger vornehme oder gemeine Qualitäten — vom schmucken schneeweißen türkischen Edgingtonzelte oder dem dreizinkigen, inwendig buntgefütterten doppelräumigen Beduinenzelte herab bis zum schmuzigen, vor Alter schwarzgrau gewordenen, vielgeflickten und in Fetzen zerflatternden Kaffernzelte. Auch in der Größe gab es alle möglichen Variationen, vom großen menschengefüllten Restaurationszelte an bis zur winzigen hundehüttenartigen Leinenbehausung eines bankrotten Diggers.

Aber sobald man sah, daß man es hier in den trockenen Diggings nicht mit bloßen Surface Diggings (Oberflächen-Diggings) zu thun hatte, sondern daß die immense Tiefe der Colesberg Kopje für viele Jahre eine ansehnliche Diggerbevölkerung zu beschäftigen verspreche, fanden alle Geschäftsleute die Errichtung soliderer, stabiler Wohnhäuser in ihrem Interesse, und es entstand rasch eine Stadt von Segeltuch-, Eisen-, Holz-, Lehm- und Backsteinhäusern.

Die Segeltuchhäuser (Canvass House) sind die billigsten und gleichen einigermaßen leichten Kartenhäusern; sie bestehen aus einem Holzgitterwerk, das mit Segeltuch überzogen ist. Man sieht sie hier von allen Größen, von der kleinen Hütte des „Diamantenkoopers“ hinauf bis zu Bauten, die Hunderte von Fuß in der Fronte haben, wie große Hotels, Restaurants oder Kirchen. Sie sind, wenn sie nicht ein doppeltes Leinendach und inwendiges wollenes Tapetenfutter haben, sehr heiß bei Tage und sehr kalt bei Nacht; dabei sehr feuergefährlich und unsicher gegen Diebe, letzteres deshalb, weil ein einfaches Aufschneiden der Wand mit einem Messer genügt, um einem Diebe bei Nacht den Eintritt zu gestatten, wenn die Bewohner in der Finsterniß in Schlaf versunken liegen. Diese Segeltuchhäuser sind verhältnißmäßig sehr billig und gehen namentlich in Auctionen oft fabelhaft wohlfeil weg. Dabei sind sie auch leicht transportabel; man sieht oft 40—60 Kaffern ein großes derartiges Haus mit monotonem Chorgesang durch die Stadt tragen. Auch eignen sie sich gut für

Geschäftsleute, weil sie in ihrer ganzen Höhe und Breite wie ein weißes Blatt Papier leicht mit buntfarbigen Annoncen beschrieben werden können. Solange sie neu sind, sehen sie auch in ihrem schneeweißen Glanze sehr schmuck aus, besonders wenn sie von der gewöhnlichen Form abweichen und von einem Manne mit künstlerischem Geschmack construirt worden sind. Namentlich gereicht ihnen ein doppeltes Dach sehr zum Schmucke, indem das oberste als Regen- und Sonnendach das untere überschirmt und längs dem Hause einen immer schattigen verandaartigen Raum freiläßt. Man bestellt ein solches Haus beim Zimmermann und Zeltmacher und zahlt dafür, je nach der Größe, von 20—300 Pfd. St.

Das nächstbessere Gebäude ist das eiserne Haus (Galvanized iron House). Es wird in Stücken aus England importirt und kann hier in allen beliebigen Größen von den Importeurs gekauft und dann zusammengesetzt werden. Es bedarf natürlich ebenso wie das Segeltuchhaus eines stützenden Gerippes von hölzernen Balken, welches der Zimmermann erst liefern und aufsetzen muß, ehe darauf die langen Eisentafeln festgenagelt werden können. Die letztern sind regelmäßig gewellt und geben dem Hause, solange sie neu sind und noch nicht vom Staub und von der Luft einen matten graublauen Farbenton angenommen haben, das Ansehen, als sei es von glänzenden Orgelpfeifen aufgebaut. Namentlich aus der Ferne sieht eine solche eiserne Kirche herrlich aus; sie leuchtet in brillantem Metallschimmer weithin und ist besonders beim Untergang der Sonne mit einem prächtigen rothflammenden Lichte überflossen. Für Geschäftslocale sind diese eisernen Gebäude ausgezeichnet, da sie diebes-, regen- und bis zu einem gewissen Grade auch feuersicher sind; ferner können sie leicht auseinandergenommen und so von einem Orte weggeschafft und an einem andern wieder aufgestellt werden. Nur als Wohnhäuser sind sie sehr heiß, wahre Backöfen am Tage, und sehr kalt bei Nacht und bei Regenwetter und daher nicht angenehm. Man kauft die eisernen Häuser fertig mit Fenstern und Thüren; freilich kostet außerdem die Anfertigung des Holzgerippes und das Aufstellen desselben durch

den Zimmermann noch ein hübsches Sümmchen Geld, sodaß der Preis eines solchen Eisenhauses immerhin in die Hunderte und manchmal mehrere Tausende von Pfund Sterling geht.

Das Holzhaus ist theuerer als das eiserne, weil Breter in Südafrika eine sehr kostspielige Sache sind. Auch dies wird bei den Kaufleuten, die es fix und fertig aus Norwegen und Nordamerika importiren, im Ganzen gekauft und bedarf ebenfalls noch eines Holzgerippes zur Anlehnung und daher eines Zimmermanns zur Aufstellung. Das meinige bestand aus künstlich ineinandergefalzten, schön gehobelten Bretern, die nach der Zusammensetzung jeden Zugwind unmöglich machten. Es gehören dazu ein eisernes Dach, Thüren, Glasfenster und ein Thürschloß, welche der Kaufmann ebenfalls gleich alle dazu liefert. Er erhält diese Häuser von jenseit des Meeres in numerirten großen Kisten verpackt, und man braucht ihn nur wissen zu lassen: Ich wünsche ein Haus 16 bei 12, oder 30 bei 24 u. s. w., so schickt er einem eine der Bestellung entsprechende numerirte Kiste ins Camp, die man nur auszupacken und dann den Inhalt vom Zimmermann aufstellen zu lassen braucht. Mein Haus war 16 bei 12, d. h. 16 Fuß lang und 12 Fuß breit und kostete inclusive Eisendach 50 Pfd. St.; die Zimmermannsarbeit und das Holzgerüst zur Aufstellung steigerten freilich meine Kosten auf 60 Pfd. St. Die Holzhäuser sind am Tage kühl (wenn die Fenster so placirt sind, daß sie eine gute Luftcirculation zulassen) und in der Nacht warm; das Eisendach freilich verursacht am Tage immer Hitze, und manche wohlhabendere Diggers haben deshalb durch ein doppeltes Dach (wovon nur eins aus Eisen zu sein braucht) diesem Uebelstande abgeholfen.

Ich dachte oft daran: wenn man doch solche aus dicken Baumstämmen zusammengesetzte amerikanische Blockhäuser hier haben könnte — wie theuer würden diese bezahlt werden, der Kühle wegen, die sie infolge ihrer dicken Dächer und Wände dem Insassen bieten! —

Auch diese Holzhäuser sind durch Auseinandernehmen transportabel und daher für solche Gegenden, wo das Versetzen

seiner Wohnung manchmal wünschenswerth ist, sehr praktisch. Die gewöhnlichen Holzhäuser, welche die Kaufleute vorräthig haben, variiren im Preise zwischen 50 und 200 Pfd. St.; für größere würde kein Absatz sein, da für umfangreichere Häuser entweder das billigere Segeltuch oder das sichrere und leichter zu habende Eisen vorgezogen wird.

Aus Eisen sind hier in Kimberley gebaut: die Mutual Hall, ein auf Actien errichtetes immens langes Gebäude, das von außen einem Exercirsaal oder einer Reitbahn ähnlich sieht (es dient zu allerhand öffentlichen Zwecken, zu Bällen, Concerten, Theatervorstellungen, Festessen, Meetings und zu den öffentlichen Gerichtsverhandlungen des High Court), ferner die katholische Kirche, die anglikanische Kirche, das Postamt, die Regierungs- und Magistratsgebäude, das Gefängniß und eine Menge Kaufmannsstores, sowie die Häuser der Banken und der größern Diamantenkäufer. Segeltuchhäuser sind viele der Hotels, Restaurants, Trinkhäuser, Kaufläden und die meisten der Privatwohnungen. Holzhäuser sind im allgemeinen die seltensten und werden gewöhnlich nur als Wohnhäuser benutzt.

Als die alleraristokratischsten Wohnungen gelten jedoch die vierte und fünfte Sorte von Häusern: die Lehm- und die Backsteinhäuser. Die Lehmhäuser werden einfach aus einem Holzgerippe (oft nur von dünnen, noch nicht entrindeten Baumstämmen) hergestellt, das mit Wänden von Rohr ausgefüllt wird, die dann mit Lehm beworfen werden. Den Lehm hat man überall vor der Thür; man braucht nur die rothe Erde mit Wasser zu vermischen. Setzt man nun hierauf noch ein steiles Grasdach, das die Kaffern aus zusammengebundenen langen Grasbündeln ausgezeichnet dicht und fest herzustellen wissen, so hat man die dem Klima angemessenste herrlichste Wohnung mit kühlen Zimmern bei der Tageshitze und warmen bei der Nachtkälte.

Solche Lehmhäuser mit Grasdächern findet man in der Regel nur bei Leuten, die entschlossen sind, lange hier zu bleiben, da sie die meiste Arbeit erfordern und daher am langsamsten aufgeführt werden, was dem Geschäftsmann und

Digger in der Regel nicht paßt. Von außen sehen sie aus, da man sich selten die Mühe gibt, sie mit einer freundlichen Farbe anzustreichen, wie ungarische Pusztahäuschen oder türkische Bauerhütten; sie unterscheiden sich aber von solchen sehr wesentlich dadurch, daß sie inwendig mit den luxuriösesten Möbeln ausgestattet sind, gewöhnlich ein Drawing Room (Salon) mit schönen Goldrahmenspiegeln, Pianino, von bunten Karrossen überdeckten Sofas und Fauteuils und mehrere Schlafzimmer in sich schließen, und daß in diesen von außen so proletarierhaft erscheinenden Lehmhütten oft der Champagner so reichlich fließt wie in den elegantesten Steinpalästen von London, Paris und Berlin.

Man sieht auch öfter Häuser, die ohne ein Holzgerippe aus nur an der Sonne getrockneten Backsteinen aufgebaut sind; diese haben aber einen großen Fehler — ein mehrtägiger tüchtiger Landregen hat schon mehrmals bei solchen Häusern auf der Wind- und Regenseite die Lehmmauern dermaßen zerweicht und aufgelöst, daß das Dach sich auf dieser Seite senkte und das Haus dadurch zum Einsturz gebracht wurde. Wer es in Betreff des Kostenpunktes kann, sieht sich gegen solchen Uebelstand dadurch vor, daß er zu solchen Bauten nur wirklich im Feuer gebrannte Backsteine verwendet, die den Regengüssen widerstehen. Ein Grasdach hat in diesem Klima einen sehr hohen Werth: es gibt der Wohnung eine unvergleichliche Kühle und ist daher bei weitem dem einfachen Eisendache vorzuziehen, welches die unter ihm wohnenden Leute förmlich bratet und röstet.

Dielen für den Fußboden sind in vielen Häusern von Kimberley ein unbekannter Luxus, da sie ein Haus unvergleichlich theuerer machen. Man stellt den Fußboden meistens aus mit Kuhdung und Wasser vermischter Erde von den Termitenbauten (ants nest) her, stampft diese recht fest zusammen und hat dann, nachdem sie getrocknet ist, einen steinharten, glatten und tennenartigen Fußboden gewonnen, wo sich nie Flöhe (diese große Landplage) einnisten werden. Wenn man dann noch Rohrmatten und weiche Teppiche darüberlegt, so kann man den Mangel von Dielen recht wohl ver-

schmerzen. Außer diesen fünf sich meist wiederholenden Häuserformen gibt es nun noch sogenannte Fancy houses (Phantasiehäuser), die sich einzelne Digger je nach ihrem Geschmack und ihrer Phantasie besonders erfunden und construirt haben, und die oft in ihrer Form von allen traditionellen Hausconstructionen wesentlich abweichen. Der Eine hat z. B. das Oberdach von einem großen Ochsenwagen heruntergenommen und auf den Boden gestellt und sich nun diesen tunnelartigen Raum inwendig ganz reizend und comfortabel eingerichtet, indem er die runde Tunnelwand schön mit grünem Flanell ausfütterte und durch Vorhänge die Wohnung in verschiedene Zimmerchen theilte. Hübsche Möbel, Sofas, Stühle und Betten stehen an den Seiten, und bei Tage, wenn die Vorhänge portièrenartig geöffnet sind, geht gewöhnlich ein erfrischender kühler Windstrom durch den langen gewölbten Raum.

Ein anderer Digger benutzt zum Wohnen für sich und seine Familie zwei große bedeckte Ochsenwagen, die er durch eine Art überdachter Brücke miteinander verbunden hat; sie bieten in dieser Ordnung fünf voneinander getrennte und hübsch möblirte Zimmer, ähnlich dem Luxuseisenbahnwaggon europäischer Fürsten oder Millionäre. Auch diese Wohnung hat einen ganz eigenthümlichen und poetischen Reiz, und ist namentlich bei anhaltenden großen Regengüssen sehr trocken und angenehm.

Ein dritter Digger endlich, Herr A., hat das Modell der Negerhütten seiner Wohnungsstructur zu Grunde gelegt: er hat für sich, seine Familie und seine Dienstboten eine lange Reihe von bienenkorbartigen oder heuschoberähnlichen runden Hütten aus Rohr und Zweigen erbaut, die er dann dicht mit Lehm bewerfen ließ. Diese durch Thüren und Fenster verbesserten Negerhütten sind dem Klima sehr angemessen, kühl am Tage und warm bei Nacht, und lassen sich ja inwendig auch ganz hübsch einrichten; nur müssen sie bei jedem stärkern Regen mit getheerter Leinwand bedeckt werden, um nicht zu einem weichen schmuzigen Brei zu zerfließen. Noch besser ist es, wenn diese Hütten statt mit Lehm ganz mit Gras bedeckt und auswendig ausgefüttert sind; sie sind dann außerordent-

lich kühl und angenehm an heißen, und warm an kalten regnerischen Tagen, aber freilich dabei sehr feuergefährlich. Ich sah eine solche große Grashütte, die ein Engländer sich von seinen Kaffern hatte herrichten lassen, und welche einer großen von ihrem Mauerfundamente abgenommenen runden Kirchenkuppel glich; sie war in einen runden Mittelraum (den Salon, der sein Licht von oben erhielt) und sechs denselben corridorartig umringende Zimmer getheilt, mit sechs Fenstern u. s. w., und durch hübsche bunte Flanelltapeten, Portièren, Karrossen und Vorhänge war das Innere äußerst wohnlich und gemüthlich gemacht.

Für Leute, die gern Abends ausgehen und den totalen Mangel an Straßenbeleuchtung und die vielen wachsamen großen Hunde nicht scheuen, durch welche die Diggers sich gegen nächtliche Diebe zu schützen suchen, fehlt es auch außer den Trinkbuden und dem „Club“ mit seinen Speise-, Zeitungs-, Spiel- und Conversationszimmern nicht an Unterhaltung. Ein Kunstreitercircus, worin nun schon die zweite Gesellschaft sich producirt, eine kleine Theatergesellschaft (unter Director D'Arcy Reed), die auch Operetten aufführte, Taschenspieler und Jongleurs, amerikanische Glasbläser, Christy Minstrels (komische Sänger und Witzimprovisatoren mit schwarzgefärbten Gesichtern), ein ganz vorzügliches Diorama, das die Geschichte des amerikanischen Krieges plastisch darstellte und bei dessen allabendlicher Vorführung unzählige Kanonenschüsse abgefeuert wurden, Kriegsschiffe einander in den Grund bohrten u. s. w., endlich zahlreiche Concerte von in Europa unbekannten Virtuosen — wechselten miteinander ab, um auch in diesem fernen Erdenwinkel des ermüdeten Diggers Sinne zu erfreuen und dem einsiedlerisch aufgewachsenen Boer eine Idee von europäischen großstädtischen Genüssen zu geben, wovon derselbe sich bis dahin nichts hatte träumen lassen. Entrée für solche Vergnügungen war gewöhnlich $7^1/_2$ Mark für den ersten und 5 oder gar nur $2^1/_2$ Mark für den zweiten Platz.

Ich für meine Person ging Abends nur äußerst selten aus. Der Hauptreiz, der in Europa für einen Garçon das abendliche Ausgehen und Besuchen öffentlicher Vergnügungsorte so

anziehend und verführerisch macht: der Anblick vieler interessanten, neuen und unbekannten Frauenköpfe, fällt hier so ziemlich ganz weg, da die verhältnißmäßig doch nur geringe Zahl der in Kimberley wohnenden Damen meistens die Abende in ihrer Häuslichkeit verbleibt. Und die erwähnten künstlerischen Leistungen an sich selbst haben in der Regel auch zu wenig verführerischen Reiz für mich, um deshalb einen halsbrechenden Gang durch stockfinstere Straßen machen und dann um Mitternacht mit Mühe wieder den Weg nach Hause suchen zu sollen. Hat man sich in Kimberley einmal in der Nacht aus irgendeinem Grunde von den bekannten Hauptstraßen entfernt, so ist es sehr schwer, sich wieder zurechtzufinden. Die regellos durcheinandergewürfelten Tausende von Zelten und Schutthügeln sehen einander alle so ähnlich, daß man schon bei Tage schwer seinen Weg durch einen unbekannten Theil des stundenweiten Camps findet, geschweige denn bei Nacht. In den späten Abendstunden macht Einen das Geflimmer von so vielen Tausenden von Lichtern ganz verwirrt, und nachher, in der vollständigen nächtlichen Dunkelheit, findet man sich natürlich noch viel weniger zurecht.

Neulich hatte ich des Abends eine merkwürdige Ueberraschung. Es war schon $9^1/_2$ Uhr, und ich wollte eben zu Bett gehen, als ein wüthendes Gebell meiner Hunde meine Aufmerksamkeit erregte. Als dasselbe länger andauerte, beschloß ich hinauszugehen, um zu sehen, was denn eigentlich los wäre. Ich leuchtete mit der Laterne umher, fand aber nichts, was die Hunde hätte aufreizen können. Als ich aber dieselben nun aufmerksamer beobachtete, sah ich, daß sie immer unter das Eisensofa hinbellten, das unter der Veranda an der Wand des Hauses stand, und nun bemerkte ich, daß ein fremder Mensch sich darunter verkrochen hatte und dort der Länge nach ausgestreckt lag. In dem natürlichen Gedanken, es sei ein Dieb, der sich da habe verstecken wollen, rief ich ihn an und fragte ohne große Höflichkeit, was er hier wolle. Er antwortete, er wolle mir dies sogleich sagen, ich möchte nur vorher meine Hunde zurückrufen, denn er habe sich nur deshalb unter die Bettstelle verkrochen, um vor ihren Attaken sicher

zu sein. Ich that so, und nun krabbelte unter dem Bettsofa die Gestalt eines jungen weißen Mannes hervor, dem man einen ziemlich hohen Grad von Betrunkenheit ohne Schwierigkeit anmerkte, denn er schwankte fortwährend von links nach rechts und von rechts nach links. Mein sonderbarer Gast gab mir nun Aufschluß, wie er hierher käme: er komme zu Fuße aus dem Freistaate und habe in der eingebrochenen Finsterniß nicht mehr gewußt, welchen Weg er nehmen müßte; so sei er in mein Camp gerathen, wo die Hunde ihn so erschreckt hätten, daß er sich unter das nächste schützende Möbel, was er vorgefunden, zurückgezogen hätte. Daß ich es mit keinem Diebe zu thun habe, werde mir seine Karte beweisen, die er mir hiermit überreiche. Und wie erstaunte ich nun, als ich beim Scheine meiner Laterne die elegante Visitenkarte in Empfang nahm und darauf unter einem prächtigen in Relief gepreßten Wappen den Namen las: Lord Darnley. Was? dieser Nachtschwärmer, der sich vor den Hunden unter mein Sofa flüchtete, und ein englischer Lord? Ein englischer Lord! Ein Mitglied jener höchsten und reichsten aristokratischen Körperschaft Europas, jener Elite des europäischen Adels, die sich ihrer agrarischen Reichthümer wegen (welche infolge der Majoratsinstitution und des Erstgeburtsrechts von Generation zu Generation immer in einer Hand sich fortgeerbt und mit der Zeit verhundertfacht haben) zu der durchschnittlichen Masse des übrigen europäischen Adels ungefähr verhält wie ein Rothschild zu einem gewöhnlichen Provinzialrentier! Und noch dazu ein Lord Darnley, ein directer Abkömmling des berühmten Gemahls der Königin Maria Stuart! Und eine solche illustre Persönlichkeit, die, wahrscheinlich von dem vielen vornehmen Engländern eigenthümlichen Spleen oder Abenteuerdurst getrieben, die barocke Idee gefaßt hatte, eine Incognitofußreise durch die afrikanischen Einöden zu machen, war durch einen Zufall plötzlich mein Gast geworden?

Ich schwankte einige Momente: sollte ich dem nobeln Fußwanderer unter bescheidenen Entschuldigungen mein gastliches Dach anbieten, oder ihn, in Anbetracht seines allerdings nicht ganz empfehlenden augenblicklichen Zustandes, lieber weiter

ziehen lassen? Seine Frage, ob hier (d. h. in meinem Camp) ein Hotel sei und er hier übernachten könne, machte meinen Reflexionen ein Ende. „Da drüben auf der andern Seite des Marktplatzes", antwortete ich, „ein paar Schritte weiter in Mainstreet werden Ew. Lordship das Vine Hotel finden, das ich Ihnen als gut anempfehlen kann." Mit diesen Worten leuchtete ich ihm aus meinem Camp hinaus und sah den vornehmen Nachtwandler in der angedeuteten Richtung fortschwanken.

Einige Tage darauf erhielt ich den Schlüssel zu dieser räthselhaften Erscheinung. Der Generalstaatsanwalt sagte mir, daß ein junger Vagabund, der sich für einen englischen Lord ausgebe, in der Stadt bei den wohlhabendern Leuten herum Besuche mache und sie um Unterstützung angehe. Er pflege seine Bitte mit einer romantischen Erzählung zu begleiten, wonach er ein Opfer von Familienintriguen à la Tichborne sei; er könne nur von einem einzuleitenden Processe die Wiederherstellung seiner Standes- und Eigenthumsrechte erwarten, diesen aber zu beginnen, wäre er erst dann im Stande, wenn er ein genügendes Kapital dazu angesammelt haben würde, denn die Justiz ist ja leider in England so entsetzlich theuer und kostspielig.

Auf meine Frage, ob denn das nicht eigentlich so recht ein Fall für ihn zum Einschreiten als Attorney-General sei, antwortete Herr S.: eine derartige Anmaßung von Titeln sei in den Augen des englischen Gesetzes so lange straflos, als nicht eine Privatperson, etwa ein Mitglied der Familie, deren Titel gemisbraucht werde, oder deren Bevollmächtigter eine Anklage deshalb einleite; es gehe also ihn als Attorney-General dieser ganze Schwindel eines vagabundirenden Trunkenboldes gar nichts an.

Ich fragte weiter: nun, da könnte also jeder beliebige Bummler, dem die amusante Idee käme, sich einen bekannten Fürsten- oder Grafentitel beizulegen, ungestraft öffentlich als einen solchen sich ausgeben und in die Fremdenbücher der Hotels einschreiben? Herr S. antwortete: „Wenn dies einem solchen Spaß macht, so kann ihn niemand daran hindern;

es ist der englischen Justiz vollständig einerlei, ob sich jemand mit dergleichen, auf die Länge doch nicht durchzuführenden falschen Rollen lächerlich machen und auf wie lange er sich in solcher Art amusiren will."

„Aber", fuhr ich fort, „die Polizei- oder Justizbehörde könnte doch verhindern, daß leichtgläubige und gutmüthige Personen von solchen Schwindlern ausgebeutet werden, wenn sie selbst sich die kleine Mühe nähme, dieselben amtlich zu entlarven!"

„Das ist schon richtig", antwortete Herr S., „aber eine solche unaufgeforderte Einmischung der Beamten der Krone in Privatangelegenheiten würde den herrschenden englischen Sitten und Ansichten zuwiderlaufen, wonach die Beamten nicht die Vormünder des Volkes sind, sondern jedermann ein freier, mündiger Mann und sich selbst der Nächste ist und also selbst zusehen mag, wie er sich vor dem «Reinfallen» in die Trugnetze von Schwindlern und Abenteurern schütze. Uebrigens steht es jedem von einem Schwindler übers Ohr gehauenen Einfaltspinsel frei, gegen den Betrüger eine Klage vor Gericht anhängig zu machen, und dann — aber nur erst dann — mischt sich die öffentliche Behörde in die Sache und verurtheilt eventuell, d. h. bei genügender «factischen Evidence», den Schwindler zu einer größern oder geringern Strafe."

Dieses Gespräch hatte mir wieder recht gezeigt, welcher große Unterschied doch zwischen einer continentalen Polizei und Justiz und der englischen besteht. Die persönliche Freiheit des Individuums wird von den staatlichen Autoritäten in England, Amerika und den englischen Colonien wirklich wie ein unangreifbares Heiligthum geachtet, und das ist eine herrlich schützende feste Burg für den unschuldigen Ehrenmann, aber leider auch für den pfiffigen Spitzbuben! Es ist immer das alte Lied, das einem in England und Amerika vorgesungen wird: Jeder sehe sich vor — sehe zu, wie er sich selbst schütze; die Polizei und Justiz sind nur dazu da, b e g a n g e n e und n a c h g e w i e s e n e Verbrechen zu bestrafen,

nicht aber solche von vornherein zu verhindern und ihnen vorzubeugen, denn unter solcher polizeilicher Bevormundung würde die persönliche Freiheit der Individuen viel zu sehr leiden, und das wäre ganz gegen den Geist aller unserer öffentlichen Einrichtungen.

Zwölftes Kapitel.

Ein Mord in der Kopje. — Gerichtsverhandlung. — Vertheidigungsre — Unverlaßlichkeit der Polizei. — Ein deutsches Liebespaar. — E Auswanderung aus dem Gefängnisse. — Kaffernbiebe. — Todtgeschla wider Willen. — Drei Gentlemen in Queen's Hotel. — Gefängn glossen. — Kopjenpoesie. — Ueberschwemmung der Kopje. — Bein das Bein gebrochen. — Gartenfreuden. — Meerkätzchen. — Digg projecte und Diggermisère. — Charakteristik der afrikanischen Diamant Flußsteine, Glassteine, Froststeine, Off coloured, Splitter, Mackle, Bo Conglomerate. — Ein wunderbarer Stein. — Hypothesen über d Ursprung der afrikanischen Diamanten. — Topographie der Kopje. — Unsere schwarzen Arbeiter und ihre Metamorphosen. — Diggergrabschri

---

Kimberley, 5. April 1874.

Die Bemerkungen über englische Justiz, womit ich mein letzten Mittheilungen schloß, haben hier von neuem ein glänzende Illustration erhalten, die wieder recht klar zeigt, welch ein ungeheuerer Vortheil es für Spitzbuben ist, wenn sie die Chance haben, von englischen Richtern und Jurys abgeurtheilt zu werden, da dann so viele schützende Bestimmungen dem Angeklagten zur Seite treten und ihn wie ein nicht so leicht übersteigliches Bollwerk umringen.

Eine gräßliche Mordthat versetzte ganz Kimberley in Aufregung. Man fand eines Morgens in einem der tiefsten Riffclaims den Leichnam eines Mannes. Derselbe hatte große Wunden auf der Stirn wie von einer Pickaxt und war offenbar vom obern Rande des Kraters dort hinabgestürzt worden, denn auf einer Winde, die in ziemlich senkrechter Richtung oberhalb jenes Platzes auf dem 120 Fuß darüber empor-

:nden Kraterrande stand, wurden Blutspuren entdeckt: ein
eres Zeichen, daß der Leichnam dort erst aufgelegt und
.m von da hinuntergeworfen worden war. Unterwegs war
auf einen aus der senkrechten Wand etwas hervortretenden
:lsvorsprung aufgeschlagen und hatte auch dort eine große
'lutspur zurückgelassen.

Als der Leichnam durch das Camp nach dem Polizei-
ebäude getragen wurde, fanden sich auf dem Wege Leute, die
enselben sofort als den eines deutschen Diggers Namens W.
rkannten. Derselbe hatte mit seiner Frau häufig Streitig-
:eiten gehabt, wegen ihres Liebhabers, welcher sie sehr oft
besucht hatte und während des Mannes Abwesenheit sogar
mehrmals die Nacht über bei ihr geblieben war. Auch der
Letztere war ein Deutscher und hatte lange Zeit das nächste
Nachbarzelt bewohnt. Mehrere dem Ermordeten befreundet
gewesene Zeugen sagten noch an demselben Tage aus, daß
erst vor einer Woche derselbe zu ihnen gesagt hätte: „Dieser
D.“ (der Liebhaber) „ist ein schrecklicher Mensch, ich habe
eine wahre Todesangst vor ihm, er wird mich sicher noch
einmal umbringen.“

Der muthmaßliche Thäter D. wurde noch an demselben
Tage auf der Straße arretirt, ebenso die Frau des Ermor-
deten, gleichfalls eine Deutsche. Man fand in dem Zelte des
D. unter seinem Bette eine Pickaxt, einen Säbel und einen
Wassereimer, worin ein Paar reichlich mit Blut bespritzte
Beinkleider eingeweicht lagen, von denen offenbar die Blut-
flecken hatten abgewaschen werden sollen.

Auch fand man ein Paar mit Blut befleckte Schuhe und
einen halb ausgewaschenen Blutfleck auf dem Fußboden des
Zeltes, der mit einer Strohmatte belegt war. Das waren
denn doch sehr klare Indicien für D.'s Schuld, die einem
deutschen Polizeidirector oder Untersuchungsrichter das Herz
mit Triumphgefühlen angefüllt haben würden!

Da das englische Justizverfahren keine Examination von
Angeklagten gegen deren Willen zuläßt, so durften die beiden
Arrestanten nicht mit Fragen irgendwie belästigt werden.
Ihrerseits durften sie zwar Eröffnungen machen, wenn sie

solche für gut befanden, aber ihnen etwa durch verwirrende Kreuz- und Querfragen ein indirectes Geständniß ihrer Schuld abnöthigen zu wollen, das wäre in den Augen der englischen Justiz ein entsetzliches Verbrechen gewesen. Bei jeder Aeußerung, die sie zu Protokoll geben wollten, wurden sie deshalb vorher vom Clerk des Staatsanwalts ausdrücklich väterlich gewarnt (duly cautioned), keinerlei Eröffnungen zu machen, die künftig gegen sie verwendet werden könnten (not to commit themselves). Es war einfach dem Staatsanwalt überlassen, durch Zeugen u. s. w. so viele klare und eclatante äußere Beweise ihrer Schuld anzusammeln, daß sie nach englischem Gesetze für schuldig befunden werden konnten. Auch hatte schon vom ersten Tage an ein Advocat unbeschränkten Zutritt zu ihnen, mit dem sie sich im geheimen besprechen durften.

Als die Frau mit dem Leichnam ihres Gatten confrontirt wurde, bewahrte sie die verstockteste Gleichgültigkeit, ebenso wie ihr Liebhaber. Nachdem einige Monate verstrichen waren, kam die Sache zur Verhandlung vor den High Court und vor die Geschworenen.

Die Deutschen in Kimberley, obgleich meistens von der Schuld der Angeklagten überzeugt, hatten doch, um zwei Landsleute bei der leisesten Möglichkeit ihrer Unschuld zu schützen, eine Summe von einigen hundert Pfund Sterling zusammengelegt, und ließen dafür die Angeklagten durch einen talentvollen jungen Advocaten, Herrn Halkett, vertheidigen.

Unter allgemeiner Spannung begann die Verhandlung. Die beiden Angeklagten wurden hereingeführt und auf Stühle gesetzt und hörten nun der ganzen Verhandlung stillschweigend zu, ohne durch irgendwelche Fragen incommodirt und ennuyirt zu werden. Nur ein paarmal wurde vom Richter an sie die ganz kurze Frage gerichtet: ob sie etwas zu den Aussagen dieses oder jenes Gegenzeugen zu bemerken hätten, was sie verneinten. Alle Aussagen der Gegenzeugen wurden ihnen Satz für Satz durch einen deutschen geschworenen Dolmetscher mitgetheilt. Der Angeklagte D. erschien in seinem ganzen Auftreten als ein vollständig roher, ohne alle Erziehung aufgewachsener Mensch; die Frau W., nebenbei bemerkt dem Augenschein

nach längst dem Alter entwachsen, wo Frauen noch verführerisch zu sein pflegen, und dabei noch von außergewöhnlicher Häßlichkeit, machte ganz denselben Eindruck von Roheit, Unbildung und Gemüthshärte.

Der Staatsanwalt führte nun die Zeugen vor: die Polizeidiener, die den Leichnam in dem Claim aufgehoben, und die, welche das Zelt des Angeklagten D. durchsucht und dort den obenerwähnten Sachbestand vorgefunden hatten; die Freunde des Ermordeten, welche dessen Furcht bezeugten, die er öfter ausgesprochen, daß ihn D. einmal todtschlagen würde, um dann ungestört mit seiner Frau leben zu können; ferner einige Zeugen, die in früher Morgendämmerung, zwei Stunden vor Sonnenaufgang an dem Tage, wo man den Leichnam im Claim gefunden hatte, den Angeklagten D. mit dem Ermordeten zusammen hatten auf der Circular Road an der Kopje hingehen sehen; endlich einen Nachbarn, dem der Ermordete eine Woche zuvor ein Glas Wein zugetragen hatte, welches ihm von seiner Frau als eine Medicin zu trinken gegeben worden, worin er aber Gift vermuthet hatte. Der Wein war leider nicht aufbewahrt, sondern weggeschüttet worden. Nach allen diesen Indicien: der Pickaxt, dem Eimer mit den blutigen Beinkleidern und den blutigen Schuhen unter dem Bette des Angeklagten, dem Blutflecke in seinem Zelte, den gesammten Antecedentien hinsichtlich der Beziehungen desselben zur Frau des Ermordeten, des letztern Furcht und Voraussicht eines solchen Schicksals, dem nächtlichen Zusammenwandern bis zu den frühen Morgenstunden des letzten Tages, endlich dem Glase mit vermuthlich vergiftetem Weine — beantragte schließlich der Staatsanwalt die Verurtheilung des Angeklagten D. zum Tode wegen vorbedachten Mordes und die der Frau W. wegen Theilnahme oder Anreizung zum Morde zu mehrjähriger Zuchthausstrafe mit harter Arbeit.

Nun aber fing der Vertheidiger der Angeklagten seine lange Rede an, worin er zunächst nachwies, daß die Polizei erst am f o l g e n d e n M o r g e n nach dem Tage, an dem der Angeklagte ins Gefängniß abgeführt worden war, sein Zelt durchsucht und den oben angegebenen Thatbestand vorgefunden

hätte. Einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch also habe das Zelt allen Leuten, die in dasselbe eintreten wollten, unbewacht offen gestanden; wie leicht also sei es unter solchen Umständen denkbar, daß die eigentlichen Thäter des Mordes, um die Spur von sich ab- und auf einen Unschuldigen hinzulenken, in das Zelt des am Morde völlig unbetheiligten D. alle die obengenannten verdächtigen Gegenstände hineingetragen und die entdeckten Blutflecken etwa mit dem Blute eines Huhnes oder einer Katze hervorgebracht hätten! Alle diese Indicien seien daher absolut werthlos. Was die öfter ausgesprochene Furcht des Ermordeten anbelange, einmal vom Liebhaber seiner Frau umgebracht zu werden, so könne kein ernsthafter Mensch auf eine solche leere Hasenfurcht und Alteweiberklatscherei hin, ebenso wenig wie wegen der Geschichte mit dem Weinglase, einen fremden Mann, gegen den sonst keine factischen Indicien vorliegen, als des Mordes überführt erachten wollen. Auch das vermeintliche Zusammengesehenwerden mit dem Ermordeten in halb finsterer Morgendämmerung sei eine durchaus unsichere Sache. Er beantrage daher die Freisprechung des Angeklagten. Und was die Frau betreffe, so liege gegen dieselbe auch nicht eine Spur von begründetem Verdachte vor, dieselbe müsse daher in jedem Falle so wie so freigesprochen werden.

Die Geschworenen sprachen nach dieser Rede das Nichtschuldig aus, und die beiden Angeklagten reisten noch am selben Tage zusammen von Kimberley nach glücklichern Gefilden ab, um da ungestört einander lieben und beglücken zu können.

In diesem Falle war es nun freilich wieder das unentschuldbare laissez-aller, die unverantwortliche Nachlässigkeit der Polizei, die dem gewandten Vertheidiger seine Hauptwaffe in die Hand lieferte — aber trotzdem bezweifle ich noch sehr, daß die Angeklagten, deren Schuld thatsächlich doch zweifellos war, vor einem deutschen Gerichtshofe so ungestraft durchgekommen sein würden.

Was mir als einem an continental-europäische Justizpflege gewöhnten Beobachter bei dieser Gerichtsverhandlung ganz besonders auffällig erschienen war, das waren die fortwährenden

Proteste des Vertheidigers, wenn in der Rede des anklagenden Staatsanwalts oder in der Examination eines Belastungszeugen etwas vorkam, was nicht ganz haarscharf speciell zur Sache, d. h. zur engbegrenzten Erläuterung des positiven Thatbestandes gehörte, oder was nur auf Hörensagen beruhte, oder wenn Meinungen (opinions) anderer Leute zur Bestätigung oder Bekräftigung einer Muthmaßung oder eines Urtheilsschlusses angeführt wurden, oder wenn gar das vergangene Leben, die Antecedentien des Angeklagten einer Beleuchtung unterzogen wurden, um dadurch die Geschworenen gegen denselben einzunehmen. Es werden in solcher Art für die Anklage alle polizeilichen Verdachtsmomente und alle die criminalbiographischen Voruntersuchungen, die in unsern Polizei- und Gerichtsverhandlungen eine so hervorragende Rolle spielen, ein für allemal als unverwendbare Angriffswaffen ausgeschlossen.

Es war mir übrigens interessant, später zu hören, daß einige Zeit nach der erfolgten Freisprechung und Abreise der Angeklagten ihr Vertheidiger selbst ganz offen in einer Gesellschaft von Freunden seine Meinung dahin ausgesprochen hatte, daß an der Schuld seiner beiden Clienten in der That nicht der leiseste Zweifel obwalten konnte. Er hatte aber als Vertheidiger seine Pflicht gethan und war es natürlich für ihn ein persönlicher Triumph, die Delinquenten so elegant durchgebracht zu haben.

Ein anderes Pröbchen von der Schlaffheit der hiesigen Polizeiverwaltung gibt die folgende pikante Geschichte, die vor einigen Wochen in Klipdrift sich zugetragen hat.

Das Stadtgefängniß war voll von weißen Gefangenen, die hier zur Abbüßung begangener Verbrechen zu einmonatlicher bis mehrjähriger Strafarbeit verurtheilt waren. Das Zuchthausleben hat für lebenslustige Seelen nur geringe Reize; die eingesperrten Herren sannen daher auf eine Veränderung ihrer Lage. Nur von einem halben Dutzend schwarzer Polizeisoldaten bewacht, stellten sie diesen eines Morgens vor: sie seien doch eigentlich recht dumm, sich mit einem so geringen Tagelohn ($2^1/_2$ Mark pro Tag) genügen zu lassen; in den

Goldfeldern würden sie das Doppelte verdienen; da ihr Inspector ihnen so selten einen Besuch abstatte, so würde wenigstens eine Woche lang ihre Entfernung ganz unbemerkt bleiben. Darauf schlugen die Gefangenen ihnen vor, allesammt nach den Goldfeldern abzuziehen, und versprachen ihnen dort doppelte Löhne. Der Vorschlag gefiel den Wächtern der Justiz, und in einer stillen Nacht wanderte der ganze Zug, Gefangene und Polizeisoldaten, friedlich aus dem Gefängnisse ab; die Gefangenen bewaffnet mit den Regierungsflinten und Revolvern der Polizeimannschaft und diese die Reisetaschen der plötzlich zu ihren Lohnherren umgewandelten Gefangenen tragend. Unbehelligt ist der Zug über die nahe Grenze des Transvaal gekommen; nur ein Gefangener mußte zurückbleiben, der wegen Krankheit sich der Expedition nicht anschließen konnte; aus Sympathie oder aus Angst vor der Rache seiner Kameraden wollte er erst den Fluchtplan nicht verrathen, hat aber nunmehr die romantische Geschichte dieser nächtlichen Gefängnißauswanderung der zustehenden Behörde angezeigt.

Auch ich hatte Gelegenheit, einem Gefängnisse, und zwar dem Hauptgefängnisse in Kimberley, einen Besuch abzustatten. Es war nämlich einer allgemein verehrten und geliebten Familie, die sich hier, Vater und drei Söhne, seit drei Jahren mit Diamantendiggen beschäftigten, ein rechtes Unglück passirt.

Daß das fortwährende Diamantenstehlen der schwarzen Dienstboten endlich auch die nachsichtigste Lammsgeduld ermüden und das phlegmatischste Temperament zuletzt aus Rand und Band treiben muß, ist sehr natürlich. Daß von seiten der Regierung ebenso wenig wie von seiten der Justizverwaltung jemals auch nur die geringste Abhülfe dieses unerträglichen Zustandes zu erwarten sei, war endlich allen, auch den blödesten Augen klar geworden. Nur Selbsthülfe konnte in einzelnen Fällen noch den Digger mit Erfolg gegen den großen und unangreifbaren Kreis von zusammen verschworenen Dieben und Diebeshehlern schützen, der ihn immer enger und unentrinnbarer umzog.

Es war erst neulich wieder ein Fall bekannt geworden, daß ein Digger von fern seine am Sortirtische allein ge-

lassenen Kaffern beobachtet und dabei gesehen hatte, wie der eine von ihnen einen Stein, offenbar einen Diamanten, rasch in den Mund steckte und dann ruhig weiter sortirte. Es war zu erwarten, daß nach einigen Minuten der Kaffer ein natürliches Bedürfniß vorschützen und sich auf eine Viertelstunde entfernen würde, scheinbar nach einem der langen Gräben, in denen allein nach dem Polizeireglement solche geheime Leibesübungen vorgenommen werden dürfen — in der That aber, um, sobald die Augen des Herrn ihm nicht mehr folgen könnten, nach einer der vielen weithin an ihren bunten Fähnchen sichtbaren Diebscantinen zu eilen und dort sofort seinen Fund zu versilbern. Es mußte dem also rasch vorgebeugt werden. Auf die Frage des Herrn, ob er etwas gefunden, antwortete der Kaffer natürlich das stereotype „Ikona“, d. i. „Nichts“. Der Herr beruhigte sich jedoch nicht mit dieser schon vorausgesehenen Antwort, sondern packte den Kaffer mit Hülfe zweier anwesenden Weißen an den Armen und Beinen und legte ihn der Länge lang über den Sortirtisch. Man fragte nun den Schwarzen nochmals, wo er den Stein hingethan, den er soeben gestohlen hätte, und bedrohte denselben, ihm eine ernste Lection mit dem Tschambok, der landesüblichen Rhinocerospeitsche, zu geben. Der Kaffer blieb standhaft bei seinem Leugnen. Man durchsuchte ihm nun aufmerksam den Mund, sah ihm in alle Backzähne, unter die Zunge — nichts war darin zu sehen. Der Herr fing jetzt an zu glauben, der Schwarze habe den Stein in einem unbeachteten Moment wieder weggespien, und suchte auf dem Fußboden herum, aber ohne Erfolg. Aergerlich gab er den beiden Weißen die Weisung, dem verstockten schwarzen Halunken wenigstens eine gute Tracht Prügel zu geben. Sie thaten es, und nach dem fünften der Hiebe, die diesmal mit besonderer Liebe gegeben wurden, ließ der Schwarze einen großen Diamanten von 15 Karat aus dem Munde fallen! Wo er einen so großen Stein hatte verbergen können, nachdem man ihm doch den Mund so aufmerksam durchsucht hatte, das war allen ein Räthsel. Man möchte glauben, daß die Kaffern zwischen Zungenwurzel und Kehlkopf noch einen eigenen Muskel haben,

womit sie einen kleinen Körper, ohne ihn zu verschlucken, verbergen und festhalten können.

An dieses Beispiel dachten nun die Herren A., als sie, um die Ehrlichkeit eines neuen schwarzen Dieners erst zu erproben, einen Stein von 5 Karat auf den Sortirtisch in den Stoff hineingelegt und dann den Kaffer beauftragt hatten, den Tisch in ihrer Abwesenheit abzusortiren. Als man denselben dann fragte, ob er etwas gefunden hätte, antwortete er das ewige „Ikona“. Man legte ihn nun über ein Faß, um ihm einige gute Hiebe zu appliciren und ihn dadurch zu veranlassen, seinen Fund auszuliefern. Er blieb aber bei seinem Leugnen.

Leider hatte sich, da Herrn A.'s Sortirplatz in einer sehr belebten Gegend lag, schnell ein Haufen von Diggers angesammelt, die alle in einem sehr natürlichen Gefühle der Erregung und Empörung gegen die sie umgebende und täglich straflos ausplündernde schwarze Diebesbande lebhaft Partei gegen den Dieb nahmen. Einer darunter, ein gewisser S., sagte dem Herrn A.: „Ach was, Ihr versteht das Ding nicht; ich weiß besser, wie man mit solchen Canaillen umzugehen hat; ihr dickes Eselsfell spürt ja solche sanfte Klapse gar nicht, wie Ihr sie gebt, laßt mich ihm einmal ein paar regelrechte Hiebe geben, wie es sich gehört, und ich wette darauf, Ihr werdet den Stein in zwei Minuten haben!“ Die Herren A., nichts Arges ahnend, gaben ihm den Tschambok in die Hand, und S., ein riesenstarker Kerl, versetzte nun unter allgemeinem Beifall der jetzt zu Hunderten herumstehenden Diggers dem über dem Fasse liegenden und von vier Kaffern festgehaltenen Delinquenten ein halbes Dutzend gewaltige Hiebe. Wie groß war aber der Schreck der Herren A., als sie plötzlich sahen, daß der Schwarze die Augen schloß und den Kopf wie ein Todter hängen ließ! Der hünenhafte S. hieb noch mitleidslos darauf los, als ihm die A. in die Arme fielen und riefen: „Um Gottes willen, halt ein!“ Aber es war schon zu spät: ein Leichnam lag auf dem Fasse, und in allgemeinem Schrecken rannte die Zuschauermasse hinweg. Vor allen flüchtete sich der Todtschläger S. sofort auf einem raschen

Pferde über die Grenze nach dem Freistaate, während die drei Brüder A. ruhig dablieben und nunmehr von der Polizei arretirt wurden. Nachdem sie mehrere Monate im Gefängnisse gesessen hatten, kam ihre Sache zur öffentlichen Gerichtsverhandlung vor dem High Court. Obwol sie doch nur sehr indirect an dem unbeabsichtigten Todtschlage betheiligt waren und, bei der außerordentlichen Provocation, nur eine verhältnißmäßig geringe moralische Schuld sie traf, nahm doch der Gerichtshof, d. h. der Lord-Oberrichter persönlich die Sache sehr ernst, wahrscheinlich im Hinblick auf den kolossalen Sturm der Entrüstung, der sich nach Bekanntwerden dieses Ereignisses daheim in Altengland in der Peace Society, der Antislavery Society und der Aborigines Protection Society erheben würde, und verurtheilte die drei Gefangenen zu sehr harten Strafen, trotzdem daß die Geschworenen einstimmig dieselben wegen mildernder Umstände dem Richter sehr warm zur Gnade anempfohlen hatten.

Der älteste Herr A. erhielt fünf Jahre Zuchthaus mit Zwangsarbeit, der zweite zwei und der dritte ein Jahr, abzubüßen in Kimberley oder Klipdrift! Welche entsetzliche Aussicht für in Wohlsein und Comfort auferzogene junge Männer, deren Vater ein bedeutendes Vermögen, man sagte von 1,800000 Mark, besaß, und die eigentlich mehr zum Vergnügen als zum Gelderwerb sich dem Diamantendiggen ergeben hatten!

Das ganze Diggerpublikum erhob sich nun wie ein Mann, um den Verurtheilten seine Sympathie zu beweisen. Eine von Tausenden unterschriebene Petition wurde dem Gouverneur Southey überreicht, worin er unter Hinweis auf die große Provocation, die geringe persönliche Theilnahme der drei Brüder an der Mishandlung, deren tadelloses früheres Verhalten und namentlich deren untröstlichen alten Vater und Mutter, gebeten wurde, in diesem Falle von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch zu machen und den drei Brüdern die Freiheit wiederzuschenken.

Konnte nun auch der Gouverneur nicht ganz die in England fanatisch für die Rechte der Schwarzen entflammte öffentliche Stimme ignoriren, und war es ihm deshalb voll-

ständig unmöglich, den Brüdern ihre Strafe ganz zu erlassen, so that er doch alles, was in seinen Kräften stand, um das Los derselben zu erleichtern. Er reducirte die Strafe bei dem ältesten auf anderthalb, beim zweiten auf ein und beim dritten auf ein halbes Jahr, hob überdies ihre Verpflichtung zur Zwangsarbeit auf und gab Ordre, daß ihnen ihr Aufenthalt im Gefängniß soviel wie möglich erträglich gemacht würde.

So hatten sie denn auch die Erlaubniß erhalten, jede Woche eine gewisse Anzahl von Visiten zu empfangen, und ich machte hiervon Gebrauch, indem ich den Magistrat um einen solchen Erlaubnißschein ersuchte. Nachdem ich in den von eisernen Wänden umgebenen Gefängnißhof eingetreten war, in dem zahlreiche weiße und schwarze Gefangene auf- und abgingen, wurde ich in ein Seitengebäude geführt, wo ich in einem großen luftigen Saale die Herren A. vorfand. Es war dieser Saal offenbar der beste Theil des Gefängnisses und die darin untergebrachten Gefangenen die Aristokraten desselben. Sie konnten für Geld sich eigene Möbeln und eigenes Essen kommen lassen, waren getrennt von der großen Masse der Gefangenen, schliefen in guten Betten, aßen und tranken gut, und hatten daher hauptsächlich nur den Mangel an Bewegungsfreiheit und die Langeweile zu beklagen.

Die weniger begünstigten Gefangenen waren — die weißen von den schwarzen abgesondert — des Nachts in engen dumpfigen Räumen zusammengepfercht und wurden täglich für 10 Stunden unter Begleitung von mit Flinten bewaffneten schwarzen und weißen Polizeisoldaten hinaus zur Arbeit an Regierungsgebäuden, oder zum Hinwegräumen von Steinen und Felsblöcken aus den Wegen, Aufschütten von sortirtem Stoffe in den Straßen u. s. w. ausgeführt. Nur ein kleiner Theil der Schwarzen war an den Füßen mit Ketten belastet. Die Beköstigung dieser zweiten Klasse von Gefangenen soll allerdings sehr schlecht sein; allein für den Kaffer im allgemeinen ist eine solche Gefängnißstrafe mit Zwangsarbeit durchaus nichts Erschreckliches; im Gegentheil, er befindet sich ganz wohl dabei, denn Ansprüche an irgendwelchen Comfort war er ja nie gewohnt zu machen. Das Essen schmeckt ihm

auch immer, mag es noch so schlecht sein, denn er ist ja von Jugend auf nur an seine ewige Nahrung von pappigem Mehlbrei, von sogenanntem Boer Meal, aus den Körnern des Kaffernkornes gemahlen und dann mit Wasser zusammengekocht, gewöhnt. Ein Bett und Kopfkissen zum Schlafen hat er nie gebraucht; es geht ihm also eigentlich gar nichts ab, und die Zuchthausstrafe ist daher weit entfernt, dieser Klasse von Wilden und Halbwilden als ein Abschreckungsmittel gegen das Begehen von Diebstählen und andern Verbrechen zu dienen. Sie unterwerfen sich dieser Bestrafungsmethode mit der größten Gleichgültigkeit, und werden, wenn sie ihre Zeit abgesessen haben, sofort wieder von neuem anfangen, ihre Herren wie vorher zu bestehlen. Auch die Peitschenstrafe, die ihnen zu Anfang der Strafzeit gewöhnlich gegeben wird und zwischen 25 und 50 Hieben variirt, ertragen sie gewöhnlich mit der gleichgültigsten Gemüthsstimmung. Ihre Haut ist offenbar ungleich weniger sensibel als die der Weißen, und die aus neun kurzen Schnüren, an deren Enden je ein Knoten geflochten ist, zusammengesetzte Peitsche oder vielmehr Geisel, die an einem kurzen Holzstiele auf ihre Rücken niedergeschwungen wird, scheint nicht mehr Eindruck auf sie zu machen, als wäre sie nur eine gewöhnliche Kinderruthe. Um die Peitschenstrafe genügend empfindlich zu machen, müßte sie mit dem Tschambok, der Rhinocerospeitsche, gegeben werden und von einem Manne, der immer neu gewechselt würde und dem daran läge, die Strafe so fühlbar als möglich zu machen. Wie es jetzt ist, wird der Gefängnißaufseher (Jailer), der ausschließlich diese Strafe zu vollstrecken hat, bei einer größern Zahl von Delinquenten und vielen zu ertheilenden Hieben bald so müde, daß er in seinem eigenen Interesse die Kraft des Hiebes möglichst abschwächt. Die Kaffern lachen daher nur über diese erbärmliche Strafe und machen sich nicht einen Deut daraus.

An Sonntagen ist in dem Queen's Hotel, Hotel der Königin, wie das Gefängniß von seinen unfreiwilligen Insassen scherzweise genannt wird, immer ein großes Fest; dann erheitern allerhand Spiele und Turnübungen die Opfer der Gerechtig-

keit, und lustige Chorgesänge tönen aus dem Gefängnißhofe über die hohen eisernen Umfassungswände herüber. Ich erhielt übrigens bei meinem Besuche im Gefängnisse recht interessante Aufschlüsse über das heimliche Leben und Treiben in demselben. Wer sollte es glauben, daß der Handel mit gestohlenen Steinen seinen Weg sogar bis innerhalb dieser Mauern der heiligen Justitia gefunden hat? Und dennoch ist es so. Das Mulatten-, Malaien- und Cooliegesindel, das für einige Monate in diesen geschlossenen Gesellschaftsräumen einlogirt ist, vertreibt sich die Zeit unter anderm auch mit der indirecten Fortsetzung jenes geheimen Handelsgeschäfts, und ein pfiffiger Händler, der unter unschuldigen Vorwänden sich die Erlaubniß zum Besuche einzelner Gefangenen verschafft, schließt im Gefängnisse selbst die lohnendsten Transactionen mit den Spitzbuben ab, welche letztern ihn zur Ausführung derselben an ihre im Freien herumlaufenden Mithelfer und Agenten verweisen, für die sie ihm zugleich die schätzbarsten Winke und Verhaltungsmaßregeln mitgeben.

Noch muß ich bemerken, daß die öffentlichen Magistrats- und High-Courtssitzungen für die auf freiem Fuße befindlichen Spitzbuben eine wahre Akademie für Verbrecher abgeben. Ich sah die vordersten Bänke des Zuhörerraumes fast regelmäßig von Reihen der polizeiwidrigsten Spitzbubengesichter eingenommen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit den Verhandlungen, namentlich den Reden der Vertheidiger folgten und jedenfalls die zahlreichen Rechtskniffe und juristischen Schlupfwinkel, mittels deren andere Verbrecher ihren wohlverdienten Strafen entgingen, sehr genau im Gedächtniß behielten, um sie eventuell und nach Bedürfniß später einmal für ihre eigene Vertheidigung anwenden zu können.

Neulich hätten wir beinahe hier ein Schauspiel gehabt, um das uns die verwöhntesten Europäer hätten beneiden dürfen — schließlich wurde aber leider nichts daraus. Ein Deutscher hatte den Vorschlag gemacht, den Geburtstag unsers ehrwürdigen Kaisers durch eine Illumination und bengalische Beleuchtung der Kopje zu feiern. Wäre dies Project zur Ausführung gekommen, welchen wunderbaren Effect hätten in

stiller Nacht purpurrothe Lichter in den tiefen Claims, goldgelbe Lichter auf dem Gebirge des Schwimmenden Riffs und ein Kranz von blauen und grünen Lichtsternen ringsherum auf den Stagings machen müssen! Eine solche Beleuchtung würde ein würdiges Seitenstück zu der bengalischen Beleuchtung des Colosseums und der „silbernen und goldenen" Illumination der Peterskirche abgegeben haben, welche das Ewige Rom alljährlich am Peter-Paulstage, Ende Juni, seiner glücklichen Bevölkerung bietet. Allein der Kostenpunkt machte im vorliegenden Falle das Project scheitern, und wer weiß, ob es nicht auch so besser war, da so leicht bei einer solchen Gelegenheit eine Anzahl von neugierigen Zuschauern in den schon bei Tage so gefährlichen tiefen Claims hätte verunglücken können.

An Sonntagen bietet der Kopjenkessel jetzt immer ein sehr buntes und freundliches Bild. Hunderte von mitunter sehr elegant gekleideten Damen und von spiellustigen Kindern benutzen die Stille der sonntäglichen Arbeitspause, um auf der schiefen Eisenbahn in den Kessel hinabzusteigen und die Fortschritte des Abbaues der Claims bewundernd in Augenschein zu nehmen. Wo sonst nur die dumpfen Schläge von Tausenden von Pickäxten ertönen, erschallen an solchen Festtagen die heitern Silberstimmen lachender junger Damen und der Jubel ausgelassener Kinder, die sich gegenseitig in Turn- und Kletterkünsten zu übertreffen suchen. In der That bietet ein Besuch der Kopje einigen Ersatz für eine halsbrechende Gebirgs-Fußtour, eine kleine Schweiz für kletterlustige Individuen.

Die großen Regengüsse der Sommersaison, die Ende December angefangen, hatten endlich der siebenmonatlichen Dürre ein Ende gemacht und die Preise aller Lebensbedürfnisse, die durch die Transportunmöglichkeit unerträglich hoch geworden, waren demzufolge endlich wieder heruntergegangen. Milch war gar nicht mehr zu haben gewesen, und die condensirte Milch, die früher massenhaft aus der Schweiz und Amerika importirt worden war, war bis zu 4 Mark die kleine Pfundbüchse gestiegen! Wer das hätte vorausahnen können! In Dresden kostete mir die Pfundbüchse schweizer Alpenmilch nur 1 Mark; ich hatte mir

leider nur zwei Dutzend davon zu meinem persönlichen Gebrauche mitgenommen; hätte ich aber 100000 Stück mitgehabt, so wäre ich diesen ganzen Vorrath in den letzten Monaten mit der größten Leichtigkeit zu 4 Mark das Stück los geworden, denn Milch ist ein allgemeines Bedürfniß und wird fortwährend von allen verlangt. Es wären also 3 Mark pro Büchse = 300000 Mark im Handumdrehen verdient und nur die Transportkosten, die unmöglich bedeutend sein konnten, davon abzuziehen gewesen.

Dieses Beispiel zeigt, was ein umsichtiger Kaufmann zu gewissen günstigen Zeitpunkten hier verdienen kann! Ein Gleiches war es eine Zeit lang mit Diamantenwagen. Der Vorrath war vergriffen, das Bedürfniß allgemein und neue Zufuhr nicht vor einigen Monaten zu erwarten, da infolge der Dürre die Transportochsen zwischen hier und der Küste der Weide ermangelten. Ein Kaufmann, der noch ein paar Dutzend übrig hatte, verkaufte solche zu 4 Pfd. St. das Stück, von derselben kleinen Sorte, die in Dresden nur 21 Mark, also $1\frac{1}{20}$ Pfd. St., kostete.

Das anhaltende Regenwetter hatte in Bezug auf die Arbeiten in der Colesberg Kopje sehr üble Folgen. Zunächst machte es den im trockenen Zustande so harten zersetzten vulkanischen Tuff, woraus die Wände der Claims bestehen, ganz weich und bröckelig, und verursachte dadurch Hunderte von Unglücksfällen. Hier wurden die Holzpfosten, woran oben eine Strickleiter befestigt war, in dem weichen Grunde locker und stürzten mit dem Manne, der auf der schwankenden Leiter hinabstieg, in die Tiefe. Dort passirte dasselbe mit den Pfosten, woran ein Stahlseil befestigt war; dasselbe wurde daher plötzlich locker und die darauf rollenden schwerbeladenen Eimer stürzten in die Tiefe, einem Digger auf den Kopf. An einer andern Stelle lösten sich große Massen von den wie Thürme aufrecht stehenden Claimpfeilern los und donnerten in die Tiefe hinab; solche Bergstürze hätten sehr vielen Leuten das Leben kosten können, gingen aber im allgemeinen immer noch sehr glücklich ab. Von der schon ohnehin durch die Tausende hin- und herzitternder Stahlseile und die gigantische Ueberbür-

dung mit den ausgebrachten Bergmassen sehr erschütterten Riffwand lösten sich zu wiederholten malen große Massen ab und stürzten als gewaltige Lavinen in die Tiefe — glücklicherweise aber, als ob ein Schutzengel über der Kopje wachte, immer bei Nacht; am Tage wären gewiß Hunderte von Diggers dadurch todtgeschlagen worden. Auch vom obern Theile meines Claims stürzte eine große Masse in die tiefen Nachbarclaims hinunter, und da ich dem Diggerreglement zufolge binnen drei Tagen die fremden Claims von meinem Schutte säubern mußte, widrigenfalls den Besitzern derselben das Recht auf meinen Stoff zufiel, so gab mir dieser Unfall eine ungeheuere Arbeit.

Ich war seit einigen Monaten noch Besitzer eines zweiten Claims, in der 5. Road, geworden, wohin ein äußerst halsbrechender Weg führte: zuerst an der gefährlichen Riffwand hinunter auf einer 45 Fuß langen sehr steilen Holztreppe mit einer noch gefährlichern Verlängerung durch schwankende Leitern, und weiterhin bergauf bergab ein unsicherer Kletterpfad über Claimmauern und durch Claimabgründe. Ich dankte allemal Gott, wenn ich den bedrohlichen, jetzt so schlüpfrigen Weg hinter mir hatte. Und da die verschiedenen Claimniveaux sich durch die unausgesetzte Arbeit fortwährend veränderten, so mußte man alle paar Tage wieder einen neuen Kletterpfad nach seinem Claim zu entdecken suchen, da der alte unzugänglich wurde.

Eines Morgens war ich endlich mit Hülfe ungewöhnlicher turnerischer und akrobatischer Leistungen bis in die Nähe meines Claims gekommen und hatte nur noch eine hohe Claimmauer hinanzuklettern, auf die mir bisher immer ein oben befestigtes, lose herabhängendes Seil hinaufgeholfen hatte. Dieses Seil war aber jetzt zu meinem großen Misvergnügen verschwunden, wahrscheinlich von einem Liebhaber „gejumpt“ worden, und ich suchte also nach Katzenart, indem ich mit den Fingern kleine Höhlen in die weich gewordene Wand grub und mich darin einhakte, mich langsam an der Wand in die Höhe zu ziehen. Ich war beinahe schon oben und umfaßte mit meinen Armen einen mächtigen Felsblock, der oben die Ecke der Wand

bildete, um mich auf diese Art vollends hinanzuwinden. Da auf einmal ging der ganze Felsblock, den ich für durchaus fest und unerschütterlich gehalten hatte, los und stürzte mit mir zusammen in die Tiefe. Es war nun allerdings kein schweizer Abgrund, sondern nur höchstens etwa 20 Fuß, die ich hinunterfiel; aber dennoch lag ich unten ganz paralysirt und mit dem Gefühle, als sei mein linkes Bein vollständig vom Felsen zermalmt worden. Der mächtige, viele Centner schwere Block war zum Glück nicht direct auf mein Bein gestürzt, denn dann wären dessen Knochen sicher völlig zersplittert worden, sondern er war nur daran heftig hinabgestreift; das war aber genug, um mir einen furchtbaren Schmerz zu verursachen, und ich war zweifellos der Meinung, daß ich das Bein gebrochen hätte. „Also auch das noch von dir, du unglückselige Colesberg Kopje!“ dachte ich bei mir und schleppte mich mit dem andern Beine und meinen Armen wie ein Frosch am Boden hinkrabbelnd zum nächsten tief mit Wasser ausgefüllten Claim. Hier legte ich das meiner Ansicht nach zerschmetterte Bein ins kalte Wasser und verblieb in dieser Stellung eine halbe Stunde lang. Die Schmerzen wurden dadurch auffallend gelindert, und ich fing nun an zu überlegen, wie ich jetzt aus dem tiefen Kessel wieder den 120 Fuß hohen Kraterrand hinan- und hinauskommen sollte.

Ueber mir, auf den die Luft zahllos durchziehenden Stahlseilen, schnurrten Hunderte von Eimern hin und her; Hunderte von Menschen, meistens Kaffern, arbeiteten in den benachbarten Claims, aber keiner derselben schenkte meinem Zustande die mindeste Aufmerksamkeit.

Ich kroch wieder aus dem Wasser heraus und auf allen Vieren von einem Claim zum andern, ohne daß ein einziger von den emsig mit Picken, Schaufeln und Eimeraufladen beschäftigten Diggers es der Mühe werth erachtet hätte, den dahinkriechenden, offenbar dem Anschein nach verunglückten Bruder-Digger zu fragen, ob er ihm irgendwie Hülfe leisten könnte. Jeder dachte nur an sich und seine Diamanten, und seinetwegen hätte die übrige Welt untergehen mögen, ohne ihn in seiner Ruhe und Arbeit zu stören. Das Hinaufkommen war ohne

fremde Hülfe absolut unmöglich, das sah ich wohl ein; aber es widerstand mir, einen dieser eisig gleichgültigen Unbekannten, die nur für ihren Geldgewinn Sinn hatten, zu bitten, mir zur Befreiung aus meiner peinlichen Lage seinen Beistand zuzuwenden.

Da plötzlich sah ich den Inspector Ward in einem der Nachbarclaims. Mit Mühe kroch ich hin in seine Nähe, bis ich ihm ein Zeichen geben konnte, worauf er sich mir sofort näherte. Er gab sofort einem seiner Kopje-Polizeidiener die Ordre, mir zum Rande hinaufzuhelfen und mich dann, oben angekommen, auf seinem Pferde nach meinem Camp zu bringen. Der Polizeimann, ein Deutscher, brachte mich durch Ziehen und Schieben glücklich auf den Rand hinauf, aber unter schauderhaften Schmerzen, die nun erst beim Hinaufkriechen anfingen; oben angekommen, hob er mich auf den Schimmel des Herrn Ward — den für die Colesberg Kopje historisch gewordenen Schimmel des Mining-Inspectors — und dieses ruhige Thier brachte mich ohne weitere böse Zufälle nach meinem Camp.

Der alsbald herbeigerufene Doctor erklärte die Verletzung meines Beines als „a tremendous bruise" (eine erschreckliche Quetschung) — das Bein war jetzt in der That ganz blau geworden und stark angeschwollen — und verordnete mir absolute Ruhe und Umschläge mit einer medicinischen Flüssigkeit. Mehrere Wochen mußte ich auf meinem Sofa liegen bleiben — dann verschwand allmählich der lästige Zustand wieder, denn Gott sei Dank waren meine Knochen alle ganz geblieben.

Die Regenmassen hatten noch eine andere gewichtige Folge: eine dauernde Ueberschwemmung von Hunderten von Claims. Man erkennt die Kopje gar nicht wieder — zwei mächtige „Seen", der Nord- und der Südsee, bedecken der eine alle die bis zu circa 120 Fuß Tiefe ausgearbeiteten Claims der Nord-, der andere die der Südseite. Ehe nun diese kolossalen Wassermassen vermittels einer schon bestellten Dampfpumpenmaschinerie aus dem Kopjenkessel herausgeschafft werden können, sind Hunderte von Claimbesitzern arbeitslos, und das Auspumpen wird selbst mit Dampf nur sehr langsam gehen, da

seit der Regensaison wol ein Dutzend Quellen sich in der Kopje gebildet haben, die fortwährend Bäche von sprudelndem Wasser in die Claims ergießen.

Malerisch freilich hat die Kopje durch diese Veränderung sehr gewonnen. Der gerade anwesende englische Admiral Cummering verglich sehr passend den Anblick der voll Wasser stehenden Claims mit den Hafendocks von Capetown.

Des Abends in der Kühle bei Mondenschein bieten jetzt die mit plätschernden Schwimmern angefüllten Diamanten-claims ein recht lebendiges Bild. Freilich sind auch schon mehrere Badende darin ertrunken, wahrscheinlich infolge von Krämpfen, die sie in dem durchkälteten tiefen Wasser erfaßten. Die sämmtlichen Riffclaims, diese Goldgruben, der Stolz der Kopje, sind also jetzt entweder von der fortwährend stückweise herunterfallenden Riffwand überschüttet oder in tiefe Cisternen verwandelt. Eine natürliche Folge davon ist das Steigen des Preises der übrigen noch bearbeitbaren Claims.

In meinem Garten haben die großen Regen eine wunderbare Veränderung hervorgebracht. Die Kürbisse haben alles übrige dermaßen überwuchert, daß der ganze Garten nur noch ein Meer von Kürbisblättern ist; die Ranken wachsen fast sichtlich jede Stunde, umklettern Haus und Veranda und geben meinem Wohnplatze jetzt ein prächtiges grünes Aussehen. Auch Schmetterlinge und prächtige große Käfer von schmaler, länglicher Form haben sich — Gott weiß woher kommend — in meinem Garten eingestellt; die letztern haben auf glänzend-schwarzen Flügeldecken große goldgelbe Punkte und Streifen und lange elegant gefiederte Fühlhörner, ähnlich denen der Maikäfer.

Seit den Regen hat sich die Gartenpassion hier aller Leute bemächtigt. Die vielen Brunnen (circa 40), die es jetzt hier gibt, erleichtern sehr die künstliche Bewässerung. Alle Villen von Kimberley sind daher in den letzten Monaten mit Gärten umgeben worden; um die Verandas der Häuser schlingt sich eine üppige Schlingpflanzenvegetation mit bunten Blumen. Der eine Digger ergibt sich mehr der Blumen-, der andere mehr der Gemüsezucht; viele haben auch große Maisgärten

angelegt, die mit ihrem glänzenden Grün der früher so aschenartigen öden Landschaft vorzüglich zum Schmucke gereichen. Schon bei 5—10 Fuß Tiefe kommt man an manchen Plätzen auf Wasser, und man wundert sich jetzt allgemein, warum man nicht schon viel früher auf die Idee von Gartenanlagen gekommen ist, da die Gemüse auf dem Markte immer zu so fabelhaften Preisen weggingen. Selbst die Regierung hat jetzt an der Seite des großartig angelegten, aber noch mit keinem einzigen Baume oder Strauche bepflanzten zukünftigen „Parks von Kimberley" (zwischen Kimberley und Old De Beers) eine große Gemüsepflanzung angelegt, den sogenannten „Botanischen Garten", und solchen durch die Zuchthäusler mit einer hohen Lehmmauer umgeben lassen. Ein Nachbar von mir hat seinem Zelte durch Umpflanzung mit einem Kranze von Ricinusstauden einen vollständig tropischen Charakter gegeben: das weiße Zeltdach guckt wie eine Hütte von Otaheiti aus dem Wäldchen von großblätterigen Ricinusbäumen hervor, und wird von ihnen prächtig beschattet.

In meinem eigenen Gärtchen ist ganz von selbst eine bei uns in Europa von den Kunstgärtnern sehr geschätzte Pflanze gewachsen: die Kalbsbratenpflanze, so genannt, weil die Blätter, zwischen den Fingern zerrieben, genau den Geruch von Kalbsbraten geben. Auch meine ägyptische und Carolina- (Sea Island) Baumwolle hat sich prächtig entwickelt und macht mir viele Freude, desgleichen die Tabackspflanzung und die fabelhaft schnell wachsenden Syringabäumchen, die schon Manneshöhe erreicht haben. Wie doch solche kleinen Reize jemand an einen noch so öden und freudlosen Ort fesseln können! Seit mein Gärtchen so hübsch grün ist, erscheint mir mein von Verandas umgebenes Häuschen wie ein ganz reizendes kleines Nest, das ich mit keinem Palais vertauschen möchte!

Unter meinen Verandas spielen den ganzen Tag zwei reizende kleine Meercats (Sciurus Setosus, Sciurus Capensis), eine Art Mittelding zwischen Kätzchen, Eichhörnchen und Aeffchen. Sie sind, soviel ich weiß, Südafrika eigenthümlich und leben zu vielen Tausenden auf der Steppe, wo man im

Vorbeifahren sie häufig vor ihren Erdlöchern Schildwache stehen sieht. Sie haben nämlich die allerliebste Eigenthümlichkeit, sich gern auf die beiden sitzenden Hinterfüße, gestützt auf den sehr muskulösen langen Schwanz, nach Känguruart aufrecht zu stellen und stehen so, gerade wie kleine Soldaten, stundenlang in der Sonne, das kluge spitze Fuchsköpfchen mit seinen schwarzen Aeuglein und Affenohren blitzschnell nach jedem Geräusch hindrehend. Das ganze Thierchen ist nur so groß wie ein Eichhörnchen, hat aber eine bewunderswerthe Courage, denn es attakirt die größten Hunde, indem es ihnen mit wildem Satze auf den Kopf springt und sich in den Nacken einbeißt, wodurch es dieselben regelmäßig in den größten Schrecken versetzt. Den ganzen Tag ist das über alle maßen quecksilberige Thierchen mit Scharren beschäftigt, indem es mit seinen scharfen und langen Vorderkrallen mit außerordentlicher Geschwindigkeit Löcher in den Sand gräbt. Dabei gibt es fortwährend einen eigenthümlichen, halb schnurrenden, halb glucksenden Ton von sich, der nicht wenig zum Reize des possirlichen kleinen Wesens beiträgt. Ich wüßte kein Thierchen, das durch seine Gewohnheiten ein amusanterer Hausgefährte wäre als diese unvergleichlich reizenden und sich so rasch an den Menschen attachirenden Meercats. Ich kenne Frauen und Kinder, die stets ihr geliebtes Meerkätzchen mit sich ins Bett nehmen, da das kleine Ding wie ein heißer Wärmstein die ganze Nacht unbeweglich an derjenigen Stelle des Körpers liegen bleibt, wo es Abends hingelegt wird. Ich glaube deshalb, sie müßten gut als Mittel gegen den Rheumatismus zu verwenden sein, da man ja bei uns die ähnlich gestalteten, nur viel dickern, ungraziösern und phlegmatischern, und viel weniger komischen Meerschweinchen hierzu verwendet. Herr Stevens zog eines Abends in einer Gesellschaft unter seiner Weste zur allgemeinen Ueberraschung ein sehr junges Meerkätzchen hervor, das nicht viel dicker und größer war als ein Knackwürstchen, und das sein stilles Dasein unter der Weste zwei Stunden lang durch keine, auch nicht die leiseste Bewegung verrathen hatte. Bei dieser Ruhe des Thierchens, die es bewahrt, wenn man es im Bette oder in einem Theile

der Kleidung verbirgt, ist seine ewig bewegliche Quecksilberigkeit, sowie man es frei herumlaufen läßt, um so bemerkenswerther. Ich würde gar zu gern meine beiden Meerkätzchen Kottick und Titti mit nach Dresden nehmen, will sie aber nicht dadurch einem baldigen Tode aussetzen, da mir versichert wird, sie könnten in einem andern Klima als dem des afrikanischen Hochplateau nicht lange leben. Weshalb man ihnen übrigens den Namen Meerkätzchen gegeben hat, ist mir ebenso unerklärlich wie der Name Meerschweinchen für jene hamsterartigen Thierchen, die ebenso wenig etwas mit dem Meere zu thun haben wie jene. Die größte Freude haben meine Meerkätzchen immer, wenn einer der kolossalen Heuschreckenschwärme durch die Lüfte daherzieht. Sie stürzen sich dann wie Tiger auf die zahlreich aus der Luft herabfallenden Insekten und verfolgen mit wilden Katzensprüngen ihre davonhopsenden Opfer. Auch meine Kaffern sehen einem solchen Schwarme immer mit schmunzelndem Zähnefletschen und Zungenschnalzen nach und versicherten mir, daß diese Insekten, gut geröstet oder gebraten, im Geschmacke den besten „Backhähnderln" nichts nachgäben.

Die Diamantenausbeute, die in der Colesberg Kopje jetzt nur noch auf die Hälfte der frühern Anzahl von Claims beschränkt ist, seitdem die Riffclaims zum großen Theile durch das Herabstürzen der Riffwand einerseits und durch die Anfüllung mit Regenwasser andererseits unbearbeitbar geworden sind, ist trotzdem noch lange nicht so vermindert, als nothwendig sein würde, um ein wesentliches Wiederaufsteigen der seit October 1871 fortwährend gesunkenen Diamantenpreise hervorzurufen. Eine kleine Reprise hat allerdings stattgefunden; große Steine jedoch bleiben nach wie vor fast unverkäuflich, da der englische und der indische Markt damit vollständig überschwemmt sind und es doch nur verhältnißmäßig so wenige Leute in der Welt gibt, welche große Steine kaufen.

Das Project einiger Diggers, daß die Claimbesitzer der Dry Diggings auf gemeinschaftliche Kosten eine Anzahl großer gelber Steine ankaufen, in Amsterdam schleifen lassen und

dann in ein Collier gereiht durch einen Deputirten der Prinzessin von Wales als ehrfurchtsvolle Gabe der afrikanischen Diamantengräber überreichen lassen sollten, mit der ausdrücklichen Bitte, dieselben bei großen öffentlichen Gelegenheiten tragen zu wollen, war zwar recht ingeniös und hätte möglicherweise die gelben Steine in Mode gebracht, was ein sehr großer Segen für die sämmtlichen Claimbesitzer und Claimpachter der Dry Diggings gewesen wäre; aber es kam leider nicht zur Ausführung. Die Exkaiserin Eugenie, welche die gelben Diamanten außerordentlich liebte, kann seit ihrem unfreiwilligen Hinabsteigen vom Throne und Eintritt „ins Civilleben“ auch nicht mehr zum Indiemodebringen der gelben Steine verwerthet werden. Es bleiben also für dieselben nur der orientalische und der indische Markt übrig, da der chinesische, von dessen einstiger Eröffnung ein sanguinischer hiesiger Diamantenkäufer große Dinge erwartete, bisjetzt leider noch verschlossen geblieben ist.

Ein heller und klarer, aber ein wenig gelblicher Stein von 80 Karat ist jetzt nicht für mehr als 240 Pfd. St. (4800 Mark) verkäuflich, während er noch vor vier Jahren mit Leichtigkeit 8000 Pfd. St. (160000 Mark) eingebracht haben würde! Denn große Steine waren vor der Entdeckung der südafrikanischen Dry Diggings eine solche außerordentliche Seltenheit, daß sie ebendeshalb einen uns jetzt fabelhaft und geradezu lächerlich erscheinenden Preis behaupteten. Nach der früher üblichen Werthschätzung nach Quadraten wurde z. B. der Preis eines Steines von 50 Karat derartig berechnet, daß man 50 mit 50 multiplicirte, = 2500, und nun diese Zahl noch, je nach der Güte des Steines, mit 2 oder gar mit 3 multiplicirte, sodaß man einen Werth von 5000 —7500 Pfd. St. (100000—150000 Mark) erhielt! Jetzt aber rechnet man einfach, je nach der Güte des Steins, so und so viele Pfund Sterling „per running carat“; das heißt z. B. bei einem schönen durchsichtigen gelblichen Stein von 50 Karat rechnet man 2½ oder 3 Pfd. St. per Karat, also 125 oder 150 Pfd. St. Wenn ein Fleck oder ein Sprung in der Mitte ist, rechnet man nur etwa 1½ Pfd. St. per

Karat, also 75 Pfd. St., u. s. f. Für den Digger ist nun freilich zwischen der guten altherkömmlichen Berechnungsmethode und der neuen, erst seit drei Jahren in Gebrauch gekommenen ein Unterschied wie zwischen einem Chimborasso und einem Termitenhaufen, und der früher so hochpoetische und elektrisirende Reiz des Diamantengrabens hat seitdem seinen gewaltigsten Impuls verloren.

Es ist interessant, dann und wann einen der größern Diamantenhändler zu besuchen und ihn, vorausgesetzt, daß man mit ihm hinlänglich bekannt ist, zu bitten, einmal seine Reichthümer vor einem auszubreiten. Man sieht da solche Massen von Diamanten, daß man bei einem einzigen Händler mit Leichtigkeit ein Bierkrügel mit diesen funkelnden Juwelen anfüllen und dann wie einen Katarakt von Lichtfunken ausschütten kann. Ein geübtes Diamantenkäuferauge kann in der Regel schon aus der äußern Form und Farbe sofort errathen, aus welchem der Diggings die Steine gekommen sind, denn in der That sind die Producte der verschiedenen Diggings sehr voneinander unterschieden und haben ihre ganz besondern charakteristischen Eigenthümlichkeiten.

Was zunächst die Flußsteine betrifft, so sind sie sofort erkennbar an ihrer schönen weißen Farbe, die manchmal aus ihnen Steine ersten Wassers macht. Das anderthalbkarätige Steinchen, das ich in Delports Hope gefunden, kann hinsichtlich seiner klaren weißen Wassertropfenfarbe mit den besten brasilianischen und indischen Steinen rivalisiren. Der berühmte „Stern von Südafrika" ist ein Flußstein. Gelbliche Steine kommen am Flusse zwar auch vereinzelt vor, aber immer nur in großer Minderzahl. Bruchstücke von Diamanten (Chips, Splints) und Boart werden aber nie am Flusse gefunden, und dies ist eine für den Geologen sehr bedeutsame Eigenthümlichkeit der Flußdiggings. Flecken, Risse, Sprünge kommen freilich auch an Flußsteinen vor, wie ich leider an meinen eigenen Funden erfahren habe.

Die Steine der trockenen Diggings sind hinsichtlich ihrer Form hauptsächlich von folgenden verschiedenen Qualitäten:

1) Glassteine (glassy stones). Diese sind die werthvollsten und, wenn sie weiß sind, den besten Flußsteinen gleichzusetzen. Sie werden niemals am Flusse gefunden und haben die allerregelmäßigste Octaëderform mit schnurgeraden mathematisch genauen Linien und Winkeln; sie sehen daher so aus, als ob sie schon durch menschliche Kunst geschliffen worden wären. Man findet sie selten in einer Größe über circa 30 Karat; in geringerer Größe, von 1—20 Karat, aber sehr häufig. Die von Bultfontein sind immer klein, aber mit abgeflachten Kanten; andere Steine als diese und sogenannte „Froststeine" findet man in Bultfontein überhaupt gar nicht.

Da die Glassteine die werthvollsten Diamanten, indem sie in der Regel schön weiß sind, so würde der Fund eines solchen jedem Digger immer eine sehr große Freude machen, wenn nicht ein Umstand wäre, der ihm zuweilen die Freude verdirbt. Ein gewisser Procenttheil dieser Steine ist nämlich dem bösen Uebelstande des Zerspringens ausgesetzt, eine Eigenschaft, die man bisjetzt noch nie bei brasilianischen Steinen und nur bei einer sehr seltenen Sorte der indischen beobachtet hat.

Ein geübter Diamantenkäufer wird es in der Regel gleich an einer gewissen sehr matten bräunlichen Färbung der Kanten und Winkel einem Glassteine ansehen, ob derselbe springen kann oder nicht; ganz weiße springen niemals. Das Zerspringen selbst besteht darin, daß sich feine Risse in dem Steine bilden, manchmal schon in den ersten paar Stunden, nachdem der Stein dem ihn umhüllenden Claimstoffe entnommen ist (also offenbar durch den Zutritt der Atmosphäre und die Veränderung der Temperatur), manchmal aber auch erst nach einigen Monaten. Diese Risse greifen nach und nach in verschiedenen Richtungen immer weiter um sich und bleiben entweder dann so stehen oder zerstören gar zuletzt den ganzen Stein. Das letztere kommt allerdings nur sehr selten vor, aber dennoch hat dann und wann der londoner Empfänger eines per Post aus Südafrika abgesendeten Diamantenpackets bei ganz mit der Declaration übereinstimmendem gleichem

Gewichte eine größere Anzahl von Steinen als die declarirte erhalten. Es war nämlich unterwegs innerhalb des versiegelten Packets ein solcher Glasstein in mehrere Stücke auseinandergesprungen.

Ein Digger, der einen Glasstein findet, von dem er nicht sicher ist, ob er nicht platzen möchte (crack), ist deshalb immer in der größten Eile, um denselben sofort zu versilbern, und es ist höchlich amusant, den Handel um einen solchen Stein beim Diamantenkäufer mit anzusehen und anzuhören. Der bedächtige Kaufmann dreht den Stein mistrauisch um und um, hält ihn in allen Richtungen gegen das Licht, guckt mit der Lupe hinein und erklärt endlich, das scheine ihm doch ein sehr gefährlicher Stein, der leicht nach ein paar Tagen zerspringen und ihm großen Geldverlust bringen könnte. Da ruft der Digger erstaunt aus: „Springen? Was? Dieser Stein und springen? O Herr, wo denken Sie hin! ich habe den Stein ja schon vor drei Monaten gefunden, ja, vor drei Monaten, das schwöre ich Ihnen, auf Ehre! Hier mein Kamerad kann es Ihnen bezeugen, daß ich immer meine Steine aufhebe und sie nie gleich am ersten Tage verkaufe; o nein, glauben Sie mir u. s. w." Der Käufer weiß aber in der Regel schon, was er von allen diesen heiligen Betheuerungen zu halten hat, und bietet für den Stein nur den vierten Theil von dem Preise, den er geben würde, wenn es ein sicherer Stein wäre. Da nun alle Händler so wenig für diese gefährlichere Sorte unter den Glassteinen zu bieten pflegen, so haben es sich einzelne Händler wieder gerade zum Princip gemacht, nichts als solche Glassteine zu kaufen, weil es ja doch nur immer ein geringer Procentsatz derselben ist, welcher schließlich zerspringt, und sie daher an der Billigkeit des Gesammteinkaufs wieder gewinnen, was sie am Zerplatzen einzelner Steine verlieren. Viele Leute glauben, man könne die Glassteine dadurch vor dem Zerspringen bewahren, daß man sie in Säure oder Fett legt. — Nichts ist schöner als der Anblick eines Gefäßes, etwa eines Glases voll solcher weißer Glassteine, — und wieviel kostet dann auch so ein mit funkelnden kleinen Sonnen angefülltes Behältniß!

2) Froststeine (frosted stones). Diese sind von der Farbe eines Wassertropfens, aber infolge einer eigenthümlich geriefelten Oberfläche nicht durchsichtig, sondern nur durchscheinend. Sie heißen Froststeine, weil sie wie Stücken von Eis aussehen. Sie platzen nie und gehören zu den am theuersten bezahlten Steinen. Sie werden häufig auch am Flusse gefunden.

3) Weiße Steine in Dodekaëderform, mit abgerundeten Flächen, kommen sowol in den trockenen Diggings als am Flusse vor und sind oft von großer Schönheit, haben daher auch immer einen hohen Preis.

4) Steine von unreiner Farbe, Off coloured Stones. Diese und

5) die Chips oder Splints (Bruchstücke) bilden die ungeheuere Mehrzahl der Funde in den trockenen Diggings.

Die Off coloured Stones sind meist mehr oder weniger gelblich, mitunter auch ins Braune und Graue spielend, und haben jetzt einen ganz unverhältnißmäßig geringern Preis als die weißen Steine. Wenn sie rein und fehlerlos sind, haben sie jedoch oft ein prächtiges Feuer, und verdienen durchaus nicht die Zurücksetzung und Geringschätzung, worin sie die Mode erhält.

Die sämmtlichen großen, d. h. mehr als etwa 25 Karat wiegenden Steine der trockenen Diggings gehören dieser Klasse an; sie haben meist die Grundform des Octaëders und Dodekaëders, mit mehr oder weniger multiplicirten und abgerundeten Flächen. Sie sind oft mit eigenthümlichen kleinen Dreiecken, ähnlich geheimnißvollen Freimaurerzeichen bedeckt.

Keins der früher bekannten Diamantendiggings in Brasilien und Indien hat je eine auch nur annähernd so große Anzahl von großen Steinen geliefert wie die afrikanischen trockenen Diggings. Uebrigens gehört auch der große am Flusse gefundene Stein von 288½ Karat seiner Farbe nach zu dieser Sorte.

Ist die Färbung derartig, daß sie in eine reine braune, oder violette, oder rosenfarbene, oder grüne und blaue Farbe

übergeht, so heißen solche Steine Fancy Stones (Phantasiesteine) und gelten dann noch mehr als selbst die weißen Steine. Ich habe unter meinen Funden einen Stein von 18 Karat vom reinsten Goldlichte und einen sogenannten schwarzen Diamanten, dessen Licht aber nicht ins Schwarze, sondern ins Chocoladenbraune und Violette spielt. Auch ein rosenfarbener, ein nelkenfarbener, ein himmelblauer und ein smaragdgrüner Diamant sind in Dutoitspan und New-Rush gefunden worden. Es sind dieses aber so große Seltenheiten, daß dafür vom Händler recht gern 100 Pfd. St. pro Karat bezahlt werden.

Die Chips oder Splints (Splitter) kommen von sehr verschiedener Größe vor; es gibt solche von 20, 30 und noch mehr Karat, und über ihren Werth entscheidet die größere oder geringere Theilbarkeit derselben in gute und reine Steine von regelmäßiger Form. Kann man ein paar Brillanten aus einem Chip schneiden, so wird es besser bezahlt; sind nur Rosetten daraus erzielbar, so gilt es weniger. Die Chips bilden leider die große Hauptmasse der Funde in der Colesberg Kopje; sie variiren im Preise von 5—30 Schilling das Karat, mit Ausnahme einzelner werthvollerer Stücke.

6) Mackle-Steine nennt man eine Art platter Steine von regelmäßiger dreieckiger Form, aus zwei flachen Diamanten bestehend, die in der Mittelfläche zusammengewachsen sind. Sie kommen in New-Rush ziemlich häufig vor und variiren von ¼—20 Karat. Ich habe sie immer nur von weißer Farbe gesehen. Es lassen sich aber ihrer dünnen, platten Form wegen nur Rosetten oder Tafelsteine daraus schneiden, weshalb ihr Werth ein relativ geringerer ist.

7) Bort (Boart) ist die allerniedrigste und wohlfeilste Diamantensorte. Sie kann ihrer vollkommen undurchsich[illegible], krystallinisch-körnigen und auch oft schmuzig gefärbten [illegible] stanz zufolge gar nicht zu Brillanten oder Rosetten [illegible] werden und wird daher nur zu technischen Zwecken [illegible], wie zum Glasschneiden, zum Felsenbohren, [illegible] derer Diamanten, zum Verfertigen der [illegible] [illegible]dern u. s. w. Im Anfange, als ich nach [illegible]

mantenfeldern kam, galt das Karat davon noch 20—25 Mark, ist aber seitdem auf 5, vorübergehend selbst auf 2½ Mark heruntergegangen.

8) Conglomeratsteine sind zusammenhängende Stücken von verschiedenartiger Krystallisation. Manchmal kann ein Theil davon, der durchsichtig und gut krystallisirt ist, zu einem Brillanten ausgeschnitten werden; der größte Theil der Masse ist aber gewöhnlich nur als Bort zu verwerthen. Ich sah solche Stücke im Gewichte bis zu 80 Karat.

Die Eigenschaft der brasilianischen Diamanten, immer von einem sogenannten Kleide oder Felle (Skin) umschlossen zu sein, ist bei den afrikanischen Diamanten nur selten, kommt aber doch auch zuweilen vor. Oefter ist es nur eine ganz dünne Rinde von Kalkspat, die man mit den Fingernägeln oder einem kleinen Messer leicht herunterkratzen kann (ich nenne dies bei den Steinen, die ich finde, immer „das Toilettemachen“), manchmal aber ist es auch eine ohne Schleif- und Diamantenschneidemaschine gar nicht entfernbare und vollständig mit dem Diamanten zusammengewachsene kieselartige Umhüllung, die dann einen Nichtkenner glauben läßt, daß er gar keinen Diamanten vor sich habe.

Ein solcher Stein machte einmal vor einem Jahre viel von sich reden. Es war am Vaalflusse ein brauner, undurchsichtiger Kiesel (dem Anscheine nach) gefunden worden, der aber merkwürdigerweise ganz die Form eines Octaëdron, also eines Diamanten hatte. Der Finder steckte ihn als eine Curiosität in seine Westentasche und zeigte den Stein, der 80 Karat wog, einer Anzahl von Diamantenhändlern. Das merkwürdige Mineral wurde mit Interesse angesehen, aber kein Mensch hielt es für einen Diamanten. Der Eigenthümer bot es für eine Flasche Bier aus, fand aber selbst zu diesem Preise keinen Käufer. Endlich kam der Stein dem bekannten Herrn M. Unger zu Gesicht; dieser war sofort überzeugt, daß es nur ein Diamant mit einer undurchsichtigen Schale sein könne, und kaufte ihn für eine sehr geringe Summe. Später hörte ich, daß in Amsterdam daraus ein prachtvoller schneeweißer Stein von

44 Karat geschliffen worden sei, der nunmehr natürlich einen ungeheuern Werth hatte!

Die allergrößten Diamanten (von 50—200 Karat) sind gewöhnlich in Dutoitspan gefunden worden; in New-Rush aber eine wahre Unmasse von solchen zwischen 5 und 40 Karat. Old De Beers hat als Fundort nie eine sehr große Rolle gespielt, wiewol es einzelne Claims dort gibt, die den besten in New-Rush zu einer gewissen Zeit wenig nachstanden.

Außer Diamanten findet man sehr massenhaft beim Sortiren in den trockenen Diggings rothe Granaten (garnets) und schwarze kohlen- oder graphitartige Stückchen, die Carbon genannt werden. Letztere scheinen eine frühere Entwickelungsstufe des Diamanten zu repräsentiren, sind aber hier in den afrikanischen Diggings zu weich, um, gleich dem Bort, zu technischen Zwecken verwendet zu werden, während der in Brasilien mit den Diamanten zusammen vorkommende Carbon so hart ist wie der Diamant selbst, und daher dort ebenso theuer bezahlt wird. — Die Granaten sind fast immer nur von der Größe von Rapskörnern bis kleinen Erbsen, und nur selten so gut krystallisirt und durchsichtig, daß sich das Schleifen verlohnen würde. Sie werden hier Cape Rubies (Rubine) genannt; ich sah ein Conglomerat von solchen von über 100 Karat!

Mica (ein faseriger und blätteriger Glimmerschiefer), Kalkspat und Quarzkrystalle kommen auch oft auf dem Sortirtische vor und geben beim raschen Sortiren durch ihr Blinken im Sonnenlichte dem Digger oft, aber nur für einen Augenblick die Illusion, daß er einen Diamanten gefunden habe.

Noch findet man häufig kleine Kalkröhrchen im Stoffe, gerade wie Kalksinter in Tropfsteinhöhlen. Die Diggers halten dieselben gewöhnlich irrthümlich für kleine Vogelknochen, die durch den Wind in die Claims hineingeweht worden wären. Sie gleichen genau den kleinen kieseligen Röhren, die man z. B. auf der Insel Rügen so häufig im Ufersande findet und die man dort durch Blitze, die in den Sandboden niederfuhren, entstanden glaubt. Auch diese hier möchten daher in ähnlicher Weise ihre Entstehung gehabt haben. Auch einzelne,

offenbar vom Wasser abgerundete Achatkieselchen, wie sie zahllos das Flußbett des Vaals bilden, habe ich zuweilen auf meinem Sortirtische in Kimberley gefunden — wie in aller Welt sind diese in den Diamantenvulkan hineingekommen?

Der Stoff, worin die Diamanten in den trockenen Diggings gefunden werden, ist (und war) von viererlei verschiedener Gattung. Erstens fand man sie im rothen Oberflächensande, zweitens unter diesem, in einer dicken Schicht von hartem, weißem, kalkig-thonigem Stoffe, der die obere Rinde der Kopje bildete. Drittens, nach diesem kam die eigentliche Hauptmasse des diamantenhaltigen Stoffes, von gelblich-grünlicher Farbe, ein zersetzter vulkanischer Tuff, der in den Claims steinhart ist, der Sonne und dem Regen ausgesetzt aber ganz weich wird, und der den Kessel der Kopje bis zu einer 80—100 Fuß variirenden Tiefe ausfüllt. Darauf tritt dann die vierte Schicht: ein blauschwarzer Stoff von ganz gleicher Beschaffenheit wie der grüne, an dessen Stelle. Ganz die gleiche Schichtenfolge, auch mit derselben Färbung, zeigten die Diggings von Old De Beers und Dutoitspan, welche auch eigentlich ebensolche vulkanische Kessel repräsentiren wie die Colesberg Kopje, nur mit dem Unterschiede, daß die Claims hier nur bis zu einer sehr geringen Tiefe, und vollständig ohne Zusammenhang, sowie ganz unregelmäßig ausgearbeitet worden sind, wodurch das bei der Colesberg Kopje so deutliche Bild eines vulkanischen Kessels hier dem Auge ganz verloren geht.

Ueber die Entstehungsgeschichte dieser vier Diamantenkopjen (Colesberg Kopje, Dutoitspan, De Beers und Bultfontein) etwas Näheres zu wissen, müßte nun freilich sehr interessant sein, man kann sich darüber aber nur ganz ungewissen Hypothesen hingeben. Daß das ganze südafrikanische Binnenland innerhalb der Berggürtel, die es in einer Entfernung von 7—28 deutschen Meilen von den drei es umgebenden Oceanen trennen, vor Urzeiten ein großes Binnenlandmeer gewesen ist, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Das mächtige Plateau, das 5000 Fuß hoch über dem Meere liegt und von 6—10000 Fuß hohen, den Meeresküsten parallel laufenden Bergketten

ummauert ist, war einst das Bett dieses immensen afrikanischen Sees. Tausende von Conchylien werden selbst auf den 3000 Fuß hohen Platten der Tafelberge gefunden, die hier und da aus dem Grasmeere des ebenen Hochlandes emporsteigen und wahrscheinlich durch unterirdische Gewalten so gleichförmig in die Höhe getrieben worden sind, sodaß ihre glatte und platte Oberfläche noch dieselbe ist, die einst vor Jahrtausenden den Grund des Sees bildete.

Einige englische Gelehrte sind der Ansicht, daß in diesen zahllosen glattplattigen Tafelbergen, die fast alle von gleicher Höhe sind und auf mächtigen Sandsteinmauern ruhen, das genaue Niveau des ehemaligen ebenen Seegrundes gesehen werden müsse. Indem die weichern Bodenmassen von wüthenden Fluten weggewaschen und mit dem durch Klüfte im Rande des Ringgebirges nach dem Ocean ablaufenden See hinuntergeflutet wurden, seien diese eisenharten Felsenmassen als unzerstörbare Inseln, denen die Wogen nichts anhaben konnten, zurückgeblieben.

Dem sei nun wie ihm wolle; in beiden, diesen Hypothesen zu Grunde liegenden Annahmen waren die endlosen Ebenen Griqualands und des Oranje-Freistaats vor Jahrtausenden mit einem großen Binnenlandmeere bedeckt. Und als nun durch die trichterförmigen Vulkane, die heute die vier Diamantenkessel bilden, vom Innern der Erde aus plutonische Eruptionen nach oben getrieben wurden, und Myriaden von Kohlenstoffgasblasen, eingeschlossen in die damals feurig-flüssige Lava des später festerstarrten und heute zersetzt vorgefundenen Claimstoffes, nach oben strebten — da mag unter Zusammenwirkung von Wasser und Feuer, und unter jetzt nicht erklärbaren Bedingungen die Krystallisation aller dieser Kohlenstofftheile stattgefunden und die heutigen Diamanten gebildet haben.

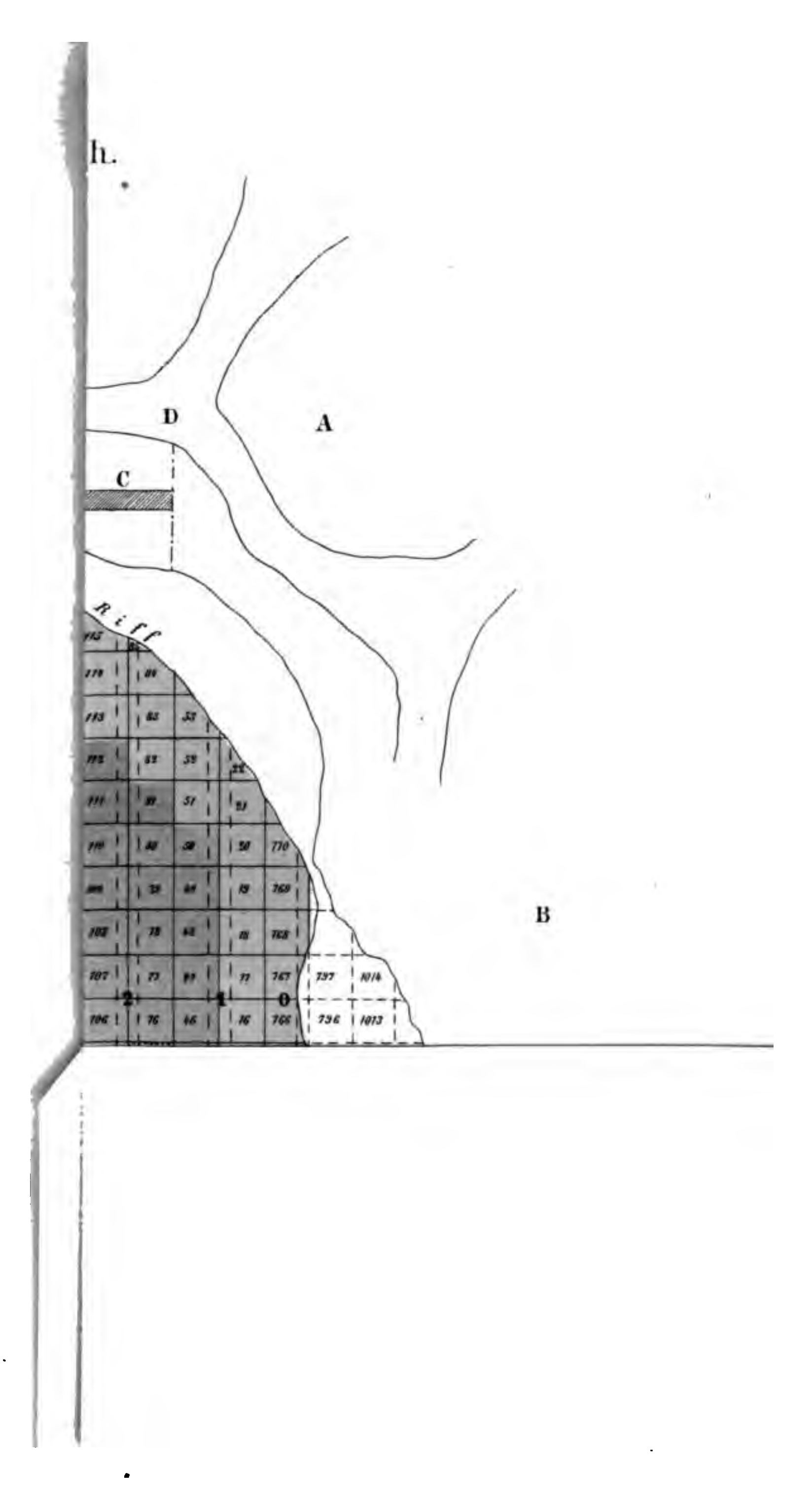
Daß die Diamanten nur von unten kommen konnten, unterliegt augenscheinlich nicht dem geringsten Zweifel; über dem Felsengrunde des sogenannten Schwimmenden Riffes, das in gewissen Richtungen die Colesberg Kopje durchzieht, findet man nie Diamanten. Da aber, wo Theile dieses Riffes schon

weggearbeitet worden sind, findet man, also unter dem Riffe, sehr häufig und reichlich.

Auch der Umstand, daß die „Riffclaims“ rings am inwendigen Rande des vulkanischen Kessels herum ungleich reicher an Diamanten sind als alle übrigen Theile der Kopje, möchte vielleicht seine Erklärung darin finden, daß zur Zeit der Eruption von unten durch den trichterförmigen engen Schlund stets neue Massen der feurig-flüssigen Lava nach oben nachdrängten, und hierdurch dieselbe in eine kreisförmig drehende Bewegung kam, infolge deren die große Mehrzahl der „Kohlenstoffblasen“, fortwährend ihre rasche Kreisbewegung um den Mittelpunkt beibehaltend, sich nach dem Rande hin ansammelten. Man sieht ja eine ähnliche Erscheinung im kleinen bei einer Tasse Kaffee, in die man ein Stück Zucker hineinwirft und dann umrührt: es werden sich eine Menge Luftbläschen bilden, die, je rascher man den Löffel umrührt, sich alle an den Rand der Tasse hinziehen und dort der kreisförmigen Drehung der gesammten Flüssigkeit folgen werden.

Der beifolgende Grundriß der Colesberg Kopje zeigt recht deutlich, wie die Ablagerung der Diamanten hauptsächlich längs des Randes derselben stattgefunden hat, indem die gelb und rothbraun illuminirten Claims die Riffclaims bezeichnen, die nach der beigefügten officiellen Taxirung eben ihres unvergleichlich größern Diamantenreichthums wegen auch ungleich höher taxirt sind als alle übrigen. Auch die früher hervorgehobene Durchströmung des Kopjekessels in gewissen Richtungen durch bänderartige Schichten reichen Diamantenbodens verträgt sich ganz gut mit meiner Theorie, indem die von unten sozusagen durch den Stiel des Trichters mit ungeheuerer Gewalt hervorquellenden neuen Lavamassen voller Kohlenstoffblasen in ihrer letzten Einströmung der Form von Streifen und Bändern folgen mußten, die sie dann bei der plötzlichen Erstarrung und Krystallisation beibehielten. Die Reihe von hellbraun illuminirten Claims in der Mitte der Kopje zeigt das Schwimmende Riff an, das in diesen Claims vorherrscht und das sich als schwerster Theil im Centrum des Kessels gehalten hat. Auch dies würde ebenfalls mit meiner Hypo-

h.



these der ehemaligen kreisenden Bewegung des feurig-flüssigen Inhalts des Kopjekessels ganz gut übereinstimmen. Dieses Schwimmende Riff macht natürlich die theilweise davon bedeckten Claims sehr diamantenarm, indem sich das Vorkommen der Diamanten nur auf den vom Felsgestein freigebliebenen Theil dieser Claims beschränkt, und deshalb sind auch diese letztern so gering taxirt.

Auf der Westseite ist merkwürdigerweise eine Unterbrechung sowol in der Riffwand als auch in dem Reichthum der Riffclaims. Es ist diese Seite des Kessels nämlich mit sehr sandigem Stoffe ausgefüllt, worin nur wenige Diamanten vorkommen. Die Claims auf dieser Seite (der 10., 11. und 12. Road) sind daher auch sehr billig taxirt; übrigens kommt aber auch bei ihnen in einer Tiefe von circa 80—90 Fuß der „blaue Grund", und von da ab fangen auch sie an, „fruchtbar" zu werden.

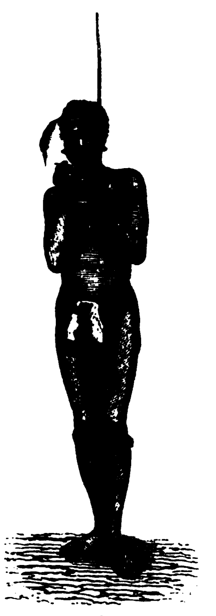
Als ich unter dem 5. December des Jahres 1871 schrieb, daß sich breite bänderartige Schichten reichen Diamantenbodens quer durch die Kopje von Norden nach Süden zögen, so meinte ich damals hiermit die 9. und 10. Road, deren sämmtliche Claims zu jener Zeit ganz außerordentlich reiche Ausbeute lieferten. In größerer Tiefe sind dieselben aber ungleich ärmer geworden, sodaß sie auf dem Plane der Kopje von 1874 nur unter die Claims 5. und 6. Klasse rangirt sind.

Auch in Dutoitspan und Old De Beers sind die inwendig längs des Riffrandes hinliegenden und auch dort so genannten Riffclaims die reichsten und am theuersten bezahlten; es hat also dort klar dasselbe Naturgesetz obgewaltet, das ich bei der Colesberg Kopje hervorgehoben. Die sämmtlichen vier Kopjen waren ehemals weiter nichts als niedrige, flach abgerundete Hügelkuppen, unter deren Alluvialboden die vier vulkanischen Kessel verborgen und einst durch das Binnenmeer mit kalkhaltigem Schlamm und mit darüberhingeschwemmtem Sand zugeschüttet lagen. Da dieselben nun einander so nahe liegen, alle vier nur in einem Umkreise von $^3/_4$ Stunden und die eine von der andern nur $^1/_4$, respective $^3/_4$ Stunden entfernt, so hat die Vermuthung viel für sich, daß die vier

Eruptionskanäle oder Schornsteine der unterirdischen vulkanischen Thätigkeit aus einer gemeinschaftlichen Central-Feuerquelle gekommen sein, und daß die vier Kopjen daher, freilich vielleicht in einer sehr großen Tiefe, in einer unterirdischen Verbindung miteinander stehen möchten. Könnten die Diggers einst so tief gelangen, dieses unterirdische Centralbassin von Claimstoff aufzufinden, so ist es freilich sehr zweifelhaft, ob sie dort noch Diamanten finden würden, da die Krystallisation der Kohlenstoffblasen doch wol eben nur durch den von oben kommenden Druck der Wassermassen des darüberstehenden Binnenmeeres ermöglicht und provocirt wurde. Es wäre in jedem Falle höchst interessant, durch einen Versuchsschacht in der Mitte des Kessels zu erfahren, ob in der Tiefe von 3-, 4-, 600—1000 Fuß immer noch Diamanten zu finden sein werden oder nicht. Bisjetzt haben Privatinteressen einen solchen in wissenschaftlicher Hinsicht so interessanten Versuch hintertrieben, denn das eventuelle Finden eines Endes des Diamantenstoffes würde allen Claimbesitzern große finanzielle Nachtheile zuziehen, indem die Claims, die man jetzt als unerschöpflich und beinahe für eine lebenslängliche Kapitalanlage ansieht, dann auf einmal sehr rasch im Preise heruntergehen würden.

Es ist übrigens schwerlich anzunehmen, daß die vier bisjetzt entdeckten und so nahe zusammenliegenden Diamantenkopjen die einzigen Schornsteine seien, durch welche die im Innern der Erde geschmolzene kohlenstoffhaltige Lavamasse ihren Ausweg nach der Oberfläche gesucht habe. Solcher flachgerundeter diamantenhaltiger Kopjen mag es wol noch an so manchen andern Stellen des großen südafrikanischen ehemaligen Seebettes geben. Freilich wäre es ein Unglück, wenn sie alle gleichzeitig entdeckt und zum Lichte erwacht wären, denn dann würde schon jetzt der Diamant so billig wie Bergkrystall geworden sein. Hat man doch z. B. auch auf der Farm Jägersfontein bei Fauresmith im Freistaate eine ähnliche Diamantenkopje entdeckt und bei Winburg (im Freistaate auf der Farm des Herrn Marais) einen 13karätigen, des weitern auch in Transvaal an verschiedenen Stellen, zu Wit-

pan bei Marico (7 Diamanten), zu Springbok Flat bei Winterberg und am Limpopo Diamanten auf der Oberfläche des Bodens gefunden. Der am Limpopo gefundene war sehr groß und wurde von einem Kaffer an einen deutschen Missionar für 200 Pfd. St. verkauft. Die Buschmänner sollen schon in den ältesten Zeiten Diamanten zum Bohren ihrer Mahlsteine verwendet haben, und die aus dem unbekannten Innern



Gubuspieler.

nach der Colesberg Kopje zugewanderten Eingeborenen ferner Gegenden im Norden behaupten, daß es solcher weißen Steine bei ihnen sehr viele gebe, daß sich aber bisjetzt noch niemand die Mühe genommen habe, sie zu sammeln.

Der Ruf der Diamantenfelder ist schon so weit ins Innere von Afrika gedrungen, daß außer den bisher hier zur Arbeit zugewanderten Basutos, Barolongs, Batlapins, Zulus, Fingos und Mahowas jetzt auch Zuzug aus ganz neuen, weit im fernsten Norden wohnenden Völkerschaften eingetroffen ist, von

Makalakas und Maschonas, welche jenseit der Transvaal-Republik im Zambesi-Becken wohnen.

Ein großer Theil derselben kamen in einem Zustande skeletartiger Abmagerung hier an, was von den Mühen und Entbehrungen ihrer monatelangen Fußreise deutlich Zeugniß ablegte. Auch sprachen sie von Hunderten ihrer Genossen, die auf der Reise vor Hunger und Erschöpfung umgekommen wären. Sie sind von einer sehr tiefen schwarzen Farbe und führen Messer ihrer eigenen Arbeit, deren Stiele mit hübsch abgeplattetem Kupferdraht verziert sind. Sie tragen Halsketten von Chalcedonperlen, die sie selbst fabricirt haben; einzelne haben auch sehr sinnreich zusammengesetzte kleine Guitarren aus verschiedenen Stahlsaiten, die über hohle Kürbisse ausgespannt und also complicirterer Natur sind als die gewöhnliche betschuanische Gubu. Diese letztere könnte man als eine nur auf eine einzige Stahlsaite reducirte Harfe bezeichnen. Die Stahlsaite bildet die Sehne eines Bogens und eine hohle Melone dient ihr zur Resonanz. Der harfespielende schwarze David nimmt zuweilen beim Spielen eine Spitze dieses Bogens in den Mund. Chopin'sche und Schumann'sche Stücke lassen sich freilich auf diesem Instrument nicht aufführen; den Kaffern aber gewährt es einen hohen musikalischen Genuß.

Es ist immer sehr amusant, wenn ein solcher Zug neu zuwandernder Kaffern, die wie schwarze Gerippe in wackelndem Gänsemarsche einherhinken, durch das Camp marschirt. Alle hier schon länger domicilirten Kaffern, die den neuen Zug von fern sehen, stoßen sofort ein schrilles Geschrei aus, das sich in wenigen Augenblicken mit elektrischer Geschwindigkeit über das ganze Camp fortpflanzt. Alle die zahlreichen Schutthügel bedecken sich sofort mit aufgeregten Kafferntrupps, die den neuen Ankömmlingen alle zusammen ein ohrenbetäubendes Guba zurufen und sie mit einem Hagelschauer von Steinen und Diamantenstoffklumpen überschütten. Ein eigenthümliches Willkommen für erschöpfte und ausgehungerte Landsleute, das recht deutlich die lieb- und herzlose Natur der Kaffern offenbart!

Die Herbstzeit mit ihren kühlern Morgen und Abenden

ist nun wieder eingekehrt und die starke Mortalität der Sommersaison hat daher wiederum nachgelassen. Wenn ich sage, Mortalität der „Sommersaison", so gilt dies nur für die Weißen, denn für die Schwarzen, die Hottentotten und die Coolies ist die Wintersaison diejenige, welche die meisten Todesfälle zählt, infolge von Erkältungen, Lungenentzündungen u. s. w.

Ich schließe dieses Kapitel mit einer einfach rührenden Grabschrift, die hier auf dem Grabsteine eines Diamantendiggers zu lesen ist und die beim Diggen üblichen eigenthümlichen Ausdrücke sehr hübsch verwerthet:

Here lies a digger — all his chips departed,
A splint of nature — bright — and ne'er down-hearted,
He worked in many claims and now (though stumped)
He's got a claim above that can't be jumped.
May he turn out a pure and spotless white,
When the Great Judge shall sift the wrong from right,
And may his soul, released from this low Babel,
Be found a gem on God's great sorting table.

Dreizehntes Kapitel.

Verkauf meiner Claims. — Angenehme Nachrichten. — Gründe der Aufgabe meines Diggerlebens. — Diebscantinen. — Noli me tangere der Spitzbuben unter dem Schutze englischer Gesetze. — Debrislicenzen. — Chicanirung seitens der Proprietors. — Räubereien. — Vigilance Committee und Trapsystem. — Die Regierung schützt die Spitzbuben gegen die Diggerpolizei. — Technik und Moral der Händler in gestohlenen Steinen. — Elfmal vor Gericht. — Ein speculativer Landsmann. — Sitzung des High Court. — Processe und Richtersprüche. — Verwandlung eines Saulus in einen Paulus. — Rache einer Negerin. — Meine Dienstboten und Köchinnen. — Ducky, die schöne Amakosa. — Erzählungen aus ihrer Vergangenheit. — Kaffernsitten und Zauberer. — Gemarterte Bräute. — Ehefreuden. — Meine Proscriptionsliste und ihr Fiasco. — Statistische Verlaßlichkeit eines Regierungssecretärs. — Geschäftsgewinn der Diamantendiggers. — Riffgefahr.

Kimberley, 20. August 1874.

Ich habe meine Claims am 14. Juni verkauft und bin darüber einerseits recht froh, da ich nun wieder Kopf und Hände frei habe und nicht mehr von den Hunderten von Dingen abhängig bin, die aus dem Digger, wenigstens in den trockenen Diamantendiggings, einen Sklaven machen; — andererseits freilich thut es mir leid, daß ich sie nicht zu einem höhern Preise habe verkaufen können. Ich erhielt nämlich für meine beiden Riffclaims Nr. 465, 8. Road, und Nr. 291, 5. Road, nur 800 Pfd. St. zusammen, wovon noch 40 Pfd. St., 5 Procent, Provision für den Verkaufsagenten abgingen. Da nun außerdem die Einrichtung der Stahlseil- und Windenmaschinerie für beide Claims mir

circa 100 Pfd. St. gekostet hatte, so ist der factische Verkaufspreis eigentlich nur 660 Pfd. St. — für zwei Viertelclaims in der That wenig genug!

Um so ärgerlicher war es für mich, als ich dem Käufer zwei Wochen später wieder begegnete und derselbe mir mittheilte: „Ich finde in Ihrem Claim von Nr. 8 wunderbar schön; in einer einzigen Woche fand ich Steine für 300 Pfd. St., darunter einen von 35 Karat; es könnte mir jetzt einer für diesen Claim allein 900 Pfd. St. bieten, und ich würde ihn doch nicht hergeben!" Angenehme Nachrichten das, fürwahr! Die reichste Schicht schien also in meinem Claim gerade jetzt erst zu beginnen — oder war ich bisjetzt immer unausgesetzt von meinen weißen und schwarzen Arbeitern bestohlen worden?

Ich möchte dies letztere glauben. Gegen meinen alten Claimaufseher C. hatte ich allerdings kein Mistrauen; die übrigen Weißen aber, die ich abwechselnd hintereinander hatte, waren mir alle sehr verdächtig und wol mit Grund, denn als der eine von ihnen einmal unvorsichtigerweise sein Lederportemonnaie unter den Sortirtisch hatte fallen lassen, wo ich es nachher zufällig fand, da entdeckte ich drei Diamanten darin. Allerdings behauptete der Eigenthümer auf meine diesfallsige Frage, dieselben seien ihm neulich von einem Freunde zum Geschenk gemacht worden!

Desgleichen sagte mir erst vor einigen Tagen bei zufälligem Begegnen auf der Straße ein jüdischer Storebesitzer mit einem sehr berühmten ungarischen Namen, daß einer meiner jungen weißen Gehülfen, der mir durch sein sittsames, nüchternes und gehorsames Betragen sehr gefiel, früher bei ihm sechs Monate im Dienste gewesen sei und von ihm wegen wiederholter Veruntreuungen habe weggejagt werden müssen. Und diese verdächtigen Persönlichkeiten waren an all den außerordentlich zahlreichen Tagen, wo ich wegen Fieberanfällen nicht hatte in den Claim gehen können, darin mit meinen Kaffern allein anwesend gewesen! War es denn da nicht sehr glaubhaft, daß nur ein kleiner Theil der wirklich gefundenen Steine an mich abgeliefert worden sei?

Es waren hauptsächlich die folgenden Gründe, die mich

zum Verkaufe meiner Claims und zur Aufgabe des Diggerlebens veranlaßten. Erstens die immer zunehmende Unmöglichkeit, billige und ehrliche Arbeiter zu bekommen. Während man im Jahre 1871 5 Schillinge die Woche zahlte und dazu noch die Kost gab, ist jetzt der Wochenlohn für Kaffern auf 1 Pfd. St. gestiegen, wofür sie sich freilich selbst zu beköstigen haben. Ein Pfund Sterling wäre nun zwar nicht zu viel für einen ehrlichen Arbeiter, für einen Dieb aber — und das sind die Kaffern beinahe alle — ist es entschieden viel zu viel. Und daß ich in Zukunft nie mehr einen ehrlichen Kaffer würde haben können, das war mir unzweifelhaft, seit in den letzten Wochen — und das war mein zweiter Grund für den Verkauf — eine jener vermaledeiten fliegenden Cantinen, besser gesagt Diebscantinen, nur etwa 200 Schritte von meinem Camp sich niedergelassen hatte, deren rothes Fähnchen nun wie ein Lockvogel jedem meiner Kaffern in die Augen fallen und ihn zum schnellen, sichern Verkaufe seiner täglichen Diebsfunde versuchen und verführen mußte.

In der Nähe einer solchen Cantine kann kein Digger bestehen, denn auch die besten und bisher ehrlichsten Dienstboten werden durch die Nachbarschaft eines solchen Diebsnestes unrettbar verdorben.

Nicht mit Unrecht haben die Diggers schon wenigstens ein Dutzend mal an die Regierung petitionirt, daß sie die Vertheilung solcher Cantinlicenzen beschränken und von einer vorherigen eingehenden Untersuchung über den persönlichen Charakter des Nachsuchenden abhängig machen solle. Weiter haben sie den Vorschlag gemacht, daß dieselbe Maßregel auch auf alle Ertheilungen von Claimlicenzen und Debrislicenzen an Schwarze ausgedehnt werden und die Niederlassung eines Schnapswirthes in keinem Falle in irgendeinem Theile des Camps gestattet werden solle, wenn wenigstens sechs der dort wohnenden Diggers dagegen Protest erheben würden. Eine solche Maßregel würde ein großer Segen für die Diggers sein und vielen Diamantendieben und Diebshehlern den Boden unter den Füßen wegziehen. Allein die Regierung ist solchen vernünftigen und wohlberechtigten Bitten gegenüber immer

taub geblieben und scheint in der That ungleich mehr Interesse an dem reichlichen Eingange von Cantinlicenzgeldern in die Regierungskasse zu nehmen als an Maßregeln zum Schutze der Diggers.

Ich hatte schon in den ersten Tagen, nachdem der Galgenvogel sein beflaggtes Zelt in meiner Nähe aufgeschlagen, einen Tanz mit ihm, der mir Schönes für die Zukunft prophezeite. Mein schwarzer Kutscher, der soeben eine Ladung Stoff von den Claims gebracht hatte, verließ plötzlich Karren und Esel und begab sich mit einem andern Schwarzen, der ihn etwa 50 Schritte von meinem Camp erwartete, hinweg. Ein sehr gerechter Verdacht ließ mich ihm im Geheimen folgen und, mich vor seinen Blicken in gewisser Distanz verbergend, sah ich, daß sie beide in die neue Cantine gingen und dort eine Viertelstunde lang blieben. Als sie wieder herauskamen, gab mein Kutscher dem fremden Schwarzen etwas in die Hand, es schien mir Geld zu sein, und verließ ihn, um nach meinem Camp zurückzukehren.

Ich war sicher, daß er einen im Karrenstoff gefundenen Diamanten verkauft und der Sicherheit halber das Geld seinem Freunde zur Verwahrung übergeben habe. Ich eilte auf das Polizeiamt, um dort die Vollmacht zu erbitten, das Zelt des Schnapswirthes sofort durchsuchen lassen zu dürfen; denn wenn derselbe die Gewohnheit hatte, Steine von schwarzen Dienstboten zu kaufen, so konnten vielleicht, sobald er plötzlich und unvorbereitet von einem polizeilichen Besuche heimgesucht wurde, Diamanten in seiner Behausung gefunden werden, und dann hätte er sich über den Erwerb derselben ausweisen müssen. Ich traf den Polizeiinspector P. an, und derselbe gab mir sofort den Unterinspector S. mit, um das verdächtige Zelt zu durchsuchen. Aber vorher mußte noch eine lächerliche, weil ganz unnöthige und nur zeitvertrödelnde Förmlichkeit erfüllt werden: ich mußte zum Magistratsgebäude gehen und dort vor einem Clerk auf Eid erklären und ein Affidavit (eidliches Bekenntniß) unterschreiben, daß ich wirklich im vorliegenden Falle einen gegründeten Verdacht gegen den Cantineninhaber X. habe, daß derselbe einem meiner Dienstboten

einen gestohlenen Stein abgekauft habe. Erst hiernach wurde meinem polizeilichen Begleiter eine Searching License (Erlaubniß zum Durchsuchen) ertheilt.

Da die beiden Clerks, die ich zu diesen Förmlichkeiten brauchte, nicht gleich angetroffen werden konnten, weil sie zum Gabelfrühstück gegangen waren, so gingen zwei Stunden verloren, und als wir dann zur Cantine kamen und dieselbe durchsuchten, fanden wir natürlich keine Spur von einem Diamanten im Geldkasten des Wirthes und mußten beschämt wieder nach Hause gehen.

Eine solche oberflächliche Untersuchung — und mehr konnte ich leider nicht erlangen — war nun freilich die lächerlichste Farce von der Welt. Konnte der Schnapswirth, der seine Cantine in diesem öden menschenleeren Theile des Camps offenbar zu keinem andern Zwecke als zur Frequentirung seiner Negerkundschaft aus den benachbarten Diggercamps aufgeschlagen hatte, seine erhandelten Diamanten denn nicht in seinen Grasmatratzen, seinen Kleidern und Stiefeln, seinen Kochtöpfen verborgen halten oder unter seinem Bette im Sande vergraben haben? Und wegen einer solchen Komödie von Zeltdurchsuchung, die sich nur auf den officiellen und in die Augen fallenden Geldkasten im Ladentische beschränkte, hatte ich mich so vieler unnützen Lauferei unterzogen! Die Durchsuchung weiter auszudehnen, wäre jedoch ein Eingriff in die geheiligten Rechte des Zelteigenthümers gewesen. Das Princip: My house — my castle (mein Haus — meine Burg), das dem englischen Polizeibeamten den Eintritt in das Haus eines Verdächtigen bei Mangel an handgreiflichen Beweisen von dessen Schuld verbietet, gilt natürlich auch von einem Zelte, und der Polizeibeamte hätte sich bei ängstlicherer Durchforschung aller Winkel des Zeltes nur einer Anklage des Cantineninhabers wegen Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse ausgesetzt.

Der intelligentere Theil dieser Cantineninhaber macht sich übrigens sein Geschäft vollständig bequem und gefahrlos, indem sie an alle die schwarzen Dienstboten der ihnen benachbarten Diggers, die sie für ihre Zwecke gewonnen haben, einige Pfund Sterling vertheilen, damit sie sich dafür auf dem

Stempelbureau Debrislicenzen zum Durchsuchen der alten, schon durchsortirten und von ihren ehemaligen Herren verlassenen Schutthügel kaufen. Diese Debrislicenz berechtigt dann einen jeden derselben formell zum Verkaufe von Steinen! Erst vor ein paar Wochen fand ein mir bekannter Digger, als er eigenmächtig seine Kaffern auf ihrem Leibe nach gestohlenen Diamanten durchsuchte, nicht weniger als drei Debrislicenzen in den schmuzigen Ledersäckchen, die sie auf der Brust trugen, sodaß sie sich schon im voraus zum straflosen Verkaufe der in seinem Claim gefundenen Diamanten vorbereitet und gesichert hatten.

Ein dritter Grund, der mich zum Verkaufe meiner Claims trieb, war der, daß die Proprietors der Farm mir, wie vielen andern Diggers, letzthin ein gedrucktes und nur mit meinem Namen ausgefülltes Verbot zugesendet hatten, künftig noch auf meinem bisherigen Sortirplatze zu sortiren, da dieser Platz nach dem neu entworfenen Stadtplane innerhalb der Stadtgrenzen gekommen sei. Ich solle mir daher innerhalb der ausgesteckten Mining area (d. h. in weiter Entfernung von meinem Hause) einen neuen Sortirplatz herrichten!

Als ich diese Ordre bekam, stieg mir in der That das Blut zu Kopfe. Zu allen den unvermeidlichen Diebstählen en détail sollte ich mich nun auch noch dem Diebstahle en gros aussetzen, indem ein entfernter und isolirter Sortirplatz mir alle Möglichkeit benommen hätte, mich dem nächtlichen Wegfahren meines Diamantenstoffes zu widersetzen, während bei unmittelbarer Nähe des Sortirplatzes an meinem Hause, wie bisher, meine wachsamen Hunde dafür sorgten, daß so etwas bei Nacht nicht leicht unbemerkt vorkommen konnte. Oder hätte ich diesen reichen und doch so geldhungerigen Speculanten zu Liebe mein Camp, mein Haus und meinen Stall abbrechen und an einen entfernten Platz transportiren, sowie mein mir so lieb gewordenes Gärtchen andern Leuten überlassen sollen, nachdem die Bäumchen darin schon so groß geworden waren und mir solche Freude bereiteten?

Neben diesen Gründen und der Ermüdung sowie dem Verdrusse über die fortwährende Beraubung und Chicanirung

waren endlich auch noch ein vierter und ein fünfter Grund für mich durchschlagend. Viertens nämlich: der elend gesunkene Preis der großen New-Rushsteine, der einem wirklich alle weitere Lust zum Diggen benahm, und von dem durchaus nicht zu hoffen war, daß er sich innerhalb einiger Jahre ändern würde. Um kleine Steine zu finden, lohnt sich das Diamantengraben wahrlich nicht. Der Traum eines jeden Diggers waren immer nur die großen Steine! Sowie diese nichts mehr gelten, ist aller Reiz des Diggens absolut verschwunden.

Und fünftens: ich selbst war vor kurzer Zeit ein Opfer der allgemeinen Diebsverschwörung geworden, die jetzt hier die ganze Diggerbevölkerung mit einem unentrinnbaren Netze umzieht. Mein schwarzer Koch hatte in meiner Abwesenheit einen meiner Koffer aufgebrochen und daraus für 6000 Mark Steine entwendet und sich dann mit seinem Raube aus dem Staube gemacht. Ich werde auf diesen Raub in einem der nächsten Kapitel ausführlicher zurückkommen; für diesmal bemerke ich nur, daß er meinen Gründen für ein Aufgeben des Diggerlebens die Krone aufgesetzt hat.

Beinahe jeden Tag hört man von neuen ähnlichen Räubereien. In einer Woche allein sind für 5—6000 Pfd. St. Diamanten und Juwelen durch nächtlichen Einbruch bei einem Diamantenkäufer und einem Uhrenhändler gestohlen worden. Wären wir in Amerika, so würde an einem der nächsten Tage eine Annonce etwa im „New-York Herald" erscheinen:

„Gestohlen am ... August — so und so viele Diamanten, oder Uhren von ..... Street Nr. so und so. Dem Diebe werden, wenn er die Sachen an einem von ihm zu bestimmenden sichern Orte dem Eigenthümer oder dessen Agenten (Law Agent) zurückbringt, so und so viele tausend Dollars versprochen. No Questions asked (d. h. kein Mensch wird ihn mit Fragen belästigen)."

Die letzte Zusicherung ist die wesentlichste; der Dieb wird einen Bevollmächtigten an den bestimmten Ort senden, der mit dem Agenten des Bestohlenen eine sichere und seine Person nicht in Gefahr bringende Wiedererstattung des gestohlenen Gutes verabreden wird. So werden dergleichen Geschäftsangelegen-

heiten unter den Augen der herrlichen Polizei der schönen Stadt Neuyork erledigt, und viele sonst sehr feine Leute widmen sich dort nur diesem gemüthlichen Gebrauche zu Liebe der lucrativen Diebscarrière. Es ist im Princip ungefähr dieselbe Methode wie unter den sicilianischen Räubern das Entführen der Reisenden in die einsamen Gebirge und das spätere Wiederloslassen derselben gegen Zahlung einer gewissen von ihnen verlangten Auslösungssumme.

Bis hierher nach den Diamantenfeldern ist aber diese feine amerikanische Geschäftstechnik noch nicht vorgedrungen. Der Dieb behält einfach seinen Raub und überläßt es ruhig dem Genie und dem Scharfsinn des Bestohlenen, ob er ihn zunächst erst entdecken und auffinden, ob er ihn dann mit den hölzernen und paralysirten Fäusten des englischen Gerichtsverfahrens wird packen, und endlich, ob er ihm nach allem diesem sein Verbrechen vor dem Richter wird mathematisch wie $2 \times 2 = 4$ beweisen können. In der Regel hat sich der Schlaukopf schon dermaßen vorgesehen, daß ihn die ungelenke, schwerfällige und blinde Dame Justitia nicht so leicht an seiner schlüpfrigen und geölten Haut wird fassen können.

Einem der ersten, d. h. frühesten Diggers der Diamantenfelder, Kapitän R., passirte auf seinem allabendlichen Nachhauseritte nach seiner Villa in Old De Beers nur 50 Schritte von meinem Camp neulich Abends 9 Uhr die unerwartete Ueberraschung, daß vier Kerle mit schwarzgefärbten Gesichtern, aber weißen Händen sein Pferd anhielten und ihn von demselben unhöflich genug herunterrissen. Während nun drei davon ihn festhielten und ihm ein Tuch in den Mund stopften, durchsuchte der vierte seine Taschen und eignete sich seine reich mit Diamanten und Banknoten angefüllte Brieftasche an. Dann schien ihnen auch noch sein Rock, seine Weste und ach — auch seine Beinkleider zu gefallen, denn sie entledigten ihn derselben, um sie als Andenken zu behalten. Das Pferd ließen sie jedoch, animirt durch einige Schläge, großmüthig nach seinem Stalle laufen, wo dasselbe athemlos ankam und die ihren Gemahl zum Abendessen erwartende junge Frau nicht wenig in Schrecken versetzte. Bald kam auch der arme Ehe-

mann in seinem unhoffähigen Costüm an und konnte ihr nun sein pikantes Abenteuer bei einem schmackhaften Souper mit allen Details erzählen.

Ich brauche wol nicht hinzuzufügen, daß einer solchen Polizei wie der hiesigen noch heute die Thäter dieses frechen Attentats unbekannt sind, ebenso wie die der vorher erwähnten Einbrüche. Die Polizeibehörde beschäftigt sich hier überhaupt gar nicht mit dem Ausspioniren von Uebelthätern, scheint vielmehr anzunehmen, daß es sich für den Bestohlenen gehöre, auf eigene Kosten einen sogenannten Detective (Polizeispion) zu engagiren.

Leider gibt es solcher Detectives, die durchaus nicht mit den executiven Polizeidienern oder Polizeisoldaten zu verwechseln sind, hier nur zwei oder drei weiße und einige schwarze. Die eigentliche Polizeimannschaft, die zum großen Theile aus militärisch geschulten Soldaten besteht, welche sich ursprünglich nur zum Grenzwachtdienst gegen die Kaffern, aber nicht als Polizeidiener anwerben ließen, hat im allgemeinen einen großen Widerwillen dagegen, sich zum Civil-Polizeidienst verwenden zu lassen, und thut deshalb darin nur sehr schlaff und mismuthig ihre Pflicht, um so mehr, als sie noch dazu sehr schlecht bezahlt ist.

Auch ist für eine so große Anzahl von Spitzbuben, die beinahe das ganze schwarze Camp umfaßt, die Zahl der Polizeimannschaft so lächerlich gering und unzureichend, daß ebendeshalb der Arbeit für sie viel zu viel ist, was als natürliche Folge eine höchst mangelhafte und ineffective Dienstleistung nach sich zieht.

Die einzige Möglichkeit, mit den gewerbsmäßigen Käufern gestohlener Steine fertig zu werden, bietet das sogenannte Trapsystem (Fallensystem). Es besteht darin, dem verdächtigen Käufer am späten Abend einen weder mit Claim- noch Debrislicenz versehenen schwarzen Dienstboten mit einem Diamanten ins Zelt oder Comptoir zu schicken, welcher ihm den Stein zum Kaufe anzubieten hat. Geht er in die Falle, so erscheinen plötzlich auf ein Zeichen des Negers ein paar draußen wartende weiße Männer, um den Händler en flagrant délit zu

arretiren, worauf derselbe dem Magistrat zur Bestrafung übergeben wird.

Die letztere ist sehr gering; der Inculpat hat im ersten Falle 100, bei Wiederholungsfällen bis 500 Pfd. St. Strafe an die Staatskasse zu zahlen. Wenn sich der Digger findet, dem die gestohlenen Steine gehörten, so kann dieser nur durch Civilklage die Erstattung des wahren und bewiesenen Werthes derselben vom Händler erlangen.

Da die englische Justiz aber so schrecklich theuer ist, so wird kein Digger eine solche Klage erheben, wenn seine Evidence nicht vollständig mathematisch sicher ist. Der Händler darf übrigens immer Bail zahlen, d. h. eine Caution dafür, daß er später am bestimmten Tage zur Gerichtsverhandlung erscheinen wird. Also nicht einmal die Unannehmlichkeit, einige Tage im Gefängnisse zuzubringen, erwartet ihn! Was ist denn nun eine Strafe von 100 oder 200 Pfd. St. für einen Geschäftsmann, der in seinem verbrecherischen Geschäfte Tausende von Pfund Sterling monatlich verdient? Er wird sie mit der größten Gleichgültigkeit zahlen und sich das nächste mal besser vorsehen.

Als dieses Trapsystem, das in der ersten Zeit allerdings, solange es neu und überraschend war, zahlreiche Convictionen (Ueberführungen) und Verurtheilungen zur Folge hatte, zuerst seitens des von den Diggers zu ihrem Schutze gebildeten Vigilance Committee aufkam, erhob sich dagegen ein allgemeiner Sturm und Wuthschrei des in gestohlenen Steinen speculirenden Theils der Diamantenhändler. Das Vigilance Committee wurde in bezahlten Zeitungsartikeln mit Koth und Galle beworfen und ein Virulent Committee (Gift- und Bosheitscomité) geschimpft, und die Regierung wurde von gewissen einflußreichen Diamantenhändlern um Schutz gegen diese sich selbst constituirt habende gefährliche Diggerpolizei angerufen. Das Trapsystem wurde für unmoralisch und dem Geiste des englischen Gerichtsverfahrens widersprechend erklärt. Das ist es denn allerdings auch, aber dennoch war es bei der Unbehülflichkeit und Schwäche des englischen Gerichtsverfahrens

das einzige Mittel, das den Diggers einigermaßen noch Hülfe bringen konnte.

Die Regierung theilte die Ansicht der petitionirenden Diamantenhändler und ließ nicht nur dem Vigilance Committee die so dringend nöthige Unterstützung nicht zutheil werden, sondern legte ihm geradezu Hindernisse und Beschwerungen aller Art in den Weg, sodaß sich das Committee, dessen Mitglieder alle unentgeltlich ihre mühevolle und ärgerreiche Thätigkeit verfolgten, gezwungen sah, sich endlich wieder aufzulösen. Es hatte nur vom 1. September 1873 bis 28. Februar 1874 bestanden und durch Subscription 210 Pfd. St., von der Regierung nur 51 1/2 Pfd. St. (!) erhalten, von welcher Summe 120 Pfd. St. für eingeborene Detectives, 60 Pfd. St. für Versuchsdiamanten, 20 Pfd. St. in kleinen Ausgaben und 60 Pfd. St. in Vergütung für die verlorene Zeit der ihre Claimarbeit versäumenden Diggers verausgabt worden waren. Das Comité hatte nur aus 12 activen Mitgliedern bestanden und dennoch während der sechs Monate seines Bestehens die folgenden günstigen Erfolge erzielt: 41 Ueberführungen und Verurtheilungen gegen reguläre Diamantenkäufer und Diamantendiebe, 40 desgleichen gegen Cantinenwirthe, die schwarzen Dienstboten Schnaps für Diamanten verkauften, und gegen 100 Arretirungen wegen Gesetzesübertretungen, die mit dem Handel in gestohlenen Steinen in Zusammenhang standen.

Man mag gegen das Trapsystem sagen, was man will — es bietet bei den gegenwärtigen englischen Gesetzen die einzige Möglichkeit, einen gewerbsmäßigen Käufer gestohlener Steine zu packen. Nehmen wir an, daß der Diamantenhändler A. seit Monaten vom Einkaufe gestohlener Steine lebt. Er hält vier oder fünf Kaffern zur Unterstützung seines Geschäfts. Man hörte ihn einmal seinem Kafferndienstboten eine gewisse Summe für einen Diamanten anbieten. Wie in aller Welt kann dieser Schuft zur Bestrafung gebracht werden außer durch das Trapsystem?

Zur Zeit, als man ihn Geld für den Diamanten anbieten hörte, konnte man ihm nichts anhaben, da er den Diamanten nicht in Wirklichkeit kaufte, und da die documentirte Absicht,

ein Verbrechen zu begehen, ohne erfolgte Ausführung nach englischem Gesetze nicht bestraft werden kann. Wollten die Detectives des Vigilance Committee die Schwarzen abfangen, die sie zum Verkauf der Steine in sein Comptoir eintreten sahen, so würden zwar diese Schwarzen, im Falle sie ohne eine Claim- oder Debrislicenz betroffen, aber nicht er, der Käufer, straffällig sein. Wenn die Detectives die Schwarzen ruhig in das Comptoir hineingehen lassen und abwarten, daß der Diamantenkäufer denselben Geld für die gebrachten Steine gibt, und hiernach jetzt erst die Schwarzen arretiren, so können sie ja dann nicht nachweisen, daß dieselben das Geld von ihm und für einen gestohlenen Diamanten empfangen haben.

Es bleibt also nur das einzige Mittel übrig, durch einen ausdrücklich von den Detectives beauftragten Schwarzen den Händler zum Kaufe eines ihm billig angebotenen Steines zu versuchen und zu verlocken und ihn dann auf frischer That zu ertappen und zu arretiren.

Was war aber die Haltung der Regierung gegenüber diesem einzigen und letzten Nothbehelfe des von den Diggers zu ihrem eigenen Schutze unterhaltenen Vigilance Committee? Die folgenden denkwürdigen Worte des königlichen Magistrats in Dutoitspan, des Herrn Gray, gesprochen bei Gelegenheit der Zurückweisung einer von Mitgliedern des Vigilance Committee anhängig gemachten Anklage, zeigen deutlich, welchen Schutz die Regierung den vielgeplünderten Diggers zu geben entschlossen war: „Ich nehme diese Gelegenheit wahr, um öffentlich meinen Protest gegen das jetzt vom Vigilance Committee gepflegte Trapsystem zu erklären und um allgemein bekannt zu machen, daß ich es nicht in meinem Gerichtskreise dulden werde. Eine Falle zu stellen und einen Mann zu versuchen, ein Verbrechen zu begehen, ist im höchsten Grade unzulässig, und überall, wo englisches Gesetz gilt, verdammt worden. Und ich werde sicherlich nicht eine solche boshafte und rechtswidrige Praxis in meinem District fortsetzen lassen.“

Diese goldenen Worte zeigen den Diggers deutlich, welche Stellung die Regierung zwischen ihnen und den einflußreichen

Speculanten in gestohlenen Steinen einnimmt; es ist immer und immer wieder das alte schon früher den holländischen Boers gegenüber in Bezug auf ihre Kafferndienstboten angewendete blödsinnige System: den Leidenden die Selbsthülfe zu verbieten, während die Regierung doch weder die Lust noch die Mittel hat, sie mit ihrer Macht zu beschützen.

Wie ein Theil selbst der anständigen Diamantenkäufer über das Einkaufen von gestohlenen Steinen denkt, zeigen zwei Gespräche, die ein mir bekannter Digger zu verschiedenen Zeiten mit ein paar solchen regulären Diamantenkäufern hatte. „Ich bin hierher gekommen, um mir ein Vermögen zu machen", sagte der eine, „und ich habe es gemacht! Aber wenn ich nur Diamanten von Ihnen und von den rechtmäßigen Eigenthümern hätte kaufen wollen, so würde ich keine 100 Pfd. St. gemacht haben!"

Der andere sagte: „Wenn ein Diamant im Werthe von 450 Pfd. St. mir von einem beliebigen Verkäufer angeboten wird, und ich denke, es ist ein gestohlener Stein, so offerire ich dafür nur 150 Pfd. St., und bekomme ihn auch allemal dafür. Warum sollte ich mir denn die Chance aus den Fingern gleiten lassen, im Handumdrehen 300 Pfd. St. zu verdienen?"

Die Mehrzahl dieser scrupelfreien Diamantenkäufer sehen also auf das Schicksal des einen von ihnen, der einmal das Pech hat in die Hand der Gerechtigkeit zu fallen, nur wie auf eine bloße Geschäftseventualität und ein kleines Geschäftsrisico. Sie haben so wenig Chancen gegen und so viele für sich, daß sie gern das kleine Procent von Risico gegen die enormen Gewinnchancen mit übernehmen. In der gleichen Geschäftssicherheit wiegen sich die zahlreichen Schwarzen, die von der Agentur des Vertriebes der den Diggers gestohlenen Steine leben. Ein Spaziergang außerhalb des dichter bevölkerten Theils des New-Rush-Camps, in dessen nur dünn mit Zelten und Hütten von Eingeborenen bestreuten äußern Umgebungen, muß jeden vernünftigen Menschen überzeugen, daß die vielen Hunderte von müßiggängerischen schwarzen Männern und mit Juwelen geschmückten Weibern, die den

ganzen Tag über im Sonnenscheine rauchend, schwatzend und schlafend um ihre Hütten herumliegen, umlagert von Banden nackter Kinder, nicht vom Ertrage ehrlicher Arbeit leben können. Erst bei Nacht fängt es an, in diesen Theilen des Camps lebendig zu werden. Fremde Kaffern wandern von allen Enden des Camps zu und verweilen halbe Stunden in diesen Zelten und Hütten ihrer Agenten, sicherlich nicht um mit ihnen Psalmen zu singen oder um ihnen Geschichten zu erzählen!

Ein zweiter Diebstahl nach dem ersten von meinem Koche verübten war mir jedenfalls auch noch zugedacht. Eines Nachts etwa um 1 Uhr erwachte ich, da ich einen sehr leichten Schlaf habe, infolge eines leisen Geräusches an meinen Fensterläden. Es war wie ein leises Drehen oder Sägen an den eisernen Angeln, wodurch dieselben an die Holzwand angeschraubt waren. Als ich mich des Geräusches vergewissert hatte, erhob ich mich und trat leise, meinen Revolver in der Hand, an die Thür, öffnete sie sacht und rief nun laut: „Wer da?" Es war eine stockfinstere Nacht, ich sah daher nichts, aber ich hörte, daß ein Mensch eilig davonlief, den ich zu verfolgen natürlich nicht Lust hatte. Ich gab einen Schuß in die Luft, um dem Flüchtling anzudeuten, was ihn bei seiner etwaigen Wiederkehr erwarten würde, und ging wieder zu Bett. Meine Hunde hatten nichts von dem leise herangeschlichenen Fremdling bemerkt, denn sie lagen zufällig gerade in tiefem Schlafe auf der entgegengesetzten Seite des Hauses. Als ich dann früh bei Tageslicht den Fensterladen untersuchte, fand ich, daß elf der Schrauben, welche die eisernen Winkelbänder des Ladens an die Wand des Hauses festhielten, herausgedreht waren, und daß der Dieb nur noch sieben andere hätte herauszudrehen brauchen, um dann den Laden öffnen, das Fensterglas mit einem spitzen Diamanten zerschneiden und nun durch das Fenster einsteigen zu können. In diesem Falle wäre er wahrscheinlich leise an mein Bett herangetreten und hätte mir Chloroform unter die Nase gehalten.

Auch meinem deutschen Nachbar Herrn Trübenbach war eine ähnliche Beraubung zugedacht. Als ich zufällig eines Abends am Eingange seines Gartens vorbeiging, ließen vor

seiner Eingangspforte ein paar Neger plötzlich einen Koffer, den sie trugen, fallen und ergriffen hastig die Flucht. Der Koffer, den ich nun in Augenschein nahm, war schon aufgebrochen; die Spitzbuben waren aber, erschreckt durch meine harmlose Erscheinung, noch zur richtigen Zeit verhindert worden, den Inhalt sich anzueignen. Ich schickte sofort zum Comptoir des Herrn Trübenbach in die Stadt, und als er nun eilig herankam und wir sein Haus untersuchten, fanden wir, daß alle seine Kisten und Koffer aufgebrochen, die inliegenden Wäsche- und Kleidungsstücke herausgeworfen und bunt in den Zimmern herumgestreut waren. Die Diebe hatten offenbar nach Geld gesucht, aber keins gefunden, da Herr Trübenbach weise genug ist, alle seine baaren Schätze auf der Standard Bank zu verwahren.

Auch in der Kopje selbst machte sich die Thätigkeit von Spitzbuben bemerkbar. In hellen Mondscheinnächten kam es jetzt öfter vor, daß fremde Leute, die gar keine Claims hatten, mit fünf oder sechs Helfershelfern ganz ungenirt sich zur einen Hälfte in einen Claim, zur andern Hälfte auf das zu demselben gehörige Staging begaben und nun die einen die ganze Nacht hindurch Stoff ausgruben, die andern denselben auf dem Stahlseile nach außen beförderten. Dieses Geschäft ging ohne alle Gefahr vor sich, da natürlich kein Digger daran denken kann, bei Nacht eine Schildwache an seine Winde und in seinen Claim zu stellen, und da ebenso wenig die Regierung an eine, solche Beraubung irgendwie verhindernde, Maßregel dachte. Nun alle diese von mir aufgezählten Facta zeigen wol hinlänglich, daß die Zustände hier in den Dry Diggings von Monat zu Monat gemüthlicher werden, und daß meinem Claimverkaufe in der That wol sehr durchschlagende Motive zu Grunde lagen.

Wie in einem solchen Sodom und Gomorrha selbst der friedlichste Mensch, die inoffensivste und ruheliebendste Seele in Streitigkeiten verwickelt werden kann, dafür kann ich in eigener Person ein eclatantes Beispiel liefern. Ich, der ich nie früher in meinem ganzen Leben persönlich etwas mit Gerichten zu thun gehabt habe, ausgenommen mit dem tür-

'en Kriegsgericht bei meinem dreiwöchentlichen Aufenthalte
der türkischen Gefangenschaft, der sich ja aber nur auf den
ıerechtfertigten Verdacht begründete, daß ich ein russischer
ıion sei — ich hatte hier in Kimberley nun schon elfmal,
zehn Fällen als gezwungener Kläger, vor dem öffentlichen
.erichtshofe erscheinen müssen, nämlich einmal vor dem High
ourt und zehnmal vor dem Magistratsgerichtshofe.

Ich will die sämmtlichen Fälle hier kurz andeuten, da sie
.n helles Streiflicht auf hiesige Personen und Zustände
.erfen.

Ich hatte einem Digger meine beiden frühern Claims
/a Nr. 74 und 1/4 Nr. 465 verkauft. Er bat mich, zunächst
.nit der Anzahlung eines Theils des Kaufgeldes mich zu be-
gnügen, sodaß er den Rest desselben, 250 Pfd. St., erst nach
einigen Monaten zu bezahlen brauche. Da ich ihn für einen
Gentleman hielt, so bewilligte ich ihm diesen Wunsch, und
nahm nicht einmal etwas Schriftliches darüber. Aber Monat
um Monat verging, ohne daß Herr — an die Bezahlung
seiner Restschuld gedacht hätte. Endlich schrieb ich ihm einen
Brief, worin ich ihn sehr höflich an dieselbe erinnerte. Da
ich in Erfahrung gebracht, daß er mit meinem Gelde unter-
dessen sehr glücklich in Claims speculirt hatte, so wies ich in
meinem Schreiben darauf hin, wie unbillig es sei, daß er
mir mein Geld, dessen Erhebung beim Bankier mich doch
10 Procent an Provision, Commission und Wechselverlust
gekostet hätte, so lange vorenthielte, während er damit sich
unablässig reiche Procente verdiene. Auf meinen Brief erhielt
ich eine maßlos grobe und insultirende Antwort, worin er
mich einen Verrückten nannte und jede weitere Schuld an
mich rundweg ableugnete.

Ich war also gezwungen, den speculativen [illegible] zu
verklagen, und da die Summe 250 Pfd. St. betrug, so kam
die Sache vor den High Court. Weil ich nichts Schriftliches
über unsere Transactionen in Händen hatte, außer [illegible]
Bleistiftnotizen in meinen Tagebüchern, die ich auf der [illegible]
bezogen, so fürchtete ich sehr, daß diesmal die [illegible]
über meine [illegible] [illegible]

keit den Sieg davontragen und ich die Schuld verlieren würde. Zudem war mir das Erscheinen vor dem öffentlichen Gerichtshofe, vor den feierlich in langen schwarzen Talaren dasitzenden ernsten Wächtern des Gesetzes und vor der zahlreichen Versammlung des Publikums eine höchst peinliche Sache und außerdem meine zwei Stunden lang dauernde Examination in englischer Sprache um so beschwerlicher, als ich diese Sprache wol für den gewöhnlichen Gebrauch ganz gut innehabe, bei einer gerichtlichen Verhandlung aber doch öfter Fragen, Ausdrücke und Phrasen vorkommen, deren juristische Tragweite ich nicht gleich verstehen und beurtheilen konnte.

Zum Glück ersah der Lord-Oberrichter jedoch sehr bald aus dem ganzen Betragen meines Gegners, aus seinen sich immer widersprechenden und unlogischen Antworten, sowie aus seiner sackgroben, seine Lügenhaftigkeit und Geldgier ins klarste Licht setzenden Correspondenz, daß das Recht unmöglich auf seiner Seite sein konnte. Der Umstand, daß derselbe einem von mir beigebrachten Zeugen vor einigen Monaten es im Gespräche offen eingestanden hatte, daß er mir noch 250 Pfd. St. schulde, sprach nun vollends gegen ihn. Es wurde daher nach achtstündiger Sitzung die Sache für mich entschieden und der unredliche Schuldner zur Zahlung der Klagsumme und der Kosten verurtheilt. Die Höhe der erstern betrug 250 Pfd. St., die der letztern, incl. der Kosten meines Advocaten, ebenso viel, sodaß der diesmal nicht reussirende Speculant im ganzen 500 Pfd. St. zu zahlen hatte. Außerdem hatte auch ich noch 35 Pfd. St. Privatgebühren an meinen Attorney zu zahlen, die mein Gegner nicht zu vergüten hatte.

Aber ein ausgesprochenes und ein vollzogenes Urtheil sind in Griqualand noch zwei ganz verschiedene Dinge. Die Gerichtsbehörde kümmert sich nach veröffentlichtem Urtheilsspruch nicht weiter um dessen Ausführung, sondern überläßt die Sorge dafür ausschließlich dem Interessenten selbst.

Man machte mich nun darauf aufmerksam, daß, wie in ähnlichen Fällen schon so oft vorgekommen, der zur Zahlung verurtheilte Herr wol rasch seinen Claim in andere Hände geben und sich bei Nacht und Dunkelheit über die nahe Grenze

nach dem Freistaate verziehen könnte, in welchem Falle ich dann das Nachsehen haben würde.

Ich ließ daher durch einen meiner Leute allnächtlich sein Zeltcamp bewachen, um mir bei dem mindesten Zeichen von Reisevorbereitungen sofort Nachricht zu geben und meinen Schuldner dann mit rasch herbeigerufener polizeilicher Hülfe arretiren zu können. Am liebsten hätte ich ihn, solange als er mir nicht irgendeine Sicherheit für die Erfüllung des Urtheilsspruchs in die Hände gegeben, eingesperrt; aber das erlaubt ja das die Freiheit des Individuums so ängstlich schützende englische Gesetz nicht. Ich war daher recht froh, als endlich ein Vergleich zwischen ihm und meinem Advocaten zu Stande kam, wonach er mir sogleich einen seiner Claims abtrat, auf der 5. Road, der zu 120 Pfd. St. angerechnet wurde (ein Viertelclaim), und den Rest in einem Wechsel auf zwei Monate, den er auch dann richtig einlöste. Hoffentlich wird der Herr von diesem unleidlichen Processe sich die Weisheitsregel zu Nutze gemacht haben, daß Redlichkeit immer die beste Politik ist. Uebrigens hatte ich ihm, trotz aller Unannehmlichkeiten, die ich ihm wegen seiner Zahlungsweigerung zu bereiten gezwungen war, doch einen großen Dienst geleistet und ihm, wie man zu sagen pflegt, auf den Strumpf geholfen; denn mit dem Gelde, das er von mir so lange innebehalten, und dem andern Gelde, das er am sofortigen mühelosen Wiederverkauf meiner ihm so billig überlassenen Claims verdient hatte (beide Summen zusammen betrugen 600 Pfd. St. = 12000 Mark), hatte er sich unter Zulage von 400 Pfd. St. von seinem eigenen Gelde einen reichen Riffclaim, Viertelclaim, für 1000 Pfd. St. gekauft, worin er täglich 15—20 Diamanten fand. Seine crasse Undankbarkeit gegen mich war deshalb nur um so empörender.

Mein zweiter Proceß war gegen dasselbe Individuum gerichtet. Ich hatte leider erst zu spät erfahren, daß er mir den wahren Verkaufspreis meiner Claims verheimlicht und mir um 200 Pfd. St. zu wenig angegeben hatte. Ich hatte mir nämlich vorher von einem gewissen Mehrgewinn beim Verkaufe die Hälfte ausbedungen gehabt. Leider erst zu spät hatte ich

die Käufer der beiden Claims ausfindig machen können, infolge des absoluten Mangels an einem Adreßbuche und an Häuser- und Zeltnummern. Von den Käufern hatte ich dann erfahren, daß mein Schuldner 350 Pfd. St. mehr für meine Claims beim Wiederverkaufe erhalten, als ich ihm abverlangt hatte. Auf einen Theil dieses Geldes, der sich auf den Viertelclaim Nr. 465 bezog, im Betrage von 100 Pfd. St., hatte ich nach unserer ausdrücklichen frühern Verabredung einen rechtlichen Anspruch, den aber Herr — wiederum vollständig ableugnete. Hätte ich die neuen Entdeckungen früher gemacht, so wäre ich im Vortheil gewesen, diese Klage in meine frühere mit einschließen zu können; so aber war ich gezwungen, deshalb später wieder eine eigene Klage einzuleiten, und zwar, da das Klagobject nur 100 Pfd. St. betrug, diesmal vor dem niedern Gerichtshofe, dem Magistrat.

Diesmal aber verlor ich leider meine Sache, da der Magistrat Herr G. erklärte, es sei jetzt zu spät für eine Klage, die mit der frühern hätte vereinigt werden müssen, und es sei unzulässig, wegen ein und derselben Sache zwei verschiedene Processe anhängig zu machen. So sehr auch dieses oberflächliche Urtheil juristisch anfechtbar war, so beruhigte ich mich doch dabei, da eine Appellation an den High Court wieder ein Heidengeld gekostet und doch wegen formeller Schwierigkeiten keinen sichern Erfolg gehabt haben würde. Ich ließ daher meinem Gegner seinen Sieg und das Bewußtsein, mich nach Kräften für seine egoistischen Zwecke ausgenutzt zu haben, und zahlte die 37 Pfd. St. Gerichtskosten dieser zweiten Klage.

Mein dritter Proceß war gegen einen holländischen Digger gerichtet, einen Claimnachbar, der in seinem Claim 10 Fuß tiefer war als ich in dem meinigen, und der aus der Wand meines Claims einen schönen Glasstein von 14 Karat herausgekratzt hatte, den er nun behielt und als sein Eigenthum beanspruchte. Glücklicherweise waren Zeugen zugegen gewesen, die mir von der Sache Mittheilung machten. Den Stein hatte mein Nachbar ein paar Tage darauf für 1800 Mark verkauft. Ich reclamirte den Stein, weil er erstens aus meiner

Wand genommen war, und da zweitens nach meinen Messungen mein Nachbar sich überdies eines Encroachment (Grenzüberschreitung) von 3 Zoll schuldig gemacht, indem er seiner Claimbreite diese 3 Zoll auf Kosten der meinigen hinzugefügt hatte.

Der Claiminspector bestätigte durch seine genaue Nachmessung das Bestehen eines solchen Encroachment, und der Umstand, daß der gefundene Stein mir gehörte, war dadurch über jeden Zweifel erhaben, weshalb mir der Stein auch in der Gerichtsverhandlung zugesprochen wurde. Dennoch hatte ich an meinen Advocaten in dieser geringfügigen Sache an Privatgebühren, woran der Beklagte nicht zu participiren brauchte, nicht weniger als 15 Pfd. St. (300 Mark) zu zahlen, sodaß mir von dem Verkaufserlöse des Steines nur 1500 Mark verblieben.

Aus diesen Beispielen ist ersichtlich, wie schrecklich theuer und für den Verlierenden geradezu ruinirend die Justiz in Griqualand ist. Es ist mir ein Fall bekannt geworden, wo ein einfacher Diggerdisput wegen eines auf der Grenze zweier Claims gefundenen Steines den Verlustträger 700 Pfd. St. (14000 Mark) an Gerichtsgebühren kostete, sodaß der ohnehin arme Mann dadurch vollständig bankrott wurde und sich gezwungen sah das Land zu verlassen. Und unter der guten alten Freistaatsregierung waren solche Diggerstreitigkeiten regelmäßig durch das Diggercomité für die bescheidene Summe von 5 Mark entschieden worden! Welcher Unterschied zwischen den Segnungen zweier Nachbarregierungen!

Meinen vierten allerdings nur sehr geringfügigen Proceß hatte ich gegen einen ungetreuen weißen Dienstboten, der, seitdem er sich dem Trunke ergeben, ungehorsam und aufsässig geworden war. Ich erwähne ihn nur, weil er mir Gelegenheit zu der Beobachtung gab, daß keiner meiner übrigen Dienstboten gegen seinen Kameraden Zeugniß ablegen wollte — aus Esprit de corps; infolge dessen kam der Thunichtgut mit einer sehr geringen Strafe davon.

Der fünfte Proceß war gegen mich gerichtet. Mein schwarzer Kutscher hatte das Unglück gehabt, beim scharfen

Umwenden um eine Straßenecke an einer abschüssigen Stelle mit vollbeladenem Karren an ein anderes Gefährt anzufahren, wodurch das Pferd des letztern verwundet worden war. Der Herr ist für die Nachlässigkeiten und Vergehen seines Dieners, wenn diese für andere üble Folgen haben, verantwortlich, und ich wurde daher auf Schadenersatz verklagt. Der Fall wurde durch einen Vergleich erledigt.

Mein sechster Proceß, der aber nur vor dem Richterstuhle des Claiminspectors entschieden wurde, hatte zum Gegenstand ein großes Encroachment meines Claimnachbarn auf Road Nr. 8. Derselbe war eine Woche lang, während ich in meinem Claim Nr. 5 arbeitete, nicht weniger als 3 Fuß in meine Claimwand hineingegangen, auf einer Tiefe von 10 Fuß, und hatte mir dadurch wer weiß wie viele Fuder Diamantenstoff entzogen. In einem Diamantenclaim, wo möglicherweise ein kleiner Kubikzoll ein ganzes Vermögen enthalten kann, hat das genaue und scrupulöse Innehalten der gegenseitigen festbestimmten Grenzen unter Claimnachbarn die allergrößte Wichtigkeit. Es ist unter den Diggers Gebrauch, wenigstens alle Wochen einmal mit Tape Line (Meßschnur) und Senkblei ihre Claimgrenzen genau nachzumessen, um zu sehen, ob sie irgendwo durch den Nachbar verletzt sind. Encroachments, mit oder ohne Absicht, sind an der Tagesordnung, und der Claiminspector nebst seinem Gehülfen hat tagaus tagein mit Nachmessen zu thun, da er in erster Instanz jeden vor ihn gebrachten Disput über Claimgrenzen zu entscheiden hat.

Sein Amt ist ein ziemlich schwieriges, da manchmal verschiedene Resultate sich ergeben, wenn man nur einen Claim, oder wenn man, 60 oder 90 Fuß weiter gehend, über zwei oder drei Nachbarclaims nachmißt, deren Grenzpunkte vielleicht auch nicht ganz mathematisch genau in Ordnung sind, sodaß die Resultate zwischen zwei solchen verschiedenen Messungen dann leicht um ganze Zolle, oder gar um mehrere Zolle differiren können. Zudem sind viele Punkte, von wo aus eigentlich gemessen werden müßte, dem Inspector nicht zugänglich, da ein Thurm oder ein Abgrund sich dem Anlegen der Tape Line widersetzt. Hier und da ist auch ein Claim

früher nicht ganz genau ausgemessen worden, und dann macht sich der Uebelstand bemerklich, daß der Fehler, indem man mit dem Messen vom ersten Claim ausging, sich auf eine ganze Reihe von andern Claims fortsetzt; wo nun solche von verschiedenen Ausgangspunkten abgemessene Claimreihen zusammenstoßen, da kann der in der Mitte liegende Claim leicht einige Fuß zu wenig oder auch zu viel haben. Das gibt dann einen fetten Streitfall für die Advocaten des High Court ab, wenn sich einer der veruneinigten Nachbarn nicht dem Urtheile des Claiminspectors unterwerfen, sondern an den höhern Gerichtshof appelliren will.

So war der Fall auch bei meinem Claim ein etwas unbestimmter. Maß man von drei oder vier weiter gegen Norden gelegenen Claims aus, so war meine nördliche Grenzlinie richtig; maß man dagegen ebenso weit von Süden her, so hätte meine südliche Grenzlinie eigentlich um $4^1/_2$ Fuß vorgerückt werden sollen, statt der 3 Fuß, um welche die reglementsmäßige Breite meines Viertelclaims, der $7^1/_2$ Fuß breit sein sollte, durch meinen Nachbar verkürzt worden war.

Mein Nachbar war leider ein sehr hartköpfiger und streitlustiger Gesell, dabei ein unverschämter Grobian, und er erklärte, daß er mir lieber den Kopf einschlagen, als sich meiner verlangten Grenzregulirung fügen werde. Nach dieser Drohung ging ich nie mehr ohne einen Revolver in meinen Claim — auch eine Annehmlichkeit des Diggerlebens! So etwas kann nun freilich nur hier in den trockenen Diggings, nie aber am Flusse vorkommen!

Eines Tages, als mein böser Nachbar wieder rücksichtslos mit seiner Picke in meine Claimwand hineinschlug und wir deshalb hart aneinandergerathen waren, rief er zum Beistande für sich einen sehr wild und rabiat aussehenden langbärtigen Claimnachbar von der andern Seite heran, der sofort wüthend gegen mich Partei nahm. Derselbe bedrohte mich, wenn ich nicht endlich ruhig sein wolle, mich von der hohen Wand meines Claims in den circa 25 Fuß tiefern Nachbarclaim hinabzuwerfen. Ich hatte aber diesem neu intervenirenden Nachbar sofort an seinem schlechten Englisch und seiner eigen-

thümlichen Wortbetonung angemerkt, daß er wol ein Deutscher sein müsse. Deshalb rief ich ihm zu: „Schämen Sie sich doch, Herr, für einen Africander*) Partei gegen einen deutschen Landsmann zu nehmen!“ Diese wenigen deutschen Worte hatten einen merkwürdigen Erfolg. „I warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt, daß Sie ein Deutscher sind?“ antwortete er, und wendete sich mit derselben Heftigkeit, die er vorher gegen mich gezeigt, nunmehr gegen meinen Gegner. Er bewies letzterm, daß er im klaren Unrechte sei, und als dieser ihm, ganz verblüfft über eine so plötzliche Sinneswandlung, grobe Rede mit grober Antwort erwiderte, da war es der Deutsche, mein so rasch gewonnener neuer Freund, der jetzt seinerseits meinem Nachbar ein Kopfeinschlagen in Aussicht stellte. (By Jove! I will knock you down!) Ein Amateurdigger muß doch curiose Situationen durchmachen!

Unser Disput wurde schließlich durch einen Machtspruch des Claiminspectors zu meinen Gunsten entschieden, aber das galt nur für die Zukunft; den in der Vergangenheit geraubten Stoff konnte ich dem boshaften Nachbar ohne Anhängigmachung eines Processes vor dem High Court nicht wieder abnehmen. Darauf verzichtete ich wegen der schauerlichen Kosten und der Unmöglichkeit, rechtsgültig zu beweisen, daß mein Nachbar in dem von meinem Claim geraubten Stoffe auch wirklich Diamanten gefunden hätte.

Mein siebenter Proceß war nur ein Vertheidigungsproceß, den ich für einen meiner schwarzen Dienstboten, einen intelligenten Fingo Namens Friedrich führte.

Derselbe war von einer schwarzen Geliebten, der er, wie es scheint, untreu geworden war, aus Rache eines Verbrechens (Rape) angeklagt worden, welches in allen Ländern der Welt vom Gesetze äußerst hart bestraft wird. Da ich mich nun von der Unschuld des armen Teufels überzeugt hielt, derselbe aber zu mittellos war, um sich einen Vertheidiger nehmen zu können, und infolge dessen seine Verurtheilung vor dem High

*) Africander ist die landesübliche Benennung für Afrikaner holländischer Abstammung.

Court fast zweifellos erschien, weil die rachsüchtige Geliebte ihre ganze Verwandtschaft zur Zeugenschaft gegen ihn gewonnen hatte, so nahm ich mich Friedrich's an und bestellte für ihn in der Person des Barristers — einen Vertheidiger.

Die Verhandlung war insofern interessant, als die Klägerin und ihre schwarze Sippschaft mit einer Siegeszuversicht in den Saal traten, die jede Niederlage für unmöglich hielt, und sie nun von meinem Advocaten in ein furchtbares Kreuzfeuer (Cross Examen) genommen wurden, welches Stück für Stück die Haltlosigkeit ihrer Anklage offenbarte und sie selbst zuletzt mit Schande und Schmach bedeckte. Es wurde der Klägerin nachgewiesen, daß sie selbst, und in trunkenem Zustande, in mein Camp gekommen sei, um Friedrich einzuladen, mit ihr in ihre Hütte zu kommen, daß also die demselben vorgeworfenen Freiheiten, die er sich wol in der That gegen sie erlaubt haben mochte, keinesfalls ohne und gegen ihren Willen vor sich gegangen sein konnten, daß sie ferner, weit entfernt von der ihrem Gemahle gegenüber vorgeschützten scrupulösen ehelichen Treue, richtiger ein halbes Hundert Männer als ihre Gemahle bezeichnen dürfte, u. s. w. Kurz sie erhielt die verdiente öffentliche, allerdings nur moralische Züchtigung, und Friedrich, der schon zwei Monate im Gefängniß gesessen und jetzt während der Gerichtsverhandlung nicht ein einziges mal mit einer Frage hatte belästigt werden dürfen, wurde von den Geschworenen und dem Richter für unschuldig befunden und freigelassen. Seine Vertheidigung kostete mir 26 Pfd. St., die er versprach, mir durch fünfmonatlichen Dienst ohne Lohn abzuzahlen.

Das achte, neunte und zehnte mal war ich als Ankläger meines Diamantendiebes Commons und seiner Helfershelfer Pando und Harry, und das elfte mal als Ankläger des Diamantenhändlers D. vor Gericht. Ueber diese sehr charakteristischen Gerichtsverhandlungen werde ich in einem der nächsten Kapitel genauern Bericht erstatten.

Die Wahl des Mulattenkochs Commons war jedenfalls die unglücklichste unter allen meinen Dienstbotenwahlen gewesen; aber im allgemeinen hatte ich auch mit meinen übrigen Dienstboten nur wenig Glück gehabt, und ich habe nur den

Trost, daß auch meine übrigen Bruderdiggers zum größten Theile außerordentlich über ihre Dienstboten, weiße wie schwarze, zu klagen hatten.

Die unabhängige Stellung, welche die Dienstbotenklasse in allen neuen Colonien einnimmt, behagt einem an gehorsame und respectvolle europäische Dienstboten gewöhnten Lohnherrn schon so wie so nicht recht, und wenn nun noch besonders schlechte Eigenschaften, wie Widerspenstigkeit, Unehrlichkeit und die in den Colonien so häufige epidemische Trunkliebe dazukommen, so ist der viele Aerger begreiflich, den eine solche alltägliche unvermeidliche Umgebung auf das Gemüth eines friedliebenden Hausherrn ausüben muß.

Meine ersten Dienstboten, die unausstehliche betrunkene Negerbande, die mir während meiner Krankheit das Leben so verbitterte, habe ich schon früher beschrieben. Nach ihnen hatte ich, nach meiner ersten Rückkehr von Delports Hope, einen Mulatten aus Kapstadt, Namens Herbert, als Claimaufseher, der viele ausgezeichnete Eigenschaften hatte: er war nüchtern, religiös, gehorsam und respectvoll, und also ein wahres Muster von einem guten Diener. Leider konnte er nur sechs Wochen bei mir bleiben, da er wegen Geschäftsangelegenheiten nach Kapstadt zurückkehren mußte.

Nach ihm engagirte ich Herrn C., einen frühern Besitzer von Fischerbooten aus Kalkbay bei Kapstadt. Er empfahl sich zwar durch angenehmes Betragen und Thätigkeit; seine Gesundheit wurde aber zuletzt durch die anstrengende Beschäftigung in den heißen Claims erschüttert, und ein paar apoplektische Zufälle, die ihn mehrmals für längere Zeit arbeitsunfähig machten, waren für meinen Claimbetrieb sehr störend. Er ging vor ein paar Monaten nach den Goldfeldern, in der Hoffnung, dort sein Glück zu machen, und ließ mir seinen sehr jungen, merkwürdigerweise völlig kahlköpfigen Sohn zurück, der leider nur ein sehr mangelhafter Ersatz für ihn war.

Die von Zeit zu Zeit wechselnden weißen Diener, die ich noch neben diesen beiden hatte, taugten alle durchweg nicht viel, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß dieselben so manchen Diamanten aus meinen

Claims mit hinweggetragen haben, den sie mir zu übergeben vergaßen. Die Weißen der untern Klassen sind hier fast sämmtlich von einem ewigen Durste auf Schnaps geplagt, und leider gibt es zur Befriedigung dieser Passion gar zu viele Gelegenheiten, sowol für Weiße als auch für Schwarze.

Meinem Küchenhaushalte standen während meiner dreiundeinhalbjährigen Diggerzeit in Kimberley nacheinander nicht weniger als 12 Küchengeister vor, nämlich 4 Männer und 8 Frauenzimmer. Lange Dienstzeiten sind eben hierzulande noch nicht üblich geworden. Die Männer waren zweimal ostindische Coolies aus Madras, ein Sanct-Helena-Mann (Halb-Mulatte, vom Aussehen eines sehr verbrannten Spaniers) und der unglückbringende Mulatte Commons.

Die Köchinnen, die ich abwechselnd hatte, waren jede für sich in ihrer Art sehr interessant. Ich hatte nacheinander eine Mulattin, eine Hindu-Ostindierin, eine Engländerin aus Indien, eine Irländerin, eine Hottentottin, eine Amakosa-Kafferin, eine Deutsch-Amerikanerin und eine Engländerin aus Altengland. Eine wahre Blumenlese mit weißen, schwarzen und gelben Gesichtern! Jede von ihnen hatte ihre eigenthümlichen Tugenden und Fehler.

Die Mulattin war gehorsam und unterwürfig, aber steinalt, unsauber und schmuzig. Die Hindufrau, 18 Jahre alt, war gebaut wie eine Hebe, hatte ein reizendes Gesicht und ein höchst malerisches Costüm, war aber dabei sehr capriciös, empfindlich und rachsüchtig. Die Engländerin aus Kalkutta, Mrs. B., befand sich schon in „gesetzten Jahren" und war groß, stark und arbeitsam, ein wahrer Küchendragoner, aber von einer periodisch kommenden und gehenden Trunksucht beherrscht. Sechs Wochen lang arbeitete sie wie ein Pferd und ohne einen Tropfen Schnaps zu trinken, und dann auf einmal kam ihr ein unersättlicher Durst danach. Sie streckte nun drei Tage und drei Nächte lang wie eine Todte alle Viere von sich, unfähig zu jeder Arbeit und die ganze Zeit entweder heulend und ihren verstorbenen Mann beklagend oder schlafend. In dieser Zeit konnte ich mir dann selbst mein Essen kochen. Da half denn nichts als „austrinken lassen". Nach drei Ta-

gen war gewöhnlich der Raptus vorüber, und sie war dann wieder einen Monat lang, bis zum nächsten Anfall, das Muster einer fleißigen und keine Arbeit scheuenden Köchin. Auch sie ging zuletzt, nachdem sie ein Jahr lang bei mir geblieben war, nach den Goldfeldern, wo sie neuesten Nachrichten zufolge eine Waschanstalt errichtet hat.

Ihre Nachfolgerin, Mrs. Sh., eine Tochter der „Smaragdinsel“, unterschied sich von Mrs. B. hauptsächlich dadurch, daß sie immer und ohne Unterbrechung trank und dann mit einer unerschöpflichen Gesprächigkeit eine sehr starke Dosis von Eigensinn, Widerspenstigkeit und Hochmuth vereinigte. Ihr Gesicht war unabänderlich vom Schnapsgenuß geröthet; sie misverstand unablässig alles, was man ihr sagte, glaubte immer, man wolle sie beleidigen oder auf ihre übeln Eigenschaften anspielen, und fing fortwährend über die elendesten Bagatellen Krakeel mit aller Welt an. Ich hielt es nur einen Monat mit ihr aus, wiewol ich gern ihr hübsches, neunjähriges, goldblondes Töchterchen bei mir behalten hätte. Als ich ihr den Dienst aufgesagt, war sie aber nicht aus dem Camp zu bringen. Sie betrank sich nun aufs doppelte, und ich konnte sie nur dadurch los werden, daß ich ihre Möbel und Koffer auf einen Eselskarren aufladen und über den Marktplatz wegfahren ließ, worauf sie, unter lauten Verwünschungen und noch aus der Ferne mich mit hoch erhobener Schnapsflasche bedrohend, dem Karren folgte.

Ihre Nachfolgerin war Lees, die Korannahottentottin, erst 22 Jahre alt, aber ein Ausbund von Häßlichkeit, mit einem wahren Todtenkopfe, ohne Nase, mit keulenartig hervorstehenden Backenknochen und mit enggeschlitzten schiefen Eidechsenaugen à la Chinoise. Als Dienerin war sie gehorsam und nüchtern und konnte ganz leidlich kochen. Sie begnügte sich mit einem Monatslohne von 2 Pfd. St., während Mrs. Sh. 6 Pfd. St. beansprucht hatte.

Durch sie machte ich Bekanntschaft mit ihrem Stammeshäuptlinge, einem steinalten Hottentotten mit fabelhaft zerfurchter und gefältelter Stirnhaut, dem man ein tiefes Wissen in den geheimen Künsten der Zauberei nachrühmte. Einer

meiner civilisirtern Kaffern, August, wurde sterblich verliebt in Lees, und ich hatte so Gelegenheit, die Sitten und die Poussirtaktik eines kafferschen Troubadour zu beobachten. Des Sonntags, wenn sie ihr buntes Kopftuch anlegte, um in die Natives Church (Eingeborenenkirche) zu gehen, begleitete sie August mit aller Würde eines Gentleman, und des Abends machte er mit ihr einsame verliebte Spaziergänge über die Steppe hin.

Die Stammesgenossen von Lees bewohnten eine Stunde vom New-Rush-Camp einen Kraal von runden Hütten aus Zweigen und Matten; sie trieben einen lebhaften Handel nach der Stadt mit Ziegenmilch, welche von zahlreichen nasenlosen Frauen und Mädchen in auf dem Kopfe getragenen Flaschen (auch eine Kunst!) jeden Morgen nach Kimberley getragen und hier in dem weiten Camp vertheilt wurden.

Die Hottentotten werden von den Colonisten als Dienstboten den Kaffern immer weit vorgezogen und eignen sich auch in der That ungleich besser für den häuslichen Dienst der Weißen.

Nach Lees folgte in der stattlichen Reihe meiner Küchenfeen Ducky, die prächtige, stolze und ebenholzschwarze Amakosa-Kafferin; nach ihr Fräulein M., eine junge siebzehnjährige Deutsch-Amerikanerin, die ich nur während des kurzen Verreistseins ihrer Mutter auf deren Wunsch und zu ihrem Schutze vor Ungebühr in mein Camp nahm. Zuletzt bekam ich Mrs. Smith, eine junge Witwe aus Altengland, von sympathischem Aeußern und bescheidenem liebenswürdigen Charakter. Sie ist jetzt noch bei mir und ohne Vergleich die beste von allen meinen Köchinnen, die ich hier gehabt habe. Sie hätte, wenn sie in glücklichern Vermögensverhältnissen gewesen wäre, überall in der Welt eine Lady spielen können. Schon fünf Monate ist sie nun in meinem Dienst und will bei mir bleiben, bis ich von hier abreisen werde.

Sie hat eine Schwester, ein hübsches rosiges Kind mit entzückendem Teint (solchem, wie man nur in Altengland findet), die — sollte man es glauben — einen Kaffern geheirathet hat! Sie hatte denselben in England kennen gelernt, wo er

als Prediger auf Besuch war. Er war nämlich in der berühmten Kaffernerziehungsanstalt zu Lovedale für den geistlichen Stand ausgebildet worden. Die eigenthümliche, in England so seltene Erscheinung eines wohlerzogenen und bescheidenen Negermissionars hatte wol auf das empfindungs- und phantasiereiche und dabei sehr religiöse Mädchen einen sympathischen Eindruck gemacht und sie hatte dem dunkelfarbigen Schwarzrock ihre Hand gereicht. Ob sie es nicht später bereut haben mag, seit sie, in der Colonie angekommen, die tiefe gesellschaftliche Kluft bemerkt haben muß, welche hier die schwarze von der weißen Rasse trennt, wovon sie aber schwerlich vor ihrer Heirath eine richtige Vorstellung gehabt hatte?

Ueber Ducky, die junge Amakosa-Kafferin, möchte ich noch einige Bemerkungen hinzufügen. Sie war eine höchst stattliche Erscheinung, und hätte sicherlich auf jeder europäischen Theaterbühne Furore gemacht. Mit einem schönen und eleganten Wuchse, einem regelmäßig geschnittenen, intelligenten Gesicht, ohne zu großen Mund und zu sehr hervortretenden Unterkiefer, hätte sie ein ziemlich europäisches Aussehen gehabt, wenn sie nicht rabenschwarz gewesen wäre. Dabei kam ihr noch eine gewisse, allen hübschen Evastöchtern angeborene Koketterie zugute, zufolge deren sie sich immer sehr nett und malerisch zu kleiden wußte. So durfte ihr ein brennendrothes Kopftuch in Turbanform nie fehlen, und ihre Röcke waren immer mit grellfarbigen bunten Bändern besetzt; dabei trug sie außerdem noch große silberne Ohrringe, Armbänder und Beinringe. Solcher bunte Schmuck, so ländlich-bäuerlich er auch an einer Europäerin erscheinen würde, paßt doch sehr gut zu der Kohlenfarbe des Körpers einer Kafferin.

Die Umstände, welche Ducky nach den Diamantenfeldern geführt hatten, waren eigenthümlicher Art. Ich will dieselben hier ihr selbst nacherzählen, da sie mich öfter stundenlang über ihre Vergangenheit unterhielt.

Ihr Vater war ein angesehenes Rathsmitglied bei einem der Amakosahäuptlinge. Derselbe hatte vier Töchter, die alle sich durch ein schönes und gefälliges Aeußeres auszeichneten.

Ihre Namen waren: Ducky, ihrer aristokratischen Erscheinung wegen Missis genannt, Chaïta, Marosi und Kugéla.

Als die Zeit kam, daß Ducky heirathsfähig wurde, gab der Vater dem Stamme ein großes Fest, wobei mehrere Ochsen geschlachtet und zwei Tage lang geschmaust und getanzt wurde. Dieses Fest diente zugleich für alle Nachbarstämme als eine öffentliche Kundmachung, daß eine der Töchter des Rathsherrn heirathsfähig geworden sei. Während dieses Festes mußte Ducky in ihrer Hütte eingeschlossen bleiben und wurde erst nach Beendigung desselben den Freiern sichtbar, die von allen Seiten herbeigekommen waren.

Ihr Vater war eine seltene Ausnahme von den Kaffernvätern und folgte nicht der allgemeinen Gewohnheit, seine Tochter an den Meistbietenden zu verkaufen, sondern gab ihr einen Mann, mit dessen Wahl sie sich einverstanden erklärte, und von dem er daher glaubte, daß er sie glücklich machen würde. Da der Mann kein Vermögen hatte, so gab der Vater seiner Tochter als Heirathsgut 10 Kühe mit — wieder eine grelle Ausnahme von den Kaffernsitten, welche zeigt, daß es auch unter den als so hartherzig und habgierig bekannten Kaffern gute Väter gibt. Nachdem unter den Freiern die Wahl des Gatten getroffen war, wurde Ducky in dessen Hütte geführt und fand hier, daß er schon eine Frau habe, sodaß sie also seine zweite Gattin geworden war.

Es ist ein altes traditionelles Gesetz für Kafferneheмänner, die mehrere Frauen haben, daß sie einer jeden ihrer Gattinnen der Reihe nach drei aufeinanderfolgende Tage und Nächte widmen müssen. Da jede der Frauen ihre eigene Hütte hat, so bereitet sie sich immer schon vorher durch Ansammlung von Küchenvorrath u. s. w. auf diese drei Tage vor, während deren der Gemahl als ihr Gast in ihrer Hütte wohnt und bei ihr speist und schläft. Sollte ein Mann selbst zwanzig Frauen haben, so ändert das nichts am Gesetze, wonach jede Frau der Reihe nach auf drei Tage und Nächte das Recht auf seinen Besuch und die Ausübung seiner Gattenpflichten hat. Erst wenn der Mann von dieser Regel abgeht und einer seiner Frauen verhältnißmäßig mehr Zeit widmet als den andern,

wird unter den letztern die Eifersucht rege, und dann suchen diese oft aus Rache die bevorzugte Collegin zu vergiften oder durch „Zauberkünste“ unschädlich zu machen. In diesem Falle pflegt sich aber dann auch der Gatte durch grausame Mishandlungen an den Thäterinnen zu rächen.

Es geht hieraus hervor, daß das Recht eines Kaffern, so viele Frauen sich nehmen zu dürfen, als ihm nur immer gefallen mögen, doch nicht ohne große Schattenseiten ist, indem seine Freiheit im Umgange mit denselben und sein Hang zur Bevorzugung der einen oder der andern sehr genirenden Beschränkungen unterworfen ist.

Die Geburten gehen einfach unter Zuhülfenahme einer Hebamme und ohne jede weitere Ceremonie vor sich; der Name wird dem Kinde von dem Vater gegeben.

Ducky war eine Ausnahme unter den Kaffernfrauen, wie ihr Vater unter den Männern. Sie hatte eine zu feinfühlige Natur, um sich unter einer Mehrzahl von Gattinnen wohlbefinden zu können. Sie verließ daher heimlich den Kraal ihres Mannes, ohne ihm vorher einen Grund ihrer Unzufriedenheit angegeben zu haben, und ging nach den Diamantenfeldern, wo sie sicher war, sofort einen guten Platz als Dienerin bei weißen Leuten zu finden. Ihr Gemahl behielt daher mit Recht ihr mitgebrachtes Heirathsgut für sich, folgte jedoch nach einiger Zeit seiner Ducky, die er wirklich liebgewonnen hatte, nach den Diamantenfeldern, wo er sie auf Schritt und Tritt verfolgte, um sie wiederzugewinnen. Jedoch seine Bemühungen blieben ohne Erfolg, denn in Griqualand gilt kein Kaffern-, sondern nur christliches Gesetz, und ein Auslieferungsvertrag für flüchtige Verbrecher oder Gattinnen existirt nicht gegenüber den an der Südostküste wohnenden Amakosastämmen. Ducky befand sich sehr wohl unter den weißen Leuten und zog deren Behandlung weit derjenigen eines flatterhaften und trunkliebenden Kaffernehеherrn vor.

Andere Mädchen vom Stamme Ducky's waren weniger glücklich als sie. Eine außerordentlich schöne Jugendgefährtin von ihr hatte einen sehr hartherzigen und habgierigen Vater,

der sie dem bekannten Basutozauberer „Paul“ zur Frau bestimmte, da dieser ihm 10 Pferde und 20 Kühe für sie zu zahlen versprochen hatte. (Nebenbei bemerkt habe ich selbst in Kimberley diesen Paul kennen gelernt, welcher als Zauberer und Doctor einen großen Ruf bei allen Eingeborenen hatte und Rundreisen im Lande machte).

Paul hatte schon mehrere Töchter, die älter waren als das ihm bestimmte junge Mädchen; eine der Töchter war eine Albino, mit weißer Haut, blauen Augen und gelbem Wollhaar.

Ich sah auch sie eines Tages in Kimberley, wo ich außerdem noch einen zweiten Albino oder sogenannten „weißen Kaffern“ gesehen habe, der in einem Claim arbeitete. Er war außerordentlich häßlich, sein Gesicht höchst unangenehm roth, von der Farbe rohen Fleisches, sein Wollhaar gelblichweiß und seine Gesichtszüge die eines groben Negerkopfes — ein sehr widerliches Ensemble!

Die verkaufte Braut wollte aber nichts von einer Verheirathung mit Paul wissen, weil sie einen jungen schönen Kaffern liebte. Sie entfloh deshalb und verbarg sich in dem Schilfröhricht eines Teiches, wurde jedoch hier von den ihr nachgesandten Häschern durch Spürhunde aufgefunden und mit Gewalt in des Vaters Hütte zurückgeführt. Dieser ließ sie fürchterlich durchpeitschen, da sie ja versucht hatte, ihn um eine so splendide Kaufsumme zu bringen. Er blieb ohne Mitleid für ihre heißen Thränenergüsse, und kein Mensch wagte ihr Hülfe zu spenden, da jedermann die Zauberkünste Paul's fürchtete und Angst hatte, derselbe könne den Kraal eines jeden, der sich seinen Zorn zuziehen würde, verwünschen. Das arme Mädchen wußte sich nicht anders zu helfen als durch eine zweite Flucht, diesmal in eine Felseneinöde, wo sie vier Tage ohne Essen blieb. Aber auch diesmal wurde sie mittels der Spürhunde wieder aufgefunden und ihre weiche Sammthaut durch harte Rhinocerospeitschen zerrissen und mit Blut überströmt. In diesem Zustande wurde sie gebunden ihrem Manne zugeführt. Als jedoch dieser letztere ein paar Wochen nach dieser neuen Mishandlung seine widerwillige junge Frau

mit nach den Diamantenfeldern nahm, ergriff sie hier zum dritten male die Flucht und ist seitdem nicht wieder von ihm aufgefunden worden.

Ein traurigeres Schicksal als diese junge Frau hatte ihre jüngere Schwester. Auch sie wurde von ihrem geizigen Vater an einen alten Mann verkauft, den sie nicht mochte. Als sie gleich ihrer Schwester die Flucht ergriffen hatte und nun sah, daß ihr Bräutigam und ihr Vater nebst andern Männern der Familie mit Hunden und Wurfspießen sich dem Platze, wo sie sich verborgen hielt, näherten, da sprang sie vom Felsen in den unten vorbeiströmenden Fluß hinab, wo in wenigen Augenblicken ein Alligator erschien, der ihr beide Beine wegriß. Sie wurde von ihrer Familie als ein nur noch zuckender Leichnam herausgezogen.

Der Geiz scheint bei der Mehrzahl der Kaffernväter eine allmächtige Leidenschaft zu sein. Eine flüchtige Tochter wird überdies als ein für die ganze Familie verlorenes Vermögen angesehen, und deshalb verbindet sich in solchen Fällen immer die ganze Verwandtschaft: Vater, Onkel, Brüder und Vettern gemeinschaftlich zu der wilden und mitleidslosen Mädchenjagd. Es ist jedoch in den letzten Jahren das Entfliehen von Töchtern, die sich nicht an unsympathische Männer verkaufen lassen wollen, immer mehr und mehr üblich geworden, und sobald es einem solchen Mädchen gelingt, in den Bezirk eines englischen Magistrats zu entkommen, ist sie vor weiterer Verfolgung gesichert. Aber in denjenigen Districten von Unabhängig-Kaffrarien, wo noch keine europäischen Magistrate sich befinden, ist nach Ducky's Erzählungen der Kafferneheman für seine Frauen größtentheils ein entsetzlicher Tyrann, und kein fremder Mann wird es je wagen, einer Frau gegen die Mishandlungen ihres Ehemannes den mindesten Beistand zu leisten.

Bei Gelegenheit dieser Erzählungen Ducky's muß ich bemerken, daß ich selbst bei meiner letzten Reise durch den Oranje-Freistaat eine ähnliche Scene ehemännlicher Tyrannei eines Kaffern miterlebt habe. Auf einer Farm, wo ich ausgespannt hatte, ließ sich plötzlich in einem kleinen Seiten-

gebäude ein ganz verzweifeltes Geheul vernehmen. Der Farmer, ich und meine Leute liefen hin, um zu sehen, was es gäbe, und da sahen wir, daß ein offenbar stark betrunkener Kaffer auf der Brust einer zu Boden geworfenen Frau kniete und sie fürchterlich mit seinen Knobkerri (einem kurzen Keulenstocke) zerschlug. Man warf den Unmenschen zur Seite und zog die verstümmelte Frau unter ihm hervor; das Blut strömte ihr aus Mund, Nase und Ohren. Nachdem sie sich ein wenig beruhigt, fragte man sie, worum es sich denn eigentlich gehandelt habe? Sie antwortete, ihr Gatte hätte verlangt, sie solle (da sie als Köchin bei dem Farmer diente) ihm vor jedem Mittagessen ein großes Stück Fleisch aus der Schüssel stehlen und ihm zutragen, was sie nicht hatte thun wollen!

Ducky erzählte mir auf meine Bitte so oft über das häusliche Leben der Kaffern, daß ich von ihr in der That viel darüber gelernt habe. Nachdem das Hochzeitsfest vorüber ist, sagte sie, dient das erste Zusammensitzen des Ehegatten und seiner jungen Frau, und die reichlich gespendeten und allen Leuten sichtbaren Liebkosungen desselben zur großen Kurzweil der versammelten Besucher. Diese Caressen werden von der männlichen Gesellschaft mit vielerlei witzigen und spöttischen, oft sehr cynischen Bemerkungen begleitet. — Ein Gatte macht seiner Frau nie Geschenke, außer der Beute seiner Jagd und Fischerei, während er von ihr häufig Geschenke, Producte ihrer Handarbeit, erwartet. Während die Zulus, Betschuanen und Basutos ihren Reichthum nach der Zahl ihrer Ehefrauen, d. i. Sklavinnen, bemessen, sammeln die Amakosa ihren Reichthum lieber in Hornvieh an, und haben selten mehr als drei Frauen. Nach dem Tode des Vaters erbt bei den Amakosa der älteste Sohn alle Frauen seines Vaters als Sklavinnen.

Ducky erkannte sehr die großen Vorzüge der Stellung der Frauen bei den Weißen an und meinte, wenn nur alle ihre schwarzen Schwestern das wüßten wie sie, so würden sie fast alle die Flucht von ihren Männern ergreifen und zu den Weißen kommen. Leider liebte auch Ducky wie ihre ganze Nation zu sehr den Schnapsfusel, und war an solchen Tagen,

wo sie der Raptus ergriff, zu nichts nütze, während sie im übrigen eine sehr fleißige und arbeitsame Frau war. —

Mein Dieb Commons hatte mir, als ich (wie ich in einem künftigen Kapitel ausführlicher beschreiben werde) ihn von Bloemfontein zurückgebracht und durch meine gute Behandlung auf dieser Reise mittheilsam gemacht hatte, eine Liste von circa vierzig Personen übergeben — Weiße, Kaffern, Coolies und Malaien — die alle die Gewohnheit haben, gestohlene Steine zu kaufen und daraus ihr eigentliches ausschließliches Gewerbe machen. Es waren ein paar sehr angesehene weiße Diamantenkäufer, viele Schnapsbudenbesitzer, Cooliediener und Köche, schwarze Claimbesitzer von Bultfontein, malaiische Pferde- und Wagenverleiher und Kutscher, und sogenannte Cape Boys, d. h. Kap-Mulatten darunter.

Ich fühlte mich ganz glücklich im Besitze dieser Proscriptionsliste und dachte Wunder, was für einen wichtigen und nützlichen Dienst ich der gesammten weißen Diggergemeinschaft erweisen würde, wenn ich dieselbe dem Polizeiinspector übergäbe. Ein Dieb wie Commons mußte ja doch seine Collegen und Helfershelfer alle kennen, und man durfte nur, dachte ich, bei allen diesen Leuten das erfolgsichere Trapsystem anwenden, um sie sämmtlich, einen nach dem andern, der Gerechtigkeit in die Hände zu liefern.

Mit Triumphgefühlen übergab ich die Liste dem Polizeiinspector. Er sah sie oberflächlich durch und legte dann das Papier gleichgültig beiseite, mit der trockenen Bemerkung, daß sie ohne jeden praktischen Werth sei. Denn erstens könne Commons ja ganz nach Belieben jedermann anschuldigen, gegen den er gerade „eine Pike" habe, und zweitens sei es überhaupt nicht das Geschäft der Polizei, die Disposition und die Liebhaberei zur Begehung von Verbrechen zur Bestrafung zu bringen, sondern nur factisch begangene Verbrechen. Ich beugte vor solcher Logik ehrfurchtsvoll mein Haupt und ging schweigend meiner Wege, dachte aber lebhaft daran, wie eclatant und nützlich ein deutscher Polizeiinspector eine solche Liste verwerthet haben würde.

Die schauerliche Indolenz, welche die Regierung gegenüber

dem Massendiebstahl von Diamanten und dem Handel mit gestohlenen Steinen beobachtet, ist vielleicht zum Theil der crassen Ignoranz zuzuschreiben, worin sie sich über die Rentabilität des Diggergewerbes befindet. So machte der Secretary to Government, Herr Currie, Herrn Southey's eigentlicher Premierminister, in einer der Sitzungen des Legislative Council (wie das Griqualand-Parlament officiell stilisirt wird) die folgende haarsträubende Bemerkung: „Die Colesberg Kopje gibt jährlich im Durchschnitt eine Diamantenausbeute von 2 Millionen Pfd. St. und die Hälfte dieser Summe fließt sicher als Reingewinn den Diggers in die Tasche." (Daran schloß sich dann die Bemerkung, daß also eine gewisse von der Regierung proponirte Steuererhöhung gar nichts Bedenkliches habe u. s. w.)

Also 50 Procent Reingewinn — bildet sich der Staatssecretär von Griqualand ein — versüßen dem Digger sein mühevolles Gewerbe! Hätte sich der gute Herr doch nur die geringe Mühe gegeben und bei den Diggers ein wenig herumgefragt, so würde er nie den Muth gehabt haben, eine so alberne Behauptung vom Stapel laufen zu lassen, die ihn bei den Diggers absolut um allen Credit bringt. Die Kosten der Bearbeitung der Claims in der Colesberg Kopje sind jetzt so kolossal, daß von den Gesammteinnahmen im Durchschnitte nicht mehr als 6 Procent in die Tasche der Diggers als Reineinnahme fließen, während die übrigen 94 Procent für die Bearbeitungskosten aufgehen. Ich sage: im Durchschnitt, denn was die reichen Claims an größerer Ausbeute geben, das geben die armen um so weniger. Von den 140 Claims, die jetzt tief unter Wasser stehen, sind nicht weniger als 70 durchschnittlich bis zur Hälfte hypothecirt. Und da der Hypothekenzins bei Claimsicherheit wenigstens 5, oft aber 10 Procent monatlich beträgt, so haben die Besitzer dieser jetzt im Betriebe sistirten Claims jährlich allein 60—120 Procent an Hypothekenzinsen zu zahlen! Nun mache sich hiernach der Gouvernementssecretär einmal ein Exempel, wie sich die Kopje für solche Diggers rentirt, und denke dann darüber

nach, ob für solche Steuerzahler noch eine Anziehung der Steuer-Daumenschrauben zulässig ist!

Herr Hall, ein technisch sehr viel erfahrener Mann, hat jetzt die Auspumpung der beiden im Kopjenkessel befindlichen „Seen", des North und des South Pools, durch eine Dampfmaschine für eine contractliche Summe von 6500 Pfd. St. (130000 Mark) übernommen. Die Sache wird aber nicht so schnell vor sich gehen, da infolge der Quellen, welche sich unerwarteterweise in der Tiefe geöffnet haben, allmonatlich nicht weniger als eine Million Gallonen Wasser neu zufließen in das große Wasserreservoir, welches seit den letzten Sommerregengüssen der Kessel der Kopje repräsentirt.

Was das Riff betrifft, so wird es von Tag zu Tage gefährlicher, wie ein altes, fortwährend baufälliger werdendes, ruinenhaftes Bauwerk. Die sämmtlichen Stagings haben weggenommen und circa 50 Fuß zurückgesetzt werden müssen, wegen der ungeheuern Wucht, welche die Masse der hin- und herschütternden Stahlseile auf die morsche Riffwand ausübten. Es hat diese Zurücksetzung eine Menge Geld gekostet. Die Diggers verlangen, die Regierung solle die Hunderte von Convicts (Zuchthäuslern) an der theilweisen ringförmigen Abtragung des obern Riffrandes arbeiten lassen, da diese Arbeit für Diggermittel zu theuer sein würde. Aber die Regierung scheint von irgendwelchen für die Diggergemeinschaft zu leistenden Arbeiten nichts wissen zu wollen und zieht vor, die Convicts nach wie vor bei unnützen und ziemlich überflüssigen Wegebauten und in ihrem großen Gemüsegarten zu beschäftigen.

Kurz, sie macht den Diggers in Allem und Jedem, im Großen wie im Kleinen, eine beständige Opposition, verweigert denselben jeden Schutz gegen die schreienden Uebel, welche die englische Annexion durch die blinde pseudo-philanthropische Negerpolitik über sie gebracht hat, und behandelt überhaupt die Diggers nur wie einen großen Geldbeutel, der bis auf den letzten Heller ausgepreßt werden muß. Leider wird bald absolut nichts mehr herauszupressen sein.

Vierzehntes Kapitel.

Rettungsloses Sinken der Diggerindustrie. — Regierungsbudget. — Vergleich der englischen Regierung mit der des Freistaates. — Steuernüberlastung. — Organisation der Diebscorporation. — Jede Woche für 10000 Pfd. St. Steine gestohlen. — Verschuldung der Diggers. — Taxirung der Kopje. — Wem gehören die Diamanten? — Ruhetage in Klipdrift. — Berliner Mission. — Die Korannas. — Ein Gespenst. — Feuersbrünste zu Kimberley. — Dutoitspan. — Hotelcomfort. — Trinkgebräuche. — Old De Beers. — Excursion auf die Berge von Boshof. — Ein verloren gegangener Diener. — Literarisches Museum. — Bälle. — Photographiren des Camps. — Die Sonnenfinsterniß.

Kimberley, 12. October 1874.

Seit der letzten nun schon so oft wiederholten Panique auf dem londoner Diamantenmarkte ist das Elend unter den Diggers hier allgemein geworden; zwei Drittel derselben sind an den Bettelstab gebracht; dazu blüht der Diamantendiebstahl und der Engroshandel mit gestohlenen Diamanten mehr als je, infolge dessen eine Bande von etwa 200 Personen sich auf Kosten der Diggergemeinschaft bereichert.

Da nun die Diggers zum großen Theile kein Geld mehr haben, so können sie natürlich auch den zahlreichen Kaufleuten, Händlern und Handwerkern nur noch wenig Geld zum Verdienen geben. Die Zeit ist längst vorüber, wo, wie in den Jahren 1871 und 1872, ein hiesiger Handwerker an seine Familie in England jährlich eine ersparte Summe von 10000 Pfd. St. (200000 Mark) in Postanweisungen heimsenden konnte. Jedermann, der kann, wandert daher weg; von 30000 Weißen in den

Jahren 1871 und 1872 sind heute nur noch 8000 übriggeblieben, und diese so zusammengeschmolzene Bevölkerung der Diamantenfelder, die zugleich beinahe die gesammte Bevölkerung der 800 deutsche Quadratmeilen umfassenden Provinz Griqualand-West repräsentirt, steht am Rande einer Revolution.

Auf einem am 15. August auf dem Marktplatze abgehaltenen Massenmeeting, an dessen erregten Discussionen sich englische, amerikanische, australische und deutsche Redner betheiligten, wurde von der Versammlung ein Committee for public safety (Wohlfahrtsausschuß) niedergesetzt, welches an die Königin eine Petition einsenden wird mit der Bitte, das jetzige übermäßig theuere Gouvernement, welches die geringe und verarmte Bevölkerung durch Taxen erdrückt, zurückzuziehen und die Diggers auf eine einfache und billige Manier sich selbst regieren zu lassen.

Grund zur Unzufriedenheit liegt allerdings in dieser Hinsicht genügend vor. Die complicirte Regierungsmaschinerie mit ihren zahlreichen, theuer bezahlten Ober- und Unterbeamten war von Anfang an für eine Bevölkerung von 30—40000 Weißen zugeschnitten und das zu einer Zeit, als die Diamantendiggings Reichthum und Wohlstand über den größten Theil dieser Bevölkerung vertheilten und infolge dessen Handel und Wandel blühten. Seit aber die Diamanten im Preise immer tiefer und tiefer gefallen und infolge dessen der größere Theil der Bevölkerung weggezogen ist, ist für den zurückgebliebenen Theil der Einwohnerschaft die Last der gleichgebliebenen Besteuerung zu einer unerträglichen geworden.

Was würde man in Deutschland dazu sagen, wenn ein Provinzstädtchen, das mit einer Einwohnerzahl von 7—8000 Einwohnern der jetzigen Zahl der weißen Bevölkerung von Griqualand entspräche, also etwa Pirna oder Radeberg in Sachsen, ausschließlich aus seinen eigenen Mitteln einen Regierungsapparat wie den folgenden zu unterhalten hätte:

1 Lieutenant-Gouverneur . .	mit	3500	Pfd.	St.	= 70000	Mark	Geh.
1 Lord-Oberrichter (Recorder)	»	1700	»	»	= 34000	»	»
1 Staatssecretär	»	1000	»	»	= 20000	»	»
Dessen ersten Clerk	»	300	»	»	= 6000	»	»

1 General-Schatzmeister . . .	mit	1000	Pfd.	St.	= 20000	Mark	Geh.
Dessen ersten Clerk	»	300	»	»	= 6000	»	»
1 Staatsanwalt (Attorney General)	»	975	»	»	= 19500	»	»
Dessen ersten Clerk (Clerk of the peace)	»	300	»	»	= 6000	»	»
1 Master of the High Court.	»	500	»	»	= 10000	»	»
1 Sheriff	»	300	»	»	= 6000	»	»
1 Medicinal-Inspector . . .	»	400	»	»	= 8000	»	»
4 Magistrate (Gerichtsamtmänner, Richter in erster Instanz, 2 zu 600 Pfd. St. jeder, 2 zu 300 Pfd. St.)	»	1800	»	»	= 36000	»	»
1 Oberdirigent der Minen . .	»	400	»	»	= 8000	»	»
3 Claim-Inspectoren (zu 300, 200, 200 Pfd. St.) . . .	»	700	»	»	= 14000	»	»
3 Postmeister, 1 zu 500 Pfd. St., 2 zu 250 Pfd. St.	»	1000	»	»	= 20000	»	»
1 Polizei-Inspector	»	400	»	»	= 8000	»	»
1 Commandant d. Gensdarmerie	»	300	»	»	= 6000	»	»

Dazu noch eine gehörige Anzahl von weniger gut bezahlten Unterbeamten (Clerks) in der Gerichts-, Steuer- und Municipalverwaltung, Gehülfen im Government Office, einen Adjutanten des Stadtgouverneurs, eine Abtheilung berittene Gensdarmerie, ein Corps weiße und eins schwarze Polizei, die halb militärisch organisirt und equipirt sind.

Auf solche Art kommt es, daß die kleine übriggebliebene Bevölkerung Griqualands, d. i. der Diamantenfelder, die nicht mehr als 8000 Weiße zählt, ein Jahresbudget von 78750 Pfd. St. (1,575000 Mark) zu tragen hat, also pro Kopf jährlich circa 10 Pfd. St., das ist über viermal soviel, als die Engländer in Großbritannien zu zahlen haben, denn in England kommen nur $2^2/_5$ Pfd. St. jährlich auf den Kopf. Und dabei zahlt England aus seinen Jahreseinkünften noch die Zinsen einer riesenhaften Nationalschuld, die allein schon die Hälfte seiner Einkünfte aufzehren, die Kosten einer kolossalen Kriegsflotte und einer bedeutenden Landarmee, zahlreicher Gesandtschaften und Consulate in allen Theilen der Welt und noch so viele andere große Ausgaben für Volks-

erziehung, Landesverwaltung, Communicationen, mercantile und wissenschaftliche Expeditionen u. s. w., alles Ausgaben, die für die hiesige Regierung fast gänzlich wegfallen.

Da die weiten, wüst liegenden Ländereien von Griqualand leider noch nicht an Farmer ausgegeben worden sind, und zwar aus dem Grunde, weil sechsmal soviel Claimants (Ansprucherhebende) vorhanden sind als Farmgrundstücke, so reduciren sich zur Zeit die gesammten Einkünfte der hiesigen Regierung nur auf die Summen, die den Diggers abgepreßt werden können. Denn auch die Steuern, mit denen die Kaufleute und Handwerker belastet werden, fallen in letzter Instanz immer wieder auf den Digger, da der Händler, der Professionist ihm wieder seine Waaren und seine Arbeitserzeugnisse um so höher anrechnet.

Solange nun die Diggings einen guten Ertrag lieferten und die Diamanten einen anständigen Preis hatten (in den abgelaufenen 3½ Jahren belief sich der Werth der auf den südafrikanischen Diamantenfeldern gefundenen Diamanten auf circa 10 Millionen Pfd. St., also 200 Millionen Mark; wenigstens sieben Zehntel davon kommen auf die Colesberg Kopje allein), so lange zahlten die Diggers ohne Murren die hohen Steuern. Jetzt aber, wo sie durch die immer und immer heruntergehenden Preise der Steine beinahe sämmtlich ruinirt sind, ist der Wuthschrei gegen die Regierung ein fast allgemeiner geworden.

Die erste Diggergeneration, die sich in den fetten Jahren so bereichert hat, ist zum größten Theile längst in die alten Länder, Europa oder Amerika, zurückgekehrt, um dort die Früchte ihrer Mühen zu genießen; für die jetzigen magern Jahre ist meistens nur eine ärmere Klasse von Diggers übriggeblieben, auf die nun die jetzigen hohen Steuern um so schwerer drücken.

Wie das hier enden soll, weiß der Himmel; die Gefängnisse sind überfüllt von Dieben und Räubern; die Schaufenster der Photographen sind voll von gehässigen Caricaturen gegen die einzelnen Regierungsmitglieder. Der Gouverneur hat eine Abtheilung reitender Gensdarmerie aus der Kapcolonie kommen

lassen, die bei dem letzten Massenmeeting nebst einem Corps schwarzer Polizei an einem gewissen Platze bereit gehalten wurde, um nöthigenfalls gegen die zu Tausenden auf dem Marktplatze versammelten Diggers mit Pulver und Blei einzuschreiten. Da ohnehin die weiße Diggerbevölkerung gegen die von der englischen Regierung so übermäßig gehätschelten Schwarzen außerordentlich erregt ist, da der die Diggers ruinirende Diamantendiebstahl en gros und der gewerbsmäßige Vertrieb dieser gestohlenen Diamanten hauptsächlich durch eine so zahlreiche Bande von Schwarzen unterhalten wird, so würde ein zufälliger Zusammenstoß mit der schwarzen Polizei bei Gelegenheit jenes Massenmeetings wahrscheinlich sehr ernste Folgen gehabt haben.

Dieser öffentliche Skandal, daß alle Schwarzen, und selbst solche, welche die anerkannt schlechtesten Claims haben, fortwährend wunderbare Mengen von Diamanten in ihren Claims finden, während ihre weißen Nachbarn nicht den zehnten Theil ihrer Funde machen, hat schon längst allen Diggers die Augen geöffnet über die Ehrbarkeit dieser Kafferndiggers. Die Sache ist eben einfach so und wiederholt sich in dieser Art noch fortwährend:

Ein weißer Speculant kauft einige schlechte, also billige Claims (sei es in Bultfontein oder in der Colesberg Kopje) zusammen und schenkt dieselben pro forma seinen schwarzen Dienern und Helfershelfern, welche von der arglosen Regierung sofort eine auf ihre eigenen Namen ausgestellte Claimlicenz erhalten. Der schwarze neucreirte Claimbesitzer schickt nun alle Nächte Agenten (lauter Colonialneger, Mulatten oder Kaffern) aus, welche bei den verschiedenen, in den Diensten der weißen Diggers stehenden Kafferntrupps Mithelfer und Unteragenten anwerben; es wird denselben für jeden Stein, den sie ihrem Herrn stehlen, ein geringer Antheil versprochen. Da nun unter 100 Kaffern 99 nicht den Begriff der Ehrlichkeit und Treue kennen, da sie nie die leiseste Spur von Erziehung genossen haben, so ist es selbstverständlich, daß sie alle ihren Herren so viele Diamanten zu stehlen suchen als nur immer möglich. Und wie leicht es ist, im Claim oder auf

dem Sortirplatze die Wachsamkeit des Herrn zu täuschen und Diamanten zu stehlen, das weiß jeder, der je mit dem Diggen zu thun hatte. Am Abend eines jeden Arbeitstages werden die gestohlenen Funde dem Agenten übergeben, welcher sie wieder dem schwarzen Vice-Claimbesitzer ausliefert; dieser letztere verkauft nun, da ihm als Claimlicenz-Inhaber solches vom Gesetze gestattet ist, die Steine als in seinem eigenen Claim gemachte Funde an den die ganze Diebsmaschinerie in Gang erhaltenden weißen Diamantenhändler, und der Diebstahl und der Vertrieb der gestohlenen Steine ist auf solche Art vor aller Entdeckung und Bestrafung durch das ohnmächtige englische Gesetz vollständig sichergestellt.

So kommt es, daß, wie sich aus den Nachforschungen des frühern Vigilance Committee sicher ergeben hat, nicht mehr als drei Viertel der sämmtlichen jetzt noch in der Kopje gefundenen Steine in die Taschen ihrer rechtmäßigen Eigenthümer kommen. Der Werth der in jeder Woche gestohlenen Steine wird vom frühern Secretär des Vigilance Committee auf 10000 Pfd. St. (200000 Mark) veranschlagt, für welche freilich die ehrbaren Geschäftsleute, welche diesen Raubhandel durch ihr Kapital in Gang erhalten, schwerlich mehr als 2000 Pfd. St. ihren Schwarzen wirklich baar auszahlen werden; die übrigen 8000 Pfd. St. fließen als Reingewinn in ihre Tasche.

Arme Schlucker, die mit zerrissenen Kleidern hierher kamen, haben sich durch diesen vom englischen Gesetze so außerordentlich erleichterten und indirect geradezu beschützten Handel mit gestohlenen Steinen in wenigen Monaten ein Vermögen gemacht, und jedenfalls bringt dieses Geschäft einen geldgierigen und gewissenlosen Speculanten ungleich schneller zu Reichthum und Unabhängigkeit, als das langwierige, mühselige und die Gesundheit ruinirende Bearbeiten eines Claims. Und solange als die englische, Kaffern- und Schnapshändlerrechte mehr als ehrliche Diggerarbeit schützende Flagge hier weht und den Schwarzen das Privilegium des Claimbesitzes und Diamantenverkaufs belassen wird, so lange wird der Handel mit gestohlenen Steinen in üppiger Blüte stehen und ein paar

hundert verworfener Speculanten auf Kosten von 8000 darbenden und oft mit Frau und Kind am Hungerknochen nagenden Diggers bereichern.

Wie der Wohlstand der Diggerbevölkerung seit dem fortwährenden Sinken der Diamantenpreise und infolge des zu so riesiger Entwickelung gelangten Diamantendiebstahls en gros gesunken ist, zeigt recht deutlich der Umstand, daß nicht weniger als 50 Procent der sämmtlichen Claims bis zur Hälfte hypothecirt sind, und da hierzulande der Darleiher bei guter Sicherheit einen monatlichen Zins von 5 Procent, bei schlechter von 10 Procent fordert (also jährlich 60 resp. 120 Procent!), so kann man sich leicht vorstellen, daß nicht ohne zwingendste Nothwendigkeit ein Digger eine solche Anleihe aufnehmen wird. Ein anderes Zeichen des abnehmenden Wohlstandes der Bevölkerung der Diamantenfelder liegt in dem Vergleiche der heutigen Präsenz des Gefangenenstandes mit demjenigen zu der Zeit, als noch des Oranje-Freistaates gelb- und weißgestreifte Flagge über den Feldern wehte.

Damals, bei einer Gesammtbevölkerung von 40000 Weißen und Schwarzen, befanden sich im Gefängnisse nur 14 Verbrecher; jetzt, bei nur 8000 Weißen und 13000 Schwarzen, zählen wir 470 Gefangene! Und auf der andern Seite, während in der ersten Zeit der Regierung des Oranje-Freistaates von 20000 Weißen nur 200 Pfd. St. monatlich, also 48000 Mark jährlich an directen Steuern zu zahlen waren (und das zu einer Zeit, wo infolge der hohen Diamantenpreise die Mehrzahl der Diggers sich äußerst wohl befand), ist jetzt von den übriggebliebenen und verarmten 8000 Weißen die enorme Jahressumme von 1,575000 Mark einzutreiben, um die Kosten der complicirten englischen Regierungsmaschinerie zu decken. Und nicht nur dies: ein Deficit in der Regierungskasse und der schlimme Zustand, worin die Kopje durch Einsturz des Riffs und der Ueberschwemmung von Hunderten von Claims mit Wasser versetzt ist, zwingen die Regierung, auch noch eine Staatsanleihe von 25000 Pfd. St. (500000 Mark) abzuschließen, deren Zinsen auch noch von der verarmten Bevölkerung zu tragen sein werden. Und zu allem dem kommt

nun noch der heutige, tiefer als je gesunkene Preis der Diamanten, bei dem kaum 20 Procent der sämmtlichen Claims überhaupt noch die Kosten der Bearbeitung tragen können, und von dem niemand voraussagen kann, wie lange er anhalten wird.

So ist denn der Wohlstand der Diamantenfelder tief gesunken. Diese einstige Quelle so mächtiger Reichthümer, welche während vier Jahren durch ganz Südafrika, von der Südküste bis zum Limpopo, ihren befruchtenden Goldregen über Tausende und aber Tausende vertheilt hat, ist jetzt selbst dem Versiegen nahe gekommen. Nun, haben sie doch für diesen Welttheil ihre große historische Aufgabe erfüllt: eine in lethargischen Schlaf versunkene und am Rande des Bankrotts gestandene Colonie zu frischem, neugeborenem Leben erweckt, viele Tausende von intelligenten Köpfen und fleißigen Händen aus Europa, Amerika und Australien ins Land gezogen, Handel und Landbau bis in die fernsten Theile von Transvaal verbreitet und zur Blüte gebracht, und endlich mittelbar auch zu der Entdeckung und Bevölkerung der Goldfelder des letztern Landes beigetragen, auf deren reicher Basis, in Verbindung mit den übrigen dort vorhandenen Naturschätzen, in gewiß nicht langer Zeit sich ein reiches neues Culturland eröffnen wird, dem eine große Zukunft ganz sicher prophezeit werden darf.

Die Diggings am Vaalflusse sind jetzt beinahe ganz verlassen; in Dutoitspan wird nur noch ein kleiner Rest der Claims bearbeitet (für 400 Claims sind die Monatslicenzen von den Diggers dort nicht erneuert worden, da sich die Arbeit nicht mehr lohnte); in Old De Beers ist beinahe die ganze Mine von 20—40 Fuß hoch mit Wasser überschwemmt. In der Colesberg Kopje werden jetzt noch 393 volle Claims bearbeitet, welche der gerechtern Vertheilung der Steuerlast wegen im Monat August in folgender Höhe taxirt worden sind:

58	Claims	zu	100	Pfd.	St.	=	5800	Pfd.	St.
29	»	»	200	»	»	=	5800	»	»
44	»	»	500	»	»	=	22000	»	»
72	»	»	1000	»	»	=	72000	»	»
110	»	»	1500	»	»	=	165000	»	»
65	»	»	2000	»	»	=	130000	»	»
15	»	»	2500	»	»	=	37500	»	»
						Sa.	438100	Pfd.	St.

Die officielle Taxirung der Kopje ergibt also noch heute einen Werth von 8,762000 Mark; die angegebenen Werthe dürften auch annähernd den heutigen Marktpreis, der bei Verkäufen von Claims erzielt wird, repräsentiren. In frühern Zeiten freilich wurden die besten, die sogenannten Riffclaims, niemals unter 4—5000 Pfd. St. verkauft. Bei der theilweise schon bis zu 180 Fuß vorgeschrittenen Tiefe der Mine und der dadurch nothwendig gewordenen mächtigen Maschinerie zur Emporhebung und Ausförderung des diamantenhaltigen Stoffs, zur Auspumpung des Wassers und zur Herausbringung der eingestürzten innern Felsenwand des Riffs sind die Arbeitskosten jedoch so außerordentlich gesteigert worden, daß bei jetzigen gesunkenen Diamantenpreisen die Arbeit sich für den einzelnen Digger bei 80 Procent der sämmtlichen Claims nicht mehr lohnt. Nur größere Compagnien, die durch Beschaffung gemeinschaftlicher Maschinerie und Oberaufsicht die Arbeitskosten bedeutend zu reduciren vermögen, könnten diese Claims noch mit Nutzen bearbeiten. In den zu 2000 und 2500 Pfd. St. taxirten Claims allein kann der einzelne Digger noch mit Nutzen weiter arbeiten; diese betragen ja aber nur 20 Procent der sämmtlichen Claims, alle die andern müssen nothwendig in die Hände von Compagnien fallen.

Wenn dies geschehen, wird natürlich der größte Theil der gesammten Diggerbevölkerung von hier wegziehen, und mit ihr der ganze Schwarm von Kaufleuten, kleinen Händlern und Handwerkern, die von den Diggers leben; nur wenige Hunderte von Weißen werden dann von den vielen Tausenden übrigbleiben, die vor drei Jahren in dieser öden Wüste die große Stadt New-Rush oder Kimberley gründeten. Die weiten,

einst von geschäftigen Menschen wimmelnden Straßen mit ihren Kirchen und zahlreichen öffentlichen Gebäuden werden wieder veröden; die vielen mit so großer Mühe angelegten Brunnen und Gärten werden durch die, ungeheuere Sand- und Staubwolken vor sich hertreibenden, heißen Nordwestwinde des Sommers versanden. Gebäude, die viele Hunderte von Pfunden zu bauen gekostet haben, werden auch zu dem billigsten Preise keinen Käufer mehr finden, und die Regierung selbst, die der Masse der Bevölkerung zu Liebe ihren Sitz hier aufgeschlagen, wird wieder nach Barkly (Klipdrift) am Vaalflusse zurückkehren, das ja schon ursprünglich zur Hauptstadt der neuen Provinz Griqualand ausersehen worden war.

Nur ein bedeutendes Wiederaufsteigen des Preises der Diamanten könnte die große Masse der Diggers auf den Dry Diggings zurückhalten. Es ist aber hieran noch lange Zeit gar nicht zu denken, denn der europäische Markt ist so übermäßig mit Brillanten und rohen Diamanten überschwemmt, daß Jahre dazu gehören werden, um den massenhaft aufgehäuften Vorräthen einigen Abzug zu verschaffen. Und hierzu kommt noch, daß Brasilien, das seit drei Jahren den größten Theil seiner Diamantenausbeute an sich gehalten hat, in vergeblichem Zuwarten auf eine Wiederbesserung der Preise, jetzt nun auch seine angesammelten Vorräthe auf den londoner Markt zu senden angefangen hat, die natürlich durch ihre im Durchschnitt viel bessere Qualität den afrikanischen Diamanten die verderblichste Concurrenz bereiten müssen. Ist es doch schon so weit gekommen, daß gelbe Steine (und solche bilden ja leider den Hauptheil des afrikanischen Diamantenexports) in London beinahe ganz unverkäuflich geworden sind.

Ein weiteres Unheil für die Bevölkerung der Diamantenfelder liegt endlich in dem Umstande, daß die Frage immer noch unentschieden ist, wem eigentlich die Diamanten in Griqualand gehören: ob den Eigenthümern der betreffenden Landgrundstücke oder der Krone. Leider war von den Commissioners, welche in den ersten Monaten nach der englischen Besitzergreifung die Diamantenfelder regierten, sei es aus harmloser Unwissenheit oder aus strafwürdiger Nachlässigkeit,

ein großer Fehler gemacht worden. In einer auf dem Marktplatze öffentlich verlesenen, aber nie gedruckten Proclamation hatten dieselben nur so ganz beiläufig die durchaus unnöthige und unmotivirte Bemerkung mit einfließen lassen, daß auf den Farmen Vooruitzicht (New-Rush), Bultfontein (Dutoitspan) und Dorstfontein die Krone sich das Eigenthumsrecht auf die unterirdischen Mineralschätze nicht besonders reservirt habe.

Diese Proclamation, welche den in allen übrigen englischen Colonien geltenden Rechtsgrundsätzen stracks zuwiderlief, hat nun in der folgenden Zeit außerordentliches Unheil gestiftet. Einestheils beriefen sich die Proprietors auf diese Proclamation als einen unanfechtbaren Rechtstitel für ihr Besitzrecht auf die Diamanten unter dem Boden, anderntheils suchte die den Commissioners nachfolgende Regierung des Lieutenant-Gouverneurs Southey im Vereine mit der inzwischen zusammenberufenen neuen Landesvertretung diese Proclamation rückgängig zu machen, da die Commissioners ja in der That gar nicht berechtigt gewesen waren, inhärirende Rechte der Krone so willkürlich preiszugeben.

Der Attorney-General Herr Shippard ward vom Lieutenant-Gouverneur beauftragt, die Richtigkeit der Ansprüche der Proprietors rechtlich nachzuweisen, und arbeitete eine sehr gelehrte Abhandlung aus, mit Citirung zahlloser juristischer Autoritäten, welche den Proprietors jedes Recht auf die Diamanten unter dem Boden bestritt. Infolge dieser opinion des legal adviser of the Government nahm das aus acht Köpfen (dem Lieutenant-Gouverneur als Präsidenten, vier officiellen Regierungs- und drei vom Volke erwählten Mitgliedern) bestehende neue Parlament von Griqualand die von der Regierung vorgeschlagenen Beschlüsse an, welche die Proclamation der Commissioners rückgängig machten und die Diamanten für ein Eigenthum der Krone erklärten.

Hiermit hat aber die Sache leider noch nicht ihr Ende erreicht, denn die Proprietors, die sich als sehr vermögende und einflußreiche Leute in England Gehör bei mächtigen Regierungsmitgliedern zu verschaffen wußten, haben den neuen Staatssecretär für die Colonien, Earl Carnarvon, für ihre

Anschauung der Verhältnisse zu gewinnen gewußt, und hat infolge dessen der letztere die schon officiell in den Regierungsblättern veröffentlichten gegentheiligen Ordonnanzen der Provinzialregierung von Griqualand wieder annullirt.

So liegen denn nun die Sachen jetzt in der beklagenswerthesten Verwirrung; kein Mensch weiß, wie die Frage schließlich noch entschieden werden wird; die Proprietors verlangen von der Regierung den Rückersatz der zweiten Hälfte aller bisher von derselben vereinnahmten Claimlicenzgelder, erbieten sich übrigens edelsinnig genug, ihr die Farm Vooruitzicht, die sie vor drei Jahren für 6500 Pfd. St. kauften und seitdem 72000 Pfd. St. daraus vereinnahmten, noch zu dem billigen Preise von 100000 Pfd. St. käuflich überlassen zu wollen! Und die armen Diggers, die schon ohnehin jetzt ganz unfähig sind, die enormen Steuern an die Regierung zu entrichten, sollen sich nun außerdem auch noch in dem unerhörtesten Grade von den Proprietors rupfen lassen; daß eine allgemeine erbitterte Stimmung die Folge hiervon ist, kann man sich leicht denken.

Und um zu dem Tragischen auch noch das Komische zu fügen, haben wir nun auch bald endlich den schon lange im voraus angekündigten Riesenproceß über das Eigenthumsrecht an der Farm Vooruitzicht zu erwarten. Herr Sonnenberg, der reiche californische Jude, und Herr Hurley verklagen die jetzigen Proprietors von Vooruitzicht, daß sie sich in den Besitz unrechten Gutes gesetzt haben, daß die Farm Vooruitzicht eigentlich ihnen gehöre, denn sie hätten sie von dem frühern Besitzer, Mynheer De Beers, in aller Form und Rechtens gekauft. Natürlich klagen sie auch zugleich auf Rückgabe aller seit drei Jahren den Beklagten zugeflossenen königlichen Einkünfte! Die berühmtesten Advocaten der Colonie sind auf beiden Seiten engagirt und die Kosten des Processes werden sich jedenfalls auf viele Tausende von Pfunden belaufen, deren Zahlung die siegende Partei natürlich durch erhöhte Besteuerung den Diggers auferlegen wird, falls dann noch überhaupt solche hier übrig sein werden.

In der Streitfrage zwischen der Regierung und den Pro-

prietors nimmt übrigens die ganze Diggerbevölkerung Partei für die erstere, da die Proprietors ganz offen beabsichtigen, durch eine übermäßig in die Höhe geschraubte Besteuerung die sämmtlichen Diggers vom Platze wegzutreiben und dann allein den Betrieb der großen Diamantenmine in die Hand zu nehmen. Für den Preis der Diamanten würde es natürlich viel besser sein, wenn eine reiche Compagnie an die Stelle der vielen einzelnen Diggers träte, denn alle diese kleinen Arbeiter, Besitzer von Achtel- und Viertelclaims, sind, da sie von der Hand zum Munde leben, gezwungen, ihre Funde immer sofort zu verkaufen, wodurch der Markt unablässig überschwemmt gehalten wird. Eine reiche Compagnie hingegen kann nach Gefallen einmal den Verkauf der Diamanten für längere Zeit sistiren und dadurch dem Markte Zeit geben, sich von seiner verderblichen Ueberfüllung und Stockung zu erholen.

Es ist übrigens schon jetzt ein großer Theil der Claims in die Hände größerer Unternehmer übergegangen, da eben der kleine Mann unmöglich noch mit Nutzen diggen kann. So hat z. B. Herr Green, Mitglied des Griqualand-Parlaments und früherer Kronbeamter in Canada und China, nicht weniger als 23 Claims und läßt über 100 Kaffern darin arbeiten. Er ist der Krösus unter den hiesigen Diggers, und in seiner palastähnlichen und fürstlich möblirten Villa am Westend fließt fast täglich der Champagner in Strömen; seine Gattin, eine deutsche Gräfin, macht in liebenswürdigster Weise die Honneurs des Hauses.

Die folgende Frage ist übrigens auch noch in Zukunft zu entscheiden (namentlich wenn die Proprietors schließlich gegen die Krone recht behalten sollten): Wie weit geht das Recht der Proprietors auf die D i a m a n t e n in der Kopje, in Gegenstellung zu dem Rechte der Claimbesitzer, die, wie z. B. Herr Green, so viele Tausende von Pfunden für ihre Claims in baarer Münze bezahlt haben? Herr Ling aus Natal, einer der Diggerrepräsentanten im Mining Board, hat schon im voraus die Lösung dieser Frage bedacht, indem er bei einem Massenmeeting öffentlich erklärte, daß er jeden Versuch der

Proprietors, ihn aus seinen theuer bezahlten Claims zu vertreiben, mit der Büchse und dem Revolver in der Hand abzuwehren wissen werde. Und so wie er dürften wol alle Diggers denken. Wie die Sachen jetzt stehen, werden die greulich verwirrten Verhältnisse Griqualands den Zeitungen noch lange Zeit Stoff zu einer leidenschaftlichen Polemik und den theuern englischen Juristen eine reichfließende Einnahmequelle abgeben.

Um mich von den leidigen hiesigen Zuständen und Aergernissen wieder einmal ein bischen zu erholen und ein wenig Luft zu schnappen, bin ich neulich wieder auf eine Woche nach Klipdrift gegangen, wo ich bei Freund Schultz in der herrlichen Villa des Herrn Unger wohnte.

Herr Schultz ist einer der wenigen Glücklichen hier auf den Diamantenfeldern; bei dem festen Gehalte von 1000 Pfd. St., den er bezieht, berühren ihn persönlich die immer schlechter werdenden allgemeinen Verhältnisse so gut wie gar nicht. Dabei bewohnt er eine der reizendsten und niedlichsten Villas, die man sich denken kann — ein poetisches Nestchen, das eigentlich so recht für den Honigmond zweier neuvermählten Eheleute geschaffen wäre. Er reitet nur jede Woche einmal auf seinem raschen englischen Vollblutrosse, gefolgt von seinem treuen, revolverbewaffneten alten Reitknecht Peter, einem ehemaligen preußischen Kürassier, nach den staubigen Dry Diggings, um dort so billig als möglich Diamanten aufzukaufen.

Zu gleichem Zwecke macht er periodische Touren nach den River Diggings zu Waldeck's Plant und Union Kopje. Auf einer solchen begleitete ich ihn und erfreute mich wieder recht an der prächtigen grünen Flußscenerie. Mein Nachbar und helfender Freund von Delports Hope, Polizeisergeant oder, nach unsern Anschauungen richtiger ausgedrückt: Gensdarmerielieutenant Corns, hatte dem undankbaren Polizeidienste entsagt und hier, gegenüber den Diggings von Waldeck's Plant, ein kleines sauberes Zelthotel gegründet, während er nebenbei sich noch mit Diggen und periodischen Kaffirtrading-Excursionen beschäftigte. Die letztern führten ihn weit in das Innere

der benachbarten unabhängigen Betsuanenkönigreiche, von wo er immer mit einer großen Anzahl von bunten Fellkarossen und Straußenfedern zurückkam, die er dann in Kimberley auf dem Marktplatze in öffentlicher Auction verkaufte. Auch dem Kapitän Waldeck, von dem die Diggings ihren Namen tragen, statteten wir einen Besuch ab. Er wohnt mit seiner Familie in einem sehr comfortabeln Lehmhause mit Grasdach, und bewies durch den Bau dieses Hauses, daß er die Absicht hatte, längere Zeit, vermuthlich mehrere Jahre hier zu bleiben, nachdem er viele Jahre lang als Kapitän eines der großen Seedampfschiffe der Union-Compagnie zwischen England und Kapstadt hin- und hergefahren war.

Die grünumrankte und blumengeschmückte Veranda vor Herrn Unger's Villa bot mir mit ihrer köstlichen weiten Aussicht einen entzückenden Aufenthalt. Ich konnte hier den ganzen Tag sitzen und die „Gartenlaube“, die „Kölnische Zeitung“, den „Globus“ und andere deutsche Blätter lesen. Und wenn ich dann von der für mich so hoch interessanten und lange entbehrten deutschen Lektüre aufblickte, so erfreute mich immer von neuem das reizende Panorama vor meinen Augen: das grüne Flußthal mit dem breiten wellenglitzernden Strome, die grünen Schilfinselchen und Felsenblöcke, die dessen Wasserspiegel malerisch unterbrechen, und die felsigen rothen Uferhügel, die sich gerade wie der Hügelhalbmond von der Lößnitz bis zum Waldschlößchen bei Dresden halbkreisförmig herumziehen. Auch eine Erinnerung an dieses liebe Waldschlößchen fehlte nicht, indem die neugegründete klipdrifter Bierbrauerei im Bilde ungefähr die Stelle einnahm, wo das Waldschlößchen hätte stehen müssen. Auf der untern Terrasse seines Gartens hatte Herr Unger, der jetzt nach Europa gereist war, eine Orangenallee angelegt, die, wenn sie fortkommt, in Zukunft einmal dem Garten wie überhaupt ganz Klipdrift zu außerordentlichem Schmucke gereichen wird.

Auf dem Rückwege besuchte ich unsern deutschen Missionar Kallenberg auf der alten berliner Missionsstation Pniel. Die berliner Gesellschaft hat in frühern Zeiten, ehe noch von einer zukünftigen Entdeckung von Diamantenfeldern in dieser Ge-

gend geträumt worden war, einen sehr großen Landstrich (man sagte mir von 100000 Ackern) am Ufer des Vaalstroms für geringes Geld (80 Pfd. St.) von dem ehemaligen Korannakapitän Kok angekauft und darauf eine Station zur Bekehrung und christlichen Erziehung des hier wohnenden Stammes der Katzenkorannas errichtet.

Diese Katzenkorannas, ein reiner Hottentottenstamm, wohnten vor zwei Jahrhunderten noch dicht bei Kapstadt und sind mit der Zeit durch das immer vordringende weiße Element so weit nach Norden gedrängt worden. Der Rest dieses Stammes wohnt in runden Hütten um die Missionsgebäude herum zerstreut, ist jetzt durchweg zum Christenthum bekehrt und kommt fleißig des Sonntags zur Kirche.

Es war gerade ein Sonntag, als ich meinen Besuch machte, und ich konnte somit einem Gottesdienste in der Missionskirche mit beiwohnen. Herr Kallenberg, im langen schwarzen Priesterrocke, predigte von der Kanzel herab in holländischer Sprache, und es machte einen sehr komischen Eindruck auf mich, die automatischen Armbewegungen zu sehen, womit der unterhalb auf einer niedrigern Kanzel stehende Dolmetscher, der die Predigt Satz für Satz in die Hottentottensprache übertrug, alle die mehr oder weniger raschen feierlichen Bewegungen der Arme und Hände des Herrn Kallenberg sowie alle Nuancirungen seiner Stimme getreu nachahmte. Der Predigt gingen voraus und folgten Chorgesänge; jeder einzelne Satz wurde erst der Gemeinde vorgesungen, worauf dieselbe ihn mit genauem musikalischem Verständnisse nachsang.

Nach der Predigt zeigte mir Herr Kallenberg in seiner einfachen klosterartigen und mit Crucifixen geschmückten, übrigens sehr deutsch anheimelnden Wohnung einen steinalten, krummgebückten und höchst armselig gekleideten Hottentotten, bei dem die diesem Volke eigenthümliche Häßlichkeit durch das Alter noch potenzirt erschien. Er erklärte mir, daß dieser Greis eigentlich den historischen Rechtsanspruch auf das ganze, weite umliegende Land (wenn ich recht verstanden habe, auch das Terrain der Diamantenfelder mit einschließend) für seine Person besitze, daß er also eigentlich als Monarch hier herrschen sollte,

wo er jetzt in der traurigen Wirklichkeit nur wie ein geduldeter Dienstbote und übersehener Proletarier erschien. Aber die englischen Regierungsbeamten, die so ängstlich die historischen Rechte der Eingeborenen zu wahren vorgeben und aus solchen sich einen so passenden Rechtstitel für die Annexion der Diamantenfelder fabricirt hatten, treten nur dann als Beschützer politischer Ansprüche von Eingeborenen auf, wenn für sie selbst dabei etwas abfällt. Der gute Hottentottengreis hat außerdem nicht das Glück gehabt, wie der begünstigtere Häuptling Waterboer in der Person des pfiffigen und unermüdlichen Herrn Arnot, einen Agenten zu finden, der sich seiner wirklichen oder vermeintlichen historischen Ansprüche angenommen und dieselben an die große Glocke gehangen hätte, und so wird er denn seine Tage arm, ignorirt und in Bedeutungslosigkeit beschließen.

Als nach dem Gottesdienst die etwa achtzig Personen zählenden Kirchgänger das Gotteshaus verließen, machte die lebhafte Conversation der vielen kleinen gelben Affenköpfchen mit den zahlreichen ihrer Sprache eigenthümlichen Clicks (Zungenschnalzlauten) einen sehr erheiternden Eindruck auf mich.

Die Mission steht unweit des Vaalflusses, der hier eine malerische Biegung macht, auf einer erhöhten Uferfläche und bietet, infolge ihrer wenn auch nur spärlichen Baumschatten und Gemüsebeete, einen ziemlich freundlichen Anblick. Jedenfalls eignet sie sich sehr gut zu einem Erfrischungsaufenthalte für ermüdete New-Rush-Diggers und ihre Familien und wurde auch von solchen, die Herrn Kallenberg persönlich befreundet waren, zu diesem Zwecke oft benutzt.

Herr Kallenberg gehört zu jener Minderheit unter den Missionaren, die nicht nur das Beten als die Hauptsache für ihre Gemeindekinder hält, sondern das „Bete und arbeite"! Er sieht daher streng darauf, daß alle die seiner geistlichen Pflege untergebenen Hottentotten sich nicht dem Müßiggange, sondern einer nützlichen Thätigkeit hingeben. Er ist übrigens halb Missionar und halb Wirthschaftsdirector und Oekonomieintendant und hat namentlich in dieser letztern Eigenschaft immer viel zu thun. Auch in seiner äußern Erscheinung, mit

seinen hohen Kanonenstiefeln und seiner Reitpeitsche, kommt mehr der Wirthsschaftsbeamte als der Geistliche zum Ausdruck.

Mir mundeten an seinem Tische die herrliche frische Butter, die schönen weichgekochten Eier und die deutschen Plinzen ganz vortrefflich, und ich fand, daß eigentlich solch ein Missionarsleben doch gar nicht ein so bedauerliches und entsagungsreiches sei. Ich hatte gehört, daß ein alter Buschmannsdoctor alle Jahre einmal nach der Mission komme und sich dann hier einen Vorrath von einer gewissen Art von Wurzeln aus dem Boden steche, die eine große Heilkraft für verschiedene schwere Krankheiten besitzen sollten, und welche er dann in der Ferne für 1 Pfd. St. das Stück verkaufe. Ich bat Herrn Kallenberg, mir doch einige solche Wurzeln zu verschaffen. Er sagte es mir zu, meinte aber, er müsse diesen Wunsch dem Alten nur sehr vorsichtig kundthun, denn dieser sei sehr eifersüchtig bezüglich des Geheimnisses seiner Heilmittel und könnte ihm, wenn er sich deshalb mit ihm veruneinige, leicht aus Rache seine großen Viehheerden vergiften. In dieser Fähigkeit sind nämlich alle Hottentotten und Buschmänner, namentlich die alten, Virtuosen. Schließlich gelang es jedoch Herrn Kallenberg, mir einige von den Wurzeln zu verschaffen. Er hatte aber dem Alten heilig versprechen müssen, an niemand den Platz zu verrathen, wo die kostbaren Pflanzen wachsen.

Als ich nach Kimberley zurückkam, hörte ich, daß hier auf der Dutoitspan Road sich alle Abende eine große Menschenmenge versammle, da mehrere Nächte hintereinander eine Geistererscheinung stattgefunden habe. Es war nämlich ein Däne, Herr O., gestorben, wie man behauptete aus Bekümmerniß über die Untreue seiner mit einem Liebhaber durchgegangenen schönen jungen Frau. Sein Geist erschien nunmehr, wie erzählt wurde, alle Nächte an den Fenstern des seit der Abreise der Frau verödet stehenden Hauses, und niemand wollte deshalb das letztere erwerben, obgleich es wiederholt in allen Zeitungen zum Verkaufe ausgeboten worden war! Es hatten kurz vorher die theatralischen Geistercitirungen des Herrn D'Arcy Reed in Kimberley stattgefunden, und ich glaube, daß ein Spaßvogel dadurch auf die Idee gekommen

sein mag, mittels einer Laterna=magica oder in ähnlicher Weise ein optisches Trugbild, etwa in Form eines Gerippes oder einer schneeweißen Lichtgestalt, des Nachts an den Fenstern der gedachten Villa vorübergleiten zu lassen. —

Neulich hatten wir eine große Feuersbrunst unweit des Postgebäudes. Da es allgemein bekannt war oder wenigstens geglaubt wurde, daß in allen den Stores und Magazinen, zwischen welchen das Feuer wüthete, ein ansehnlicher Vorrath von Pulverfässern (die den Kaufleuten für den Handel mit den Kaffern so nothwendig sind) aufgespeichert sei, so wollte anfangs kein Mensch heran, um löschen zu helfen, infolge dessen das Feuer schnell eine sehr große Ausdehnung gewann. Hätte ein anderer Wind geweht, so wäre leicht das halbe Camp in Feuer aufgegangen.

Ein paar Wochen darauf wurde das stattliche „Weinhotel“ ein Raub der Flammen. Ein neunjähriges Kaffernmädchen, welchem das Fräulein, die Besitzerin des Hotels, einen Verweis gegeben hatte, zündete in der Mittagsstunde das aus Holzgerüst und Eisenwänden construirte Haus an, und in einer Stunde war von dem schönen großen Gebäude nur ein wüstes Gemisch von Asche und verbogenen, im Feuer vergilbten Eisenstücken übrig. Es haben überhaupt in letzter Zeit öfter Feuersbrünste stattgefunden, welche von bösen Händen angelegt worden waren; in solchen Fällen sammelt sich immer gleich eine ungeheuere Anzahl von Negern an, welche die Luft mit einem ohrenbetäubenden Geheul erfüllen.

Ich mache jetzt öfters Ausflüge in die Umgegend, nach Dutoitspan und Old De Beers, die jedesmal eine kleine Abwechselung in mein eintöniges Leben bringen. Zwischen hier und Dutoitspan verkehren den ganzen Tag eine große Anzahl von halbverdeckten zwei oder vierräderigen Droschken, die man fortwährend in der Hauptstraße, Mainstreet, auf Fahrgäste wartend vorfindet. Der Preis ist für die halbstündige Fahrt unveränderlich 2 Mark, mögen es nun einer oder sechs Passagiere sein. Diese Droschken sind auch seit kurzem amtlicherseits numerirt und stark besteuert worden.

Die Fahrt nach Dutoitspan ist deshalb höchst angenehm,

weil die durch die weite unabsehbare Steppe führende Straße zur Hälfte eine Art von dachförmiger Neigung hinan- und dann wieder hinabführt, sodaß sich in der Mitte des Weges dem von Kimberley kommenden Passagier ein prächtiges Panorama von Dutoitspan, dem von letzterm kommenden ein gleiches Panorama von Kimberley öffnet.

Der Anblick von Dutoitspan aus der Ferne steht an Großartigkeit wenig dem des unabsehbaren Camps von Kimberley nach; und wenn auch von der frühern großen Bevölkerung von Dutoitspan nur noch ein kleiner Theil übriggeblieben ist, so sind doch die in seiner damaligen Blütezeit errichteten stattlichen Häuser sämmtlich stehen geblieben und nur die frühern massenhaft über die Gegend verstreuten Zelte jetzt sehr gelichtet und zu einem großen Theile verschwunden.

Die Hauptstraße von Dutoitspan ist breiter und stattlicher als die von Kimberley, und der Marktplatz ziemlich von gleicher Größe wie der dortige. Die Bevölkerung jedoch ist im allgemeinen viel ärmer, da sich seit August 1871 allmählich der größte Theil der wohlhabendern Diggers und der größern Diamantenkäufer und Geschäftsleute nach New-Rush hinübergezogen hatte.

Die früher so menschenüberfüllten großen Hotels von Dutoitspan stehen jetzt fast leer und bieten nur ein elendes Unterkommen. Die Mitte der hiesigen wie der New-Rush-Hotels, die meistens aus Holz und Eisen gebaut sind, nimmt stets ein sehr großer Speisesaal ein; dieser hat zu beiden Seiten eine lange Reihe von engen, kleinen, nur durch festgespannte Flanellvorhänge voneinander getrennten, Zimmerchen oder vielmehr Zellen, wovon jede nur ein Bett und ein Waschtischchen enthält. Gewöhnlich wimmelt das Bett von Flöhen und Wanzen und sind Waschtisch und Fensterscheiben mit mehlartigen Schichten von röthlichgrauem Staube überdeckt, denn um die Möbeln hübsch sauber zu erhalten, müßte an diesen Orten des Staubgewirbels und der Sandstürme ein Diener den ganzen Tag über ausschließlich nur mit Staubabwischen beschäftigt sein. Die Fensterscheiben sind gewöhnlich so wie so schon an sich blind und undurchsichtig und sehr oft zer-

brochen. Der Fußboden ist in der Regel ohne Dielen und nur aus festgestampfter Ameisenerde hergestellt. Eine gewisse für häuslichen Comfort unentbehrliche Localität ist selten vorhanden, und es bleibt dem Belieben eines jeden Gastes überlassen, wie und wo er dann und wann ihm sich aufdrängende Wünsche heimlich befriedigen will. Bei stürmischem Regenwetter, bei Nacht und bei Krankheitsanfällen hat diese eigenthümliche Hoteleinrichtung einen ganz besondern Reiz, auch trägt sie sehr dazu bei, die nähere Umgebung des Hotels auf seiner rückwärts gelegenen Hofseite zum Spazierengehen außerordentlich ungeeignet zu machen. Glücklicherweise hat die unvergleichlich trockene Luft des südafrikanischen Hochplateaus unter andern wohlthätigen sanitarischen Eigenschaften auch diese, dergleichen landschaftlichen und die nähere Umgebung der Diamantenfelder so sehr charakterisirenden Schmuck (der in mir immer eine lebhafte Rückerinnerung an die Umgebungen des französischen Kriegslagers vor Sewastopol erweckte) sehr rasch unschädlich zu machen. Wäre dies nicht der Fall, so müßte schon längst eine pestartige Seuche die besondere natürliche Folge dieser in nächster Nähe der Häuser und Zelte aufgehäuften unglaublichen Massen von Unrath gewesen sein. Auch in den großen Städten Aegyptens und Palästinas z. B. wird ja der böse Einfluß des massenhaft auf Schutthügeln angehäuften Unraths hauptsächlich durch die rasch ausdörrende und verhärtende Kraft der trockenen Wüstenluft unschädlich gemacht.

Die Haupteinnahme der Hotels kommt jedenfalls nicht von dem mit 10—12½ Mark pro Kopf täglich angerechneten Boarding, sondern vom Ausschenken spirituöser Getränke. Wenn irgendein Geschäft vorgenommen wird, sei es nun der Verkauf eines Hauses, Zeltes, Schafes oder Diamanten, so ist es hier unumstößliche Sitte, daß Käufer und Verkäufer zusammen einen sogenannten Drink nehmen. Ist nun auch ein einzelner solcher Trunk billig genug, denn er kostet nur 75 Pf., wenn es ein einfacher „B and S“ oder ein Gingerbier, oder ein Shandy Cuff (letzterer ein Gemenge von Bier und Limonade) ist, so häufen sich doch solche Trunke, wenn mehrere Leute beisammen sind, durch die leidige Sitte des

Einanderzutrinkens gewöhnlich zu einer so großen Anzahl an, daß, wer an so etwas nicht gewöhnt ist, das kleinste abgeschlossene und unbedeutendste Geschäft in der Regel mit dem Gefühle eines wüsten und verwirrten Kopfes für die ganze übrige Tageszeit bezahlen muß. Das stehende Trinken am Bar (Schenktische), das auch hier Mode ist, und das viele Zutrinken ist mir schon von Amerika her gründlich zuwider. Die Anzahl der zu nehmenden Drinks beträgt wenigstens immer so viel wie die Zahl der gerade zusammengekommenen Personen; wenn also in einem Hotel z. B. ein Dutzend einander bekannter Männer am Bar versammelt sind, und nun der erste der Gesellschaft einen Trunk gibt, so halten nachher die sämmtlichen übrigen elf sich für verpflichtet, der Reihe nach auch jeder seinen Trunk zu geben; und da nun ein Sichzurückziehen von diesem ekelhaften Gebrauche unfehlbar als eine Unhöflichkeit gegen den betreffenden Trunkspender aufgefaßt werden würde, so muß auch ein mäßigkeitliebender und nicht an solche wüste Rundtrinkerei gewöhnter Mensch sich mit zwölf widerwärtigen und giftgefüllten Fuselgläsern den Magen vollpumpen, um sich dann einen oder ein paar Tage lang davon ganz krank zu fühlen.

Wie viel besser verstehen doch wir Deutschen die Technik und die Poesie des Trinkens, wozu nach unserer althergebrachten Sitte nothwendig ein Stuhl gehört, um darauf fest und behaglich sitzen, und ein Tisch, um allenfalls darauf bequem die Arme aufstützen zu können, und vor allem Zeit und Pausen der Ruhe und gemüthlichen Geplauders, um nicht den Magen mit einem mal und ohne alle Unterbrechung mit einem Katarakt von alkoholhaltigen Getränken zu überfluten. Die Engländer und Amerikaner wissen ja übrigens ebenso wenig das Essen wie das Trinken sich behaglich und gemüthlich zu machen. Das hastige, athemlose Hinunterhetzen und Hinunterjagen des Essens bei den Amerikanern, die greuliche, confuse Einrichtung der Ballsoupers bei den Engländern, worüber ich schon früher einmal meinen Unmuth ausgesprochen habe, und die widerwärtige Sitte bei den meisten der Colonial-Tables-d'hôte, daß z. B. die gebratenen Truthähne und Gänse

unzerschnitten auf den Tisch gebracht werden und daß der unglückliche Gast, vor welchen eine solche oder jede andere beliebige Suppen-, Fleisch- oder Gemüseschüssel gesetzt wird, verpflichtet ist, seiner ganzen zahlreichen Nachbarschaft davon vorzuschneiden und auszutheilen, sodaß er vor lauter Vorschneiden und Tellerauffüllen kaum selbst zum Genusse des Essens kommt — alle diese Gebräuche bestätigen sicher die Thatsache, daß die wegen ihrer praktischen Natur so hochgepriesenen Angelsachsen von diesseit und jenseit des Oceans doch in den einfachsten und alltäglichsten Verrichtungen der Welt weit hinter den in solchen Dingen viel praktischern Deutschen zurückstehen.

Das Innere der Dutoitspan Kopje gibt als Diamantendigging ein trauriges Bild der Unordnung und Regellosigkeit und ist ein wüstes Labyrinth von tiefen Löchern und Schutthügeln. Dutoitspan war das erstentdeckte der sämmtlichen Dry Diggings und die Diggers kamen alle vom Flusse hierher mit der Idee, daß man auch hier es nur mit Oberflächendiggings zu thun habe. Noch kein Mensch hatte damals die entfernteste Ahnung davon, daß man in einem Diamantendigging mehr wie 10, höchstens 20 Fuß tief würde Funde machen können, und deshalb dachte zu jener Zeit auch noch niemand an das Auflassen von Fuhrwegen zur Ausbringung des Stoffes; diese letztere Einrichtung wurde erst später auf dem Neuen Rush' eben infolge der so bösen Erfahrungen von Dutoitspan eingeführt. Jeder Digger von Dutoitspan häufte den aus der einen Hälfte seines Claims ausgebrachten Stoff unbekümmert auf der andern Hälfte desselben an, sodaß nach einigen Monaten, bei den täglich mehr anschwellenden und sich aufthürmenden Schutthügeln, die Kopje ein grenzenlos verwildertes Aussehen gewann. Mehr als die halbe Oberfläche derselben wurde infolge dessen durch Berge von altem durchsortirtem Stoffe unzugänglich gemacht, und ungefähr 800 volle Claims, die noch niemals in Angriff genommen worden waren, sind dadurch nach und nach vollständig zugedeckt worden. Um zu seinem Claim zu gelangen, hat ein Digger hier erst eine lange mühselige Kletterei über alle diese Berge und Schluchten zu unternehmen.

Die Diamanten von Dutoitspan sind im Durchschnitt von besserer Qualität als die von New-Rush, und die größten Steine der Dry Diggings sind meistens hier in Dutoitspan gefunden worden.

Nur eine große Compagnie könnte diese Mine jetzt noch mit Vortheil bearbeiten, da die 1117 Diggers, die zur Zeit noch hier Claims und Claimpartikeln bearbeiten, außer Stande sind, die vielen Chimborassos von Debris abzutragen und außerhalb der Kopje hinauszuschaffen. Wenn eine Eisenbahn in tiefem Einschnitte und mit verschiedenen Abzweigungen durch die Kopje gelegt würde, so könnte dann allmählich die Entleerung der kolossalen Debrismassen in aller Bequemlichkeit vor sich gehen. Werden einst von einer größern Compagnie die Claims sämmtlich, oder wenigstens etwa zur Hälfte, angekauft, so stände der Anlage einer solchen Eisenbahn nichts mehr im Wege und die große Menge der noch jungfräulichen Claims würde vermuthlich eine Unmasse von Diamanten liefern.

Die Landschaft von Dutoitspan hat einen besondern Reiz durch den großen seeartigen Damm, der selbst in sehr dürren Jahren nicht ganz auszutrocknen pflegt. Von dem gegenüberliegenden Ufer dieses großen Teiches aus gesehen, spiegelt sich die Zelt- und Eisenstadt sehr malerisch in dessen Wassern wieder. Da ich viele Badende in dem Damme sah, so beschloß auch ich, in seinen Fluten meinen kochenden Körper abzukühlen; aber der Versuch bekam mir übel, denn ich mußte nachher wol ein Dutzend Blutegel von meiner Haut abreißen, welche sich fest an dieselbe angesaugt hatten. — Auch in Dutoitspan sind die rings am Riff herumliegenden Claims die reichsten; ein paar derselben berühren unmittelbar die Hauptstraße, und sogar ein paar Wohnhäuser stehen auf Claimboden, am Rande, aber noch innerhalb der Kopje.

Old De Beers, eine halbe Stunde von Dutoitspan und zwanzig Minuten von Kimberley gelegen, ist das landschaftlich malerischste der vier Dry Diggings. Seit der großen Ueberschwemmung durch die Sommerregen bietet diese Kopje täuschend ein Landschaftsbild aus der Sächsischen Schweiz oder dem

schottischen Hochlande. Zwei tiefe Seen sind auf allen Seiten von steilen Felsenwänden umragt und durch eine romantische Felsenbrücke voneinander geschieden. Von dem am Rande der Kopje aufgethürmten Kranze von Schutthügeln (aus Sortirstoff) genießt man eine namentlich bei Sonnenuntergang reizende Aussicht auf Kimberley und auf das parkartige, mit Bäumen durchstreute Zelt- und Villencamp von De Beers. Die „Seen" der De Beers Kopje haben für die Schwimmer von New-Rush eine mächtige Anziehungskraft.

Im Camp von De Beers hatte ich eines Tages einen heftigen Schreck. Ich ging in aller Gemüthsruhe und nur mit meinem Sonnenschirme bewaffnet bei einem großen Restaurationszelte vorbei, als ich plötzlich ein großes, schöngeflecktes, tigerartiges Thier gerade auf mich zukommen sah. Es war ein Geopard, sehr ähnlich einem Leoparden, nur mit kleinerm Kopfe. Ich bemerkte zu meiner angenehmen Ueberraschung jedoch sehr bald, daß das Thier keinerlei böse Absichten gegen mich im Schilde führte; es wurde vom Wirthe des Zeltes zum Vergnügen gehalten und war vollständig gezähmt.

Mit einem jungen thüringischen Baron, der auf ein paar Monate nach den Diamantenfeldern gekommen war mit der romantischen Absicht, hier mit eigenen Händen den Diamantenschmuck für seine Braut zusammenzusuchen (er hatte deshalb einen Claim in der Colesberg Kopje gepachtet, den er sehr fleißig mit seinem norwegischen Diener und einem halben Dutzend Kaffern bearbeitet), machte ich eines Tages eine Fußpartie nach den im Osten von Kimberley liegenden Bergen von Boshof, die so klar aus der Ferne herüberschimmerten. Wir berechneten uns die Entfernung auf höchstens fünf Stunden und füllten unsere Umhängetaschen mit kalten Küchenvorräthen und je einer Flasche Wein, um auf den Bergen unser Mittagsmahl zu halten. Wir verließen Kimberley um 6 Uhr früh und wanderten frisch darauf los durch die weite Steppe, die nach einem reichlichen Gewittergusse eine mattgrüne Färbung angenommen hatte. Mein Kamerad erzählte mir viel Interessantes von seiner erst kürzlich gemachten Reise durch

Transkaukasien und den nördlichen Theil von Persien, und so kamen wir rasch vorwärts. Aber soviel wir auch avancirten, die Berge wollten nicht näher rücken. Die Sonne stieg unterdessen höher und höher und brannte uns mitleidslos auf den Kopf, und ich fühlte nach und nach eine große Müdigkeit über mich kommen. Es war schon Mittag geworden und die Berge waren, obgleich bedeutend genähert, doch immer noch eine weite Distanz von uns entfernt.

Wir traten jetzt in eine dünn mit Unterholz und zerstreuten Kameldornbäumen besetzte parkähnliche Landschaft, die recht hübsch und malerisch, in jedem Falle echt afrikanisch war. Ein paar kleine Steinböcke (Antelope tragulus) huschten vor uns aus dem hohen Grase auf und verschwanden wieder rasch in langen Bogensätzen aus unsern Augen. Auch den zerfetzten Stachelpanzer eines Stachelschweins fanden wir, das wol von einem Geier zerfleischt worden sein mochte; ich wollte mir ein paar Dutzend von diesen schönen Stahlfederhaltern mitnehmen und steckte sie ein, warf sie aber bald wieder weg, nachdem ich mich im Gehen wiederholt daran blutig gestochen hatte.

Endlich um 2 Uhr kamen wir am Fuße des höchsten der Berge an; einige der andern waren schon vorher seitlich entfernt von uns liegen geblieben. Also acht Stunden statt fünf waren wir gegangen, oder vielmehr gelaufen (und das unter einer glühenden afrikanischen Tropensonne), denn mein Kamerad, ein hünenhaft gebauter norddeutscher Centaure, hatte einen gewaltig raschen Schritt. Ich sank ermüdet auf den Rasen und fühlte mich so entkräftet, daß ich auf ein Hinansteigen des hohen steilen Berges als auf eine unnütze Quälerei verzichtete. Das war aber nicht nach dem Sinne meines Begleiters; er war mir, als er sah, daß ich nicht mehr gleichen Schritt mit ihm halten konnte, vorausgelaufen und schon seit einer halben Stunde zwischen den Gebüschen meinem Blicke entschwunden.

Nachdem ich im leider nur sehr dünnen und durchsichtigen Schatten eines Kameldornbaumes eine Viertelstunde lang gelegen hatte, hörte ich plötzlich hoch oben auf dem Rande des

Tafelberges einen langgezogenen tiroler Juchzer ertönen und sah meinen Begleiter als winzig kleine Gestalt mir von da oben mit seinem Taschentuche zuwinken. Konnte ich bei meiner entsetzlichen Ermattung, die bei der glühenden Sonnenhitze und meinem durch dreijähriges afrikanisches „schleichendes Fieber" geschwächten Körper so natürlich war, einer solchen kühnen Einladung folgen? Ein Umstand entschied mich, das Hinaufsteigen wenigstens zu versuchen. Mein Kamerad hatte nämlich, um mir meine Last zu erleichtern, meine Reisetasche zu sich genommen; darin waren ja aber meine ganzen Eßvorräthe und, was noch wichtiger, meine Flasche Bordeauxwein eingepackt. Wollte ich nun unten bleiben, so mußte ich auf mein Mittagessen für so lange verzichten, als es meinem Begleiter belieben würde, oben zu bleiben. Diese Erwägung bestimmte mich, meine letzten Kräfte zusammenzunehmen und zu versuchen, ob ich nicht die circa 400 Fuß hohe aus lauter riesenhaften Steinblöcken bestehende Felsentreppe würde hinanklettern können.

Da die Blöcke hohe senkrechte Felswände bildeten, die nur hier und da durch mit dichtem und stacheligem Unterholze bewachsene enge Schluchten unterbrochen waren, so war das Hinanklettern oder vielmehr Hinankriechen eine äußerst mühselige Arbeit, die den letzten schwachen Rest meiner Kräfte vollends erschöpfte. Mehrmals wußte ich nicht mehr, wie ich weiter vor- oder wieder zurückkommen sollte, da ich hohe, unzugänglich erscheinende Wände vor mir und steile, abschüssige Abgründe hinter mir hatte. Ich hatte meinen Pinscher Topsi mit mir, der sich heute als ein unvergleichlicher Kletterer bewährte, aber doch öfter von mir am Halse genommen und auf den obern Rand des nächsten Felsblocks hinaufgeworfen werden mußte. Endlich, keuchend und zum Tode ermattet, mit zerrissenen Kleidern und zerstochen von Stachelpflanzen, langte ich oben an und sank kraftlos auf den Rand des Felsplateaus nieder.

Aber welche Aussicht belohnte meine Mühen! Wie eine Landkarte lag die ungeheuere Fläche tief zu meinen Füßen ausgebreitet, übersäet mit dünnstehenden Kameldornbäumen,

die mit ihren regenschirmartigen Baumkronen sehr den italienischen Schirmpinien gleichen. Das Landschaftsbild des Vordergrundes war durch die umliegende Gruppe von Bergen und den Spiegel eines Dammteiches sehr hübsch und malerisch vervollständigt, und ich kam mir auf dem steilen Rande des Tafelberges liegend vor, als schwebte ich in einem Luftballon über die endlos unten ausgebreitete Landschaft hinweg. Zahlreiche braune Geier, die durch den seltenen Besuch aus ihrer Ruhe aufgestört waren, umflatterten uns mit ihren Riesenschwingen. Aus weiter Ferne schimmerten am Horizont die weißen Zeltmassen von Kimberley und Dutoitspan herüber.

Wie herrlich mundete mir nun mein Mittagessen, bestehend aus Brot, preservirter dänischer Butter und kaltem Braten! Und wie köstlich schmeckte mir der meine Adern mit neuen Kräften und neuem Lebensfeuer durchströmende Saint-Julien!

Dreiviertel Stunden pflegten wir oben der Ruhe, dann mahnte uns die Länge des Weges, wozu wir auf dem Hinwege acht Stunden gebraucht hatten, zum Rückmarsche. Auf einer viel bequemern Seite, die wir jetzt von der Höhe aus wahrnahmen, gelangten wir die Bergwand wieder hinunter und nahmen zunächst unsere Richtung nach dem von oben bemerkten Teiche, wo wir, nach Kaffernart uns der Länge lang am Ufer hinlegend, in langen Zügen unsern Durst mit dem schlammigen gelben Wasser stillten. Die Landschaft war hier ganz entzückend; der spiegelnde Teich am Fuße der malerischen Berge und umgeben von dünnem Walde mußte nothwendig für Fußwanderer von den öden Dry Diggings einen mächtigen Reiz haben. Es war jetzt ein Viertel auf 4 Uhr und es ging nun also in scharfem Schritte wieder nach Hause. Nach zwei Stunden waren wir wieder aus der schönen Berg- und Baumregion heraus und von neuem auf der baumlosen Ebene.

Die Sonne ging unter und düstere Dämmerung senkte sich auf die Erde herab. Die Anstrengungen des heutigen Tages waren für meinen fiebergeschwächten Körper so kolossal gewesen, daß meine Kräfte nunmehr vollständig erschöpft schienen; ich konnte nur mit äußerster Mühe noch vorwärts schreiten, und doch waren noch fünf Stunden zu marschiren!

Mit äußerster Mühe schleppte ich mich hinter meinem Begleiter einher, dessen hünenhafter Körper, blühende Jugend und noch ungeschwächte europäische Gesundheit mehr für solche Strapazen geschaffen waren. Als er sah, daß ich nicht mehr fortkonnte, fing er an, mich auf alle mögliche Art und Weise zu stimuliren; er setzte nacheinander philosophische und moralische Hebel an, suchte mich bei der Ambition zu fassen, betheuerte mir, daß wir nur noch zwei Stunden zu laufen hätten u. s. w. Endlich fing er mit seiner wohlklingenden kräftigen Stimme an Marschlieder zu singen, indem er sich wol daran erinnerte, wie einst der große Napoleon in der ägyptischen Wüste seine aufs äußerste erschöpften Soldaten dadurch neu belebt und elektrisirt hatte, daß er von sämmtlichen Musikcorps die Marseillaise anstimmen ließ.

Mit Hülfe dieser Kunstmittel und psychischen Reize und außerdem durch oftmaliges Ausruhen unterstützt, gelang es mir, mich noch bis etwa drei Viertel auf 11 Uhr Abends vorwärts zu bewegen. Wieviel mal war ich schon in der tiefen Finsterniß in Erdlöcher gestürzt und von stacheligen Wachteenbitjesträuchern angekrallt und in die Hände gestochen worden! Aber jetzt, jetzt konnte ich wahrlich nicht mehr weiter. Ich sank auf den Boden hin und erklärte meinem Gefährten, ich wolle auf diesem Flecke die Nacht bleiben und er solle nur ruhig nach Hause wandern, ich würde morgen nachkommen. Diese Aussicht hatte nun freilich nichts Heiteres und Anreizendes für ihn, denn er fühlte wol, daß es nicht passend gewesen wäre, unter solchen Umständen einen kraftlos hingesunkenen Kameraden auf der einsamen Steppe allein und in finsterer Nacht zurückzulassen. Außerdem hatte er einen kolossalen und unzügelbaren Durst auf Thee, wie er mir später gestand. Er ließ daher die stärksten seiner oratorischen Batterien spielen, um mich wieder auf die Beine zu bringen; ich glaube aber nicht, daß es ihm trotz alledem gelungen sein würde, wenn er nicht plötzlich ausgerufen hätte: „Dort ist ja ein Licht!" Ich sah nach der bezeichneten Richtung und antwortete enttäuscht: „Das ist ja nur ein Stern, der gerade am Horizont steht!" Er blieb aber dabei, es sei

ein tellurisches Licht, und die leise Möglichkeit, daß es ein solches doch sein könnte, brachte mich wieder zum Laufen. Und in der That, nachdem ich meine müden zerschlagenen Knochen noch eine halbe Stunde weiter geschleppt hatte, da füllte sich der ganze Horizont mit Lichtern; Hundegebell tönte aus der Ferne und ich sah mit unbeschreiblicher Freude endlich das Ende der Martertour vor mir. Es durchrieselten plötzlich neue Lebenskräfte meine Adern, und ich konnte beinahe wieder so frisch marschiren wie am Morgen auf dem Hinwege! Die Ansammlung von Lichtern, welche wir erst für Dutoitspan gehalten hatten, stellte sich bei größer Annäherung als De Beers Camp heraus. Zwischen bedrohlichen Gruppen großer ungastfreundlicher Hunde hindurch passirten wir glücklich diese Zeltstadt und langten eine Viertelstunde darauf, um 12 Uhr Nachts, in Kimberley an.

Meine Köchin, Mrs. Smith, hatte noch Licht in ihrem Zelte und bereitete mir sofort einen stärkenden Kaffee, wovon ich unter den süßesten Gefühlen sechs Tassen trank, während mein Gefährte nach Hause eilte und dort, wie er mir am andern Morgen mittheilte, nicht weniger als ein Dutzend große Gläser Thee in seinen ausgedörrten Magen hinuntergeschwemmt hat. — Ich nahm mir nach dieser Partie ernstlich vor, künftig genauer die wahrscheinlichen Distanzen für eine Fußwanderung zu berechnen, in einem Lande, wo die Durchsichtigkeit der Luft alle Entfernungen so viel geringer erscheinen läßt, als sie sich nachher herausstellen.

Derselbe Gefährte, mit dem ich diese anstrengende Tour gemacht und der mir eine Zeit lang die Ehre erwies, mit einem meiner Zelte als Gastwohnung fürliebzunehmen, hatte auf einer weitern Fußwanderung, die er mit seinem norwegischen Diener nach den River Diggings gemacht hatte, das eigenthümliche Pech, diesen Diener dort zu verlieren und ohne ihn zu mir zurückkommen zu müssen. Er war dem Diener nämlich, da dieser wegen des seinen Rücken belastenden Reisegepäcks nicht so rasch mit fortkonnte, einige Stunden vorausgeschlendert, und als er dann in einer der Zeltniederlassungen am Flusse auf den Nachkommenden wartete, traf dieser nicht

ein — er war abhanden gekommen! Mehrere Tage lang suchte der Herr nach seinem Diener in allen Flußniederlassungen — nirgends war eine Spur von demselben zu entdecken. Die Sache schien um so bedenklicher, als der Diener keinen Penny Geld bei sich gehabt hatte und der englischen Sprache nicht mächtig war. Besorgt kehrte der Herr nach Kimberley zurück, in der Meinung, daß der Verlorene vielleicht dahin seine Schritte zurückgelenkt haben könnte; in meinem Camp angekommen, war er jedoch schmerzlich überrascht, denselben auch hier nicht vorzufinden.

Er erzählte mir dieses Misgeschick bei einer Tasse Thee und meinte, er wolle nun durch Nachsuchungen der Polizei und durch Zeitungsannoncen den Verbleib des Abhandengekommenen zu erfahren suchen, da derselbe vielleicht irgendwo krank im einsamen Zelte eines Flußdiggers liege, ohne sich mit seinem Norwegisch und Deutsch jemandem verständlich machen zu können. Nachdem ich seiner Erzählung zugehört hatte, ging ich auf einen Augenblick hinaus, um neues kochendes Wasser zu holen. Da sah ich aus dem halboffenen Zelte meines Gefährten ein paar mächtig große Stiefeln hervorgucken, und als ich nun dem Besitzer dieser Stiefeln nachspürte, fand ich einen Mann der Länge lang auf einer Matratze liegen. Es war der verloren geglaubte Diener, der soeben angekommen war und es für überflüssig erachtet hatte, sofort seinem Herrn seine Ankunft anzumelden. Er hatte die ganze Zeit über von dem in seinem Ranzen enthaltenen Brote und von Flußwasser gelebt und die Nächte im Freien geschlafen. Als er die Hoffnung aufgegeben hatte, seinen Herrn am Flusse wiederzufinden, war ihm die intelligente Idee gekommen, nach Kimberley zurückzuwandern. —

Seit einigen Monaten ist in Kimberley auf Subscription ein Literarisches Museum gegründet worden, wo alle bedeutendern englischen Zeitschriften und auch einige deutsche gehalten werden, unter letztern namentlich die „Kölnische“, die augsburger „Allgemeine Zeitung“, die „Hamburger Börsenhalle“, „Kladderadatsch“, „Gartenlaube“, die „Illustrirte Zeitung“ von Leipzig und die von Stuttgart und die „Fliegen-

den Blätter" von München. Es ist dies natürlich für mich passionirten Zeitungsleser eine außerordentlich große Annehmlichkeit. Am hiesigen Orte erscheinen übrigens jetzt auch an jedem Tage eine und an manchen Tagen sogar zwei Zeitungen, nämlich die „Diamond News" (das Regierungsblatt, dreimal wöchentlich), das „Diamond Field" und die „Mining Gazette" (früher „Diggers Gazette"), letztere beide Oppositionsblätter und jedes zweimal wöchentlich. So gibt es fortwährend eine Menge localer Neuigkeiten, und das für mich so lebhafte Bedürfniß einer alltäglichen und immer frischen Zeitungslektüre kann ich nun nach Herzenslust befriedigen.

Auch andere Annehmlichkeiten, woran man früher hier nicht denken durfte, kann man jetzt haben: es gibt Eis und Bäder, nämlich eine Conditorei, wo zwar nicht die köstlichen und unvergleichlichen amerikanischen Icecreams, aber wenigstens ein gutes europäisches Vanillen- und Himbeer-Gefrorenes credenzt wird, und eine Anstalt für kalte Wannenbäder, die ein Brunnenbesitzer eingerichtet hat. Wer hätte zur Zeit unserer ersten Ankunft in dieser öden Sahara an die Möglichkeit gedacht, daß es nach ein paar Jahren Eis und kalte Bäder hier geben würde!

Auch ein passionirter Gourmand befindet sich hier jetzt hundertmal besser als damals. Es sind gegenwärtig hier eine hinreichende Anzahl vorzüglicher gastronomischer Etablissements, die den höchsten Ansprüchen genügen; vor allem empfehlen sich die außerordentlich schmackhaften, von einem Meister der Kochkunst zubereiteten Diners à prix fixe des Craven-Clubs und die anspruchslosern, aber immerhin sehr guten und viel billigern Mahlzeiten (à $2\frac{1}{2}$ Mark) des Gridiron. Auch in den großen Hotels sind jetzt die Gasttafeln ungleich besser versorgt als früher. Dann und wann genieße ich auch bei einem freundlichen bairischen Landsmann und Digger in Old De Beers das Vergnügen, mich an echt bairischen Knödeln und fetten Poularden à la française erlaben zu können; die Baiern bringen doch überall ihren lebhaften Appetit und ihre reichliche Küchenschwelgerei mit hin!

Wir haben in der letzten Ballsaison (die unserm euro-

päischen Sommer entspricht) einige recht hübsche Bälle gehabt. Einen großen Ball gibt alle Jahre der Lieutenant-Gouverneur zum Geburtstage der Königin Victoria; nur bei dieser einzigen Gelegenheit pflegt er seine schwer mit Goldstickereien überladene Uniform anzulegen, in Bezug auf welche ihn einer der auf Besuch anwesenden Kaffernfürsten gefragt hatte, „wieviel Ochsen denn solch ein schöner Rock koste"? Einen zweiten officiellen Ball gaben der Lordoberrichter (Recorder) und der Generalstaatsanwalt in dem schönen, reichlich mit großen Spiegelscheiben ausgestatteten Crowder'schen Saale; einen dritten die Advocaten der Bar von Griqualand; einen vierten der Craven-Club; einen fünften die Freimaurer. Letzterer war durch die bunte Pracht der dabei getragenen Costüme sehr pittoresk, namentlich imponirten einzelne Tempelritter, welche genau in der Tracht erschienen waren, die wir in der Oper „Der Templer und die Jüdin" zu sehen gewohnt sind. Einen sechsten Ball gaben die Bachelors (Junggesellen) von Kimberley, und endlich wurden außerdem noch regelmäßige Subscriptionsbälle (à 21 Mark pro Soirée), sogenannte Carpetdances (Teppichtänze), von der Elite der Gesellschaft in Parker's Salons abgehalten, wobei mit wahrer Leidenschaft bis Morgens 4 oder 5 Uhr getanzt wurde. In der meinem Camp so nahen riesenhaften Mutual Hall fanden während der Ballsaison fast jeden Abend Tanzkränzchen statt, sodaß ich bei der großen Nähe die ganze Nacht über Tanzmusik hörte, was mir übrigens gar nicht unangenehm war.

Ich habe von meinem Camp, noch bevor ich meine Claims verkauft hatte, eine Photographie aufnehmen lassen, die sehr gut ausgefallen ist, und die ich hier beifüge. Im Vordergrunde sind meine Leute mit dem Zerschlagen des Stoffes und mit Sortiren beschäftigt, während im Hintergrunde mein Wohnhaus, meine Zelte und mein Reisewagen zu sehen sind. Ein Quagga (eine Art kleines Zebra), das mir ein Nachbar zu diesem photographischen Actus geliehen hatte, hielt recht hübsch und artig still, und ist daher auf dem Bilde sehr nett ausgefallen. Es gibt ein halbes Dutzend Photographen hier,

Engländer, Franzosen und Deutsche, die alle recht gute Geschäfte machen.

Eine sehr hübsche Geschichte passirte bei Gelegenheit der großen totalen Sonnenfinsterniß vom 16. April dieses Jahres, die hier wunderbar schön zu sehen war. Ein Digger, der es wußte, wie sehr er wie alle seine Bruderdiggers fortwährend von seinen schwarzen Arbeitern bestohlen wurde, zog von der Vorausberechnung unserer gelehrten Astronomen guten Vortheil, indem er seinen aus dem Innern von Afrika gekommenen Negern am Morgen des gedachten Tages die Drohung zurief: „Ich habe dem großen Geiste da oben meine Noth geklagt. Wenn ihr mir nun nicht endlich heute bis Mittag den großen Stein abliefert, den ihr in meinem Claim gefunden habt, so wird vor Zorn die Sonne ihr Antlitz verfinstern und ihr werdet eine fürchterliche Strafe von da oben erhalten!“ Die wilden Kaffern blickten ihren Herrn ungläubig an, und der Mittag verging, ohne daß sie ihm weder einen großen noch einen kleinen Stein abgeliefert hätten.

Als nun aber Nachmittags 3 Uhr wirklich die Sonne sich verfinsterte, und nach einiger Zeit es so dunkel wurde, daß die Sterne sichtbar wurden, da kamen die Kaffern angsterfüllt und zum Tode erschreckt zu ihrem Herrn gelaufen, lieferten ihm einen prächtigen 75karätigen Diamanten ab und baten ihn himmelhoch, er möge doch den Zorn des großen Geistes da oben beruhigen, sie wollten auch von nun an ihm gewiß jeden Stein, den sie finden würden, richtig abgeben. Die Sonnenfinsterniß hatte also dem schlauen Digger ein Sümmchen von wenigstens 6000 Mark eingetragen. —

Der Moment, wo der Mond die Sonne vollständig verdeckte und infolge dessen ein dunkler Schatten die ganze Atmosphäre und Erdoberfläche verfinsterte, war überaus großartig in seinem optischen Effect, namentlich dadurch, daß plötzlich die im Südwesten stehende Venus mächtig aufleuchtete, und die Wolken in den verschiedenen Momenten der Dunkelheit und der Wiederbeleuchtung die prächtigsten Farben annahmen.

Funfzehntes Kapitel.

Politische Gärung. — Petition an die Königin. — Massenmeetings. — Erwählung eines Wohlfahrtsausschusses. — Speeches der Volksführer. — Forderungen und Ultimatum an die Regierung. — Gouverneur Southey. — Die Landfrage. — Staatsanwalt Shippard. — Bewässerungsproject. — Mauleselfatalitäten. — Auctionen in Kimberley. — Mein Camp unter dem Hammer. — Poetische Verkaufsannoncen. — Schlußrechnung meines Diamantendiggerlebens. — Ein kleiner Gast. — Zahmheit der südafrikanischen Thiere. — Thierquälerei der Kaffern. — Eine junge Witwe. — Englischer Charakter. — Ausflug nach Boshof. — Brand des Hospitals. — Ein vaterländisches Sternbild. — Angenehme Nachtmusik.

Kimberley, 30. November 1874.

Die allgemeine politische Gärung und Unzufriedenheit der vielgeplagten Bevölkerung der Diamantenfelder hat sich im vorigen Monat in einem großen Massenmeeting Luft gemacht, das auf dem Marktplatze von Kimberley abgehalten wurde und zu dem die Diggers von allen Richtungen her in militärischer Reihenordnung, mit Fahnen und Musik an der Spitze, heranzogen.

Schon im August hatte eine Petition zur Absendung unmittelbar an die Königin Victoria circulirt, welche um sofortige Abberufung der unerschwinglich theuern und volksbedrückenden gegenwärtigen Regierung und um die Uebersendung einer königlichen Untersuchungscommission von England bat. Diese Petition hatte nicht weniger als 2300 Unterschriften gefunden, während die von der Regierung circuliren gelassene Vertrauensadresse und Petition zu Gunsten der Beibehaltung der Regierung nur 300 Unterzeichnungen hatte erzielen können.

Die Petition der Volkspartei, die hier wenigstens neun Zehntel der gesammten Bevölkerung umfaßt, lautete wörtlich folgendermaßen:

Ihrer gnädigsten Majestät,

von Gottes Gnaden, Königin von Großbritannien und Irland, legt die Petition der unterzeichneten Einwohner von Westgriqualand unterthänig das Folgende dar:

1) daß die Petitionirenden schwer unter der Misverwaltung der Regierung dieser Provinz leiden;

2) daß die gegenwärtige Regierungsform nicht passend ist für die Wünsche und Bedürfnisse der Provinz, daß sie viel zu kostspielig ist und der Bevölkerung eine unnöthige Steuerüberbürdung auferlegt;

3) daß im Legislative Council (Gesetzgebenden Rath), den Ew. Majestät bewilligt hat und der ursprünglich der Bevölkerung eine Stimme in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten sichern sollte, eine stehende und permanente Regierungsmajorität existirt, die sich als durchaus despotisch erwiesen hat und daher vollständig die Principien einer constitutionellen Regierung negirt;

4) die Petitionirenden haben Grund zu glauben, daß die von Ew. Majestät bewilligte Constitution gar nicht dem Versuche einer öffentlichen Prüfung unterworfen worden ist, und daß ihr das gegenwärtige constitutionelle Verfassungsgesetz substituirt wurde, welches seit seiner ersten Bekanntmachung hier die allgemeine Misbilligung der Bevölkerung erfahren hat;

5) daß die Wirkung der neuesten hiesigen Gesetzgebung erstens eine ernstliche Einmischung in Eigenthums- und geschäftliche Rechte gewesen ist und zweitens eine mit ungebührlicher Strenge durchgeführte Bedrückung der Diamantendiggers, von denen ein großer Theil dadurch in Armuth gefallen, und auf welche, als die arbeitende Klasse des Landes, die Hauptlast der Besteuerung gelegt worden ist, im Gegensatze zu allen Grundsätzen moderner Gesetzgebung;

6) daß eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Claimants (Anspruchерhebenden) auf Land in diesem Territorium besteht wegen der Zögerung der Regierung, die Verfügungen

der Proclamation Nr. 72 von 1871 in Ausführung zu bringen;

7) daß ein weitverbreitetes Gefühl der Unzufriedenheit mit der Provinzialregierung durch alle Klassen der Bevölkerung dieser Provinz geht und offen von britischen Unterthanen, Fremden und Eingeborenen ausgesprochen wird;

8) daß eine große Anzahl von Eingeborenen in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Provinz es abgewiesen haben, unter britische Herrschaft zu kommen, indem sie als Grund ihrer Weigerung ihren Mangel an Vertrauen in die Gerechtigkeit und Redlichkeit dieser Regierung angaben;

9) daß die Actionen der Regierung in Beziehung auf die angrenzenden Republiken äußerst nachtheilig gegen eine Ausdehnung britischer Herrschaft in diesem Theile von Afrika einwirken müssen und daß hierdurch einer künftig eventuell beabsichtigten südafrikanischen Conföderation große Schwierigkeiten in den Weg gesetzt werden;

10) daß keine regelmäßige Darlegung der Finanzverhältnisse der Provinz bisjetzt von der Regierung aufgestellt und veröffentlicht worden ist, und daß, obgleich die Staatsrevenuen mehr denn hinreichend sind für alle möglichen Bedürfnisse, die Regierung dennoch einen Antrag in der Legislative gestellt hat, um ein Anlehen von 25000 Pfd. St. gegen Verpfändung der gesammten Staatsrevenuen aufzunehmen;

11) daß ernsthafte Anschuldigungen öffentlich gegen die Regierung in der Landfrage und in der Justizverwaltung vorgebracht worden, welche eine Quelle öffentlichen Skandals sind insofern, als keine Untersuchung wegen jener Anschuldigungen eingeleitet noch irgendwelche Mittel angewendet worden sind, um den Charakter der angeklagten Beamten zu reinigen;

12) daß eine große Anzahl von Ew. Majestät Bittstellern — britische Unterthanen, beseelt von Liebe für britische Institutionen und die Rechtlichkeit britischer Herrschaft in Ehren haltend — es als sicher fühlen, daß Ew. Majestät nicht die Verletzung britischer Rechte und Freiheiten gestatten werde, wenn dieselbe gebührlich dargelegt wird, und deshalb bitten die Petitionisten unterthänig, daß eine Untersuchung vorge-

nommen werde über die administrativen Acte des Lieutenant-Gouverneurs dieser Provinz und seiner Executive, in welche beide Ihre Petitionisten alles Vertrauen verloren haben, und daß dieser Provinz eine weniger kostspielige Regierungsform, oder, wenn dieses nicht räthlich erschiene, wenigstens eine liberalere Constitution bewilligt werde, und daß in jedem Falle Se. Excellenz der Gouverneur-Statthalter, der ehrenwerthe Secretary to Government und der ehrenwerthe Generalstaatsanwalt ihrer Aemter enthoben werden, und daß Ew. Majestät gnädigst eine königliche Commission ernennen wollen, um die Ehre von Ew. Majestät Regierung und das Wohlergehen Ihrer Unterthanen in dieser Provinz aufrecht zu erhalten und um eine Untersuchung aller in dieser Petition angeführten Thatsachen einzuleiten.

And your Petitioners, as in duty bound,
will ever pray.

Kimberley, Westgriqualand,
5. August 1874. (Folgen 2265 Unterschriften.)

Punkt 8 dieser Petition hat Beziehung auf die wiederholte Weigerung von drei Paramount Chiefs (Oberhäuptlingen) an der Nord- und Nordostgrenze von Griqualand, sich in den britischen Unterthanenverband aufnehmen zu lassen. Es sind dies die drei Fürsten: Mossou Ryt Taaibosch, Fürst der Korannanation, Moshete, Fürst der Barolongs, und Botlatsitse Gasibone Molehabangue, Fürst der Batlapins. Ihre Völkerschaften haben, wenigstens theilweise, ihre Wohnsitze in dem ausgedehnten Landstriche nordwestlich vom Vaalflusse, der schon seit einem Vierteljahrhundert factisch im Besitze der Transvaal-Republik war und deren südwestlichen Winkel bildete, jedoch durch den berühmten Keate Award (Schiedsspruch des Gouverneurs Keate von Natal im Jahre 1871) für unabhängiges Natives-Territorium erklärt wurde. Diese drei Fürsten haben nun sämmtlich durch im December 1872 und im Juli 1873 mit der Transvaal-Republik abgeschlossene Verträge die Landesoberhoheit dieser Republik von neuem anerkannt, um dadurch den unbegründeten Ansprüchen, welche

die Firma Waterboer, Arnot und Co. auch auf ihre Ländereien machte, ein für allemal zu entgehen.

Generalgouverneur Barkly, dem sehr an der Annexion auch dieser Ländereien gelegen, unter dem leichten Vorwande, daß auch sie noch zu Waterboer's an England abgetretenem Territorium gehörten, hat energisch gegen diese Unterwerfung der drei Fürsten unter die Transvaal-Republik protestirt und daher in Mankoroane, einem Unterhäuptling der Batlapins, dem Chief Gasibone einen Gegenkönig geschaffen, welcher nun seinerseits die Oberhoheit über ganz Batlapinia beansprucht und dasselbe an die englische Krone abzutreten hat versprechen müssen. Wenn es hierzu noch kommt, so wird bei dem Geschäfte am allerbesten sein Agent und Minister Arnot wegkommen, da Mankoroane ihm ein ganzes Fürstenthum von Ländereien als Belohnung für seine Mühen zugesichert haben soll.

Zu Punkt 3 der Petition ist zu bemerken, daß allerdings die Sitzungen des sogenannten Griqualand-Parlaments nichts weiter als eine Burleske sind, da die vier officiellen Regierungsmitglieder, noch verstärkt durch den Gouverneur als Präsidenten, allemal die drei von der Bevölkerung gewählten Abgeordneten überstimmen und letztere daher in den Sitzungen nur die unfruchtbare Gelegenheit finden, ihre Meinungen auszusprechen, ohne je davon einen praktischen Erfolg zu ernten. Schon am 15. und 29. August hatten zwei Massenmeetings stattgefunden, auf denen Petitionen an den Gouverneur beschlossen worden waren, die aber keinen Erfolg gehabt hatten. Am Sonnabend, 7. November, wurde von den Leitern der Volksbewegung ein neues Massenmeeting zusammenberufen, in dem die Uebersendung eines Ultimatums an die Provinzialregierung vereinbart werden sollte. Der englische Digger Herr Tucker, ehemaliges Parlamentsmitglied der Kapcolonie, präsidirte als Chairman und nahm mit seinen Secretären und den stenographirenden Journalisten Platz auf einer Art von Holzterrasse, die durch Ueberlegen von Bretern über zwei parallel gestellte große Ochsenwagen auf dem Marktplatze gebildet worden war.

Die Versammlung mochte etwa 3000 weiße Männer betragen. Das Meeting begann zwischen 4 und 5 Uhr. Herr Tucker, welcher der Präsident des auf dem letzten Massenmeeting von den Diggers gewählten Public Safety Committee (Wohlfahrtsausschusses) war, erstattete Bericht über die Beschlüsse dieses Comité und äußerte sich unter anderm wie folgt:

„Wir haben die Petition des Volks von Griqualand an die Königin gesendet; dieselbe hat 2265 Unterschriften gefunden und beweist also in Hinsicht auf die Zahl der gegenwärtigen erwachsenen männlichen Bevölkerung der Diamantenfelder eine beinahe einstimmige Verurtheilung unserer Localregierung.

„Bis die königliche Antwort eintreffen wird, müssen wir uns über die Concessionen vereinbaren, die wir vom Gouverneur verlangen sollen.

„In Betracht der geographischen Position der Dry Diggings waltet nicht der mindeste Zweifel ob, daß dieselben innerhalb der Grenzen liegen, welche in der Convention vom 11. Februar 1854 vom Generalgouverneur der Kapcolonie Sir G. Clerk dem neuen Oranje-Freistaate zugewiesen worden sind. Wenn später auf die Ansprüche des Chiefs Waterboer hin die englische Regierung von den Diamantenfeldern Besitz genommen, so hat sie jenem Staate ein großes Unrecht zugefügt, welches hoffentlich in nicht zu langer Zeit durch Rückgabe dieses Territoriums an den rechtmäßigen Eigenthümer wieder gut gemacht werden wird. Ein solches Ereigniß würde für die Interessen der Diggers eine höchst wohlthätige Aenderung herbeiführen.

„Sollte aber dieser Wechsel der Landeshoheit nicht eintreten, so ist das Comité der Ansicht, daß der Generalgouverneur der Kapcolonie als höchster Commissar Ihrer Majestät ersucht werden sollte, mit der Bevölkerung von Griqualand eine ähnliche Convention abzuschließen als die, welche Sir G. Clerk 1854 der Bevölkerung der ehemaligen Orange River Sovereignty proponirte (d. h. mit andern Worten: daß Sir H. Barkly die Neubildung einer Republik Griqualand gestatte). Das Comité kann nicht bezweifeln, daß auf diese Art die

Segnungen einer kraftvollen und wirksamen und doch zugleich sparsamen Regierung, gerade so wie sie die Bevölkerung des Oranje-Freistaates seit ihrer Loslösung von der englischen Krone genossen hat, auch diesem unglücklichen Griqualand gesichert werden würden.

„Das Comité warnt das Volk gegen die Machinationen, welche in Gang gesetzt werden möchten, um die Provinz Griqualand entweder an die Kapcolonie zu annectiren, oder um sie, durch Einverleibung benachbarter, bisjetzt noch unabhängiger Negerstaaten, dermaßen in ihrem Umfange zu vergrößern, daß sie dann groß genug für die jetzt existirende schwere Regierungsmaschinerie werden würde. Obgleich solch eine Ausdehnung der Landesgrenzen die Abgeordnetenzahl der Volksvertretung vergrößern würde, so würde die letztere doch sicher so zur Vertheilung kommen, daß die jetzt schon bestehende überwiegende Macht der Executive im Legislative Council keine Verminderung erlitte.

„Das Comité ist der Ansicht, daß die Art und Weise, wie das Gesetz für Registrirung von Dienstboten gehandhabt und ausgeführt wird, höchst unbefriedigend ist. Statt sie einzuschränken, hat es die große vagabundirende schwarze Bevölkerung auf den Diamantenfeldern nur noch vermehrt, durch das unterschiedlose und summarische Engagiren von Dienstboten seitens schwarzer Claimbesitzer und Debrissortirer.

„Das Comité ist der Meinung, daß das, was man Klassengesetzgebung nennt, unbedingt nothwendig ist, um die Diggers vor Beraubung und vor dem Ruin zu schützen.

„Eine solche Gesetzgebung sollte bestimmen, daß Licenzen für Claimbesitzer, für Diamantenkäufer und für Debrissortirer vor ihrer Ausgabe durch eine aus dem Volke erwählte Rathsbehörde geprüft und erst nachher vertheilt werden sollten."

Dem Redner Tucker folgte Herr Brooks, ein alter Auctionator, der dem Volke gegen die fortwährenden Steuererhöhungen der gegenwärtigen Regierung dringend passiven Widerstand und unerschütterliche Steuerverweigerung anempfahl. Dann sprach Herr Burns, der namentlich über die in seinen Augen unverantwortliche Erhöhung der Diamantenkäuferlicenzen auf jähr-

lich 50 Pfd. St. und die der Brokers (Mäkler) auf 35 Pfd. St. raisonnirte.

Dr. Schmidt wies hierauf nach, daß die Diamantenkäufer und Brokers sich für diese Steuererhöhung an den Taschen der Diggers schadlos halten würden. Der Chairman fügte hinzu: die Folge dieser Maßregel würde einfach der Uebergang des Diamantenhandels in die Hände von reichen Monopolisten sein, die dann exclusiv die Diamantenpreise beherrschen und zum Nachtheile der Diggers ausbeuten würden. Solche Leute würden freilich vorziehen, 500 Pfd. St. statt 50 Pfd. St. für ihre Licenz zu bezahlen, wenn sie dafür alle die zahlreichen kleinen Käufer, welche durch ihre Concurrenz die Preise immer noch möglichst in der Höhe halten, vom Handel ganz ausschließen könnten.

Nach diesen betrat Herr Blanche, ehemaliger Präsident des Vigilance Committee, ein kleiner, aber von französischer Lebhaftigkeit elektrisirter Mann, unter allgemeinem Beifall die Rednerbühne. Zunächst wies er darauf hin, daß dieses Land zuerst von den holländischen Boers occupirt worden sei, und daß seine Bevölkerung bis zum Tage der mittels Gewalt und Einschüchterung ausgeführten Annexion ihre Steuern regelmäßig an die Regierung des Oranje-Freistaates entrichtet habe. Als ein fremder schwarzer Häuptling mit seinen Horden plündernd in das Land einfiel und 3000 Stück Hornvieh der Bevölkerung raubte, da sei Se. Majestät König Waterboer nicht erschienen, um seine später vorgegebenen Landeshoheitsrechte zu schützen und um den fremden Eindringling zu bestrafen und hinauszujagen. Er betrachte den Eintritt der gegenwärtigen englischen Regierung in dieses Land als nichts Besseres denn simple Straßenräuberei. Und in weniger als 24 Stunden nach erfolgter englischer Besitznahme des Landes seien die Niggers (Neger) entschieden mehr beunruhigend (troublesome) geworden. Was hätte denn die englische Regierung Gutes gethan, seit sie hier eingezogen sei? Nichts als das Verbot des Hazardspiels! Es schiene ihm, daß die Regierungsbeamten in ihren Bureaux weniger säßen, um sich mit unsern Angelegenheiten zu beschäftigen, als um zu

überlegen, wie sie am besten unser Geld für sich verwenden sollten.

Herr Blanche fuhr fort: „Solange als diese Regierung uns schutzlos der Beraubung durch die Negerdiebe und die Händler mit gestohlenen Steinen überläßt, was ist sie uns denn nütze? Die folgenden Thatsachen kann niemand in Abrede stellen:

„1) daß dieses Land mit Gewalt dem Oranje-Freistaate abgenommen wurde, ohne Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit;

„2) daß ein jedes von der gegenwärtigen Regierung proponirte und angenommene Gesetz nur den Zweck der Besteuerung statt der Beglückung der Bevölkerung gehabt hat, ausgenommen die Verordnung der Unterdrückung der Hazardspiele (Herr Blanche vergißt die Verordnung gegen das Claimjumpen);

„3) daß die Regierungsausgaben enorm sind, 80000—100000 Pfd. St. pro Jahr, für eine weiße Bevölkerung von ungefähr 5000*);

„4) daß erst seit dem Einzuge der englischen Regierung das Diamantenstehlen begonnen und sich seitdem unendlich vervielfacht hat, und daß keinerlei wirksame Hinderungsmaßregel dagegen von der Regierung ergriffen worden ist;

„5) daß die Mining Ordinance (Verordnung für den Betrieb der Diamantenminen) so unangemessen und unausführbar ist, daß Massen von Claimbesitzern und Diggers darunter schwer gelitten haben;

„6) daß das Paßsystem und die Diggerslicenzen nur zu Mitteln, die Beraubung der Diggers zu erleichtern, gemacht worden sind;

„7) daß so viel Verzug und Trödelei in der Justizverwaltung herrscht, daß viele Verbrecher dadurch bequem Gelegenheit zu entwischen finden;

„8) daß kein armer Mann hoffen darf, sein Recht vor dem High Court zu erlangen, da die Kosten so enorm sind (z. B. 700 Pfd. St. um einen Diggerdisput zu entscheiden!);

*) Andere geben die jetzige weiße Bevölkerung der Diamantenfelder auf 8000 Köpfe an.

„9) daß interessirte Personen als Commissare ernannt worden sind, um die Landfrage zu lösen;

„10) daß wir eine mockery (betrügerisches Blendwerk) von Volksvertretung haben, die in Wirklichkeit nur der bedrückendste Despotismus ist.

„Im Angesicht dieser Thatsachen begreife ich nicht, wie ein Mann, der noch irgendwie Anspruch auf Ehre und Redlichkeit macht, die gegenwärtige Regierung und ihr System unterstützen kann. Als ein Engländer bin ich so eifersüchtig auf die Ehre der britischen Flagge und Nation als irgendeiner, und das ist eben gerade der Grund, weshalb ich so rücksichtslos hier öffentlich das Verhalten der Personen verdamme, welche die Gewalt zur Zeit in den Händen haben, und welche die hiesige Regierung zu einem Fluch für die Bevölkerung und zu einer Schande für die britische Flagge gemacht haben. Als ich zuerst von der Entdeckung von Goldlagern im Tatindistrict hörte, da hoffte ich, daß die britische Flagge bald von Capetown bis zum Zambesi wehen würde; aber jetzt finde ich, daß eine Boer- und Freistaats-, ja selbst eine Kaffern-Regierung viel besser für uns sein würde als unsere gegenwärtige, die auf weiter nichts als auf Schröpfung unserer Geldbeutel bedacht ist."

Die mit großem Feuer vorgetragene Rede des wahrscheinlich der Grünen Insel entstammten Herrn Blanche wurde mit donnerndem Beifall aufgenommen. Ihm folgten Herr Ling, der langbärtige alte „Diggersfreund" von Natal, und Herr Jameson, welcher letztere beantragte, daß dieses Meeting gegen die Aufnahme des neuen von der Regierung projectirten Anlehens von 25000 Pfd. St. formell protestiren solle, obgleich schon ohnehin kein Mensch so dumm sein würde, dieser Regierung auch nur die kleinste Summe Geldes borgen zu wollen. Diese letztern Worte erregten ein großes Gelächter im Publikum und provocirten aus demselben zahlreiche Rufe: Ikona! — das hier sehr bekannte Kafferwort für Nichts, die gewöhnliche Antwort der Kaffern auf des Diggers Frage, ob sie Diamanten gefunden haben.

Nach diesem bestieg ein wie ein Maure oder ein Chasseur

d'Afrique aussehender Mann mit kohlschwarzem Vollbart und glühenden Augen die Rednerbühne und wurde mit Jubel empfangen; es war der Dr. Aylward, ein Australier. Er sagte:

„Zunächst verlangen wir Klassengesetzgebung, denn es ist euch allen bekannt, daß die gegenwärtigen traurigen Verhältnisse der Diggers hauptsächlich von der Austheilung von Dig- und Debrislicenzen an schwarze Diggers herkommen. Es ist weniger eine Frage der Hautfarbe, als des persönlichen Charakters, womit wir es zu thun haben.

„Weiter verlangen wir die Zurückziehuug der letzten Verordnung über den Diamantenkauf und die Legung der Controle der Diamantenminen in die Hände der Diggers.

„Eine Fortdauer der gegenwärtigen unerträglich hohen Besteuerung muß alle Diggers binnen kurzem von den Feldern treiben. Wir wollen eine Rechnungsablegung über die öffentlichen Gelder, denn trotz der endlosen Steuern sind wir in vollständiger Unwissenheit darüber, was eigentlich mit unserm Gelde geschieht. Der gegenwärtige Gouverneur, wenn er sich allein überlassen bliebe, würde ohne Zweifel thun, was recht ist, aber er hat üble Rathgeber, die nothwendig von seiner Seite entfernt werden müssen. Ich glaube, Herr Southey würde, wenn allein gelassen, ein guter und populärer Gouverneur werden.

„Jedermann weiß, daß die sämmtlichen Einkünfte des Landes nur aus den Diamantenminen kommen, und es sollten daher einige der für die Minen nothwendigen Ausgaben, die für den einzelnen Digger zu schwer sind, auch aus den öffentlichen Geldern genommen werden, wie z. B. diejenigen für die Niederlegung der Riffwand. Die weiten, wüst liegenden Ländereien des Staates Griqualand haben noch nicht den Werth eines einzigen Diamantenkarats in die Regierungskasse geliefert! Unsere Bevölkerung ist auf kaum 6000 Weiße herabgeschmolzen. Wir brauchen eine strenge Verordnung gegen vagabundirende Kaffern. Schließlich empfehle ich dem Meeting die Annahme von neun Punkten, die ich die Cat-o-nine-tails (neunschwänzige Katze, eine altenglische Strafgeisel) nennen will, womit wir die Regierung so lange peitschen wollen, bis sie uns die verlangten Reformen endlich geben wird:

[illegible]

... Regulativ ... [illegible]

... [illegible] ...

... Rechnungsablegung ... [illegible]

... [illegible] ... 1874 ... [illegible]

... nothwendigen Ausgaben für die ... [illegible]

... [illegible] ...

... [illegible] ... Stra[fen] für das Diamantenstehlen und das ... gestohlenen Steinen verschärft worden und in ... irgendeine andere Alternative, die Vermögensconfiscation und Ausweisung aus dem ... enthalten müssen;

... daß, nachdem das eingeführte Paßsystem die davon [gehegten] Erwartungen nicht erfüllt hat, die Regierung eine Vagrant Act (Verordnung gegen das Vagabundiren) ... und die Registrirung von Dienstboten für Claimarbeit ... für alle andern als weiße Personen verbiete;

... daß, nachdem das Volk Ihre Majestät die Königin [um] Zurückberufung der gegenwärtigen Regierung petitionirt ... Executive die Ankündigung einer Darlehnsaufnahme ... Pfd. St. zurückziehe, die darauf hinzielenden ... suspendire, und daß keine von den neuen Be-

…ngen der letzten Session des Gesetzgeben-
… überhaupt keine neue Steuer eingefordert
… werde, solange die Antwort der Königin
… noch nicht eingetroffen ist;
… Se. Exc. der Gouverneur-Statthalter von allen
… Territorium jetzt fungirenden Landcommissionen
… die Namen einer jeden Person resp. Personen ent-
…ie in Westgriqualand für sich oder für andere irgend-
… Landansprüche erheben, und daß er nur solche Personen
… Mitgliedern dieser Commissionen ernenne, die vorher die
…stimmte Erklärung abgeben, daß sie weder gegenwärtig noch
für die Zukunft irgendein Interesse an oder einen Anspruch
auf Landbesitz, weder einen bestimmten noch einen in Disput
stehenden, in diesem Territorium haben und machen."

Dieser sehr klaren und präcisen Darlegung der Forderungen des „Volkes von Griqualand" folgte die Rede eines Herrn English, der die Cat-o-nine-tails dringend zur Annahme empfahl und sich weiterhin noch wie folgt ausließ:

„Wir haben wahrlich lange genug auf Concessionen gewartet; wir baten die Regierung um Brot, und sie gab uns nur Steine. Das überhandnehmende Elend treibt fortwährend Diggers von hier weg, und die Entvölkerung ist immer im Steigen begriffen. Sie werden hinweggetrieben durch fünf oder sechs üble Rathgeber, die den Gouverneur umgeben. Die Diggerindustrie ist schonungslos preisgegeben einem fest organisirten Beraubungssystem, und kein ernstlicher Versuch ist von der Regierung gemacht worden, die Pestepidemie der Diggings: den Diamantendiebstahl, zu beschränken. Schwarze, durch Licenzen legitimirte, Diggers schwärmen massenhaft herum, Hunderte von Spitzbuben haben Debrislicenzen und dürfen ungehindert mit gestohlenen Steinen Handel treiben. Der Dieb lustwandelt frech durch die Camps, wo sein Gewerbe so sehr encouragirt wird, und der Diebsempfänger fährt im Triumph mit raschen Pferden durch die Straßen über die armen Wichte hinweg, die er ruinirt hat. Ehrliche Arbeit kann unmöglich mit einer erfolgreichen Speculation in gestohlenem Eigenthum concurriren. Auf das Aeußerste getrieben,

„1) daß alle neuen Licenzen und Digger-Certificate nur von einem besonderen Licensing Board (Erlaubnißscheine austheilendem Rath) ausgegeben, resp. erneuert werden sollen, welcher speciell für diesen Zweck erwählt werden soll. Dieser Rath soll nur dann das Recht haben, eine Licenz zu verweigern, wenn vier Fünftel der Mitglieder für die Abweisung stimmen;

„2) daß das Diamantenkäufer-Regulativ (Ordonnanz Nr. 21) suspendirt werde;

„3) daß die Mining Ordinance Nr. 10 suspendirt und die Controle der Mine ausschließlich in die Hände eines von den Diggers selbst erwählten Comité gelegt werde;

„4) daß eine detaillirte Rechnungsdarlegung der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben von der Besitzergreifung der Dry Diggings an bis zum 1. October 1874 veröffentlicht werde;

„5) daß die großen nothwendigen Ausgaben für die Entfernung von Wasser, Riff und Schutt aus den Minen künftig aus öffentlichen Geldern bestritten werden sollen, oder daß alle von der Regierung direct aus den Minen vereinnahmten Gelder künftig, nach Abzug der Unkosten des Einsammelns, den Claimbesitzern für Verwendung zu Gunsten der Minen zur Disposition gestellt werden;

„6) daß die Strafen für das Diamantenstehlen und das Kaufen von gestohlenen Steinen verschärft werden und in jedem Falle, ohne irgendeine andere Alternative, die vollständige Vermögensconfiscation und Austreibung aus dem Territorium enthalten müssen;

„7) daß, nachdem das eingeführte Paßsystem die davon gehegten Erwartungen nicht erfüllt hat, die Regierung eine strenge Vagrant Act (Verordnung gegen das Vagabundiren) erlasse, und die Registrirung von Dienstboten für Claimarbeit oder Debrissortiren für alle andern als weiße Personen verbiete;

„8) daß, nachdem das Volk Ihre Majestät die Königin um Zurückberufung der gegenwärtigen Regierung petitionirt hat, die Executive die Ankündigung einer Darlehnsaufnahme von 25000 Pfd. St. zurückziehe, die darauf hinzielenden Operationen suspendire, und daß keine von den neuen Be-

steuerungs-Verordnungen der letzten Session des Gesetzgebenden Rathes, und überhaupt keine neue Steuer eingefordert oder erzwungen werde, solange die Antwort der Königin auf die Petition noch nicht eingetroffen ist;

„9) daß Se. Exc. der Gouverneur-Statthalter von allen in diesem Territorium jetzt fungirenden Landcommissionen den oder die Namen einer jeden Person resp. Personen entferne, die in Westgriqualand für sich oder für andere irgendwelche Landansprüche erheben, und daß er nur solche Personen zu Mitgliedern dieser Commissionen ernenne, die vorher die bestimmte Erklärung abgeben, daß sie weder gegenwärtig noch für die Zukunft irgendein Interesse an oder einen Anspruch auf Landbesitz, weder einen bestimmten noch einen in Disput stehenden, in diesem Territorium haben und machen."

Dieser sehr klaren und präcisen Darlegung der Forderungen des „Volkes von Griqualand" folgte die Rede eines Herrn English, der die Cat-o-nine-tails dringend zur Annahme empfahl und sich weiterhin noch wie folgt ausließ:

„Wir haben wahrlich lange genug auf Concessionen gewartet; wir baten die Regierung um Brot, und sie gab uns nur Steine. Das überhandnehmende Elend treibt fortwährend Diggers von hier weg, und die Entvölkerung ist immer im Steigen begriffen. Sie werden hinweggetrieben durch fünf oder sechs üble Rathgeber, die den Gouverneur umgeben. Die Diggerindustrie ist schonungslos preisgegeben einem fest organisirten Beraubungssystem, und kein ernstlicher Versuch ist von der Regierung gemacht worden, die Pestepidemie der Diggings: den Diamantendiebstahl, zu beschränken. Schwarze, durch Licenzen legitimirte, Diggers schwärmen massenhaft herum, Hunderte von Spitzbuben haben Debrislicenzen und dürfen ungehindert mit gestohlenen Steinen Handel treiben. Der Dieb lustwandelt frech durch die Camps, wo sein Gewerbe so sehr encouragirt wird, und der Diebsempfänger fährt im Triumph mit raschen Pferden durch die Straßen über die armen Wichte hinweg, die er ruinirt hat. Ehrliche Arbeit kann unmöglich mit einer erfolgreichen Speculation in gestohlenem Eigenthum concurriren. Auf das Aeußerste getrieben,

ersannen sich die Diggers zu ihrem Schutz ein eigenes Polizeisystem und gründeten das Vigilánce Committee; aber infolge systematischer Abschreckung und Versagung jeder Hülfe seitens der Regierung mußte sich diese Diggerpolizei wieder auflösen. Wir wollen nicht den Neger, aber den gemeinen, schuftigen, weißen Mann uns vom Halse schaffen, welcher aus den Negern nur einen Schild macht, um seine eigenen Schurkereien zu bedecken. Die Polizei-Detectives werden es euch sagen, daß die Personen, welche die schwarzen, debrissortirenden Diamantenverkäufer beschützen, weiße Händler sind. Nur eine vollständige Austreibung dieser Leute aus den Camps kann den Diggers Sicherheit geben. Wenn ein vagabundirender Neger arretirt wird, da ist in der Regel schnell ein elegant gekleideter Schwarzer da, welcher jenen als seinen registrirten Dienstboten zurückverlangt. Ich habe Neger gesehen, die von einem solchen schwarzen Stutzer für 5 Schillinge die Woche registrirt waren — natürlich nur um Diamanten zu stehlen. Von regulären Polizei-Detectives läßt sich nach der bisherigen Erfahrung gar nichts hoffen, und wenn keine Aenderung in diesem elenden Zustande der Diggers eintritt, so wird denselben nur die Lynchjustiz übrigbleiben.

„Die Digger-Comités, welche in der guten alten Freistaatszeit die Diggings regierten, sind von der Regierung zur Ohnmächtigkeit herabgedrückt und jedes Fetzens von Autorität beraubt worden. Natürlich erwarteten sie als Gegenleistung, daß nun die Regierung selbst die Diggerinteressen verfechten und beschützen würde. Wie ist dieses Vertrauen erfüllt worden? Der jammervolle Zustand der Minen wie derjenige der Diggers gibt darauf die Antwort. Die Mine ist voll Riff und Wasser, die Interessen der Diggers sind den Winden preisgegeben, ihre Hoffnungen flattern in der Luft gleich einer zerfetzten Flagge, ihr Vermögen ist ruinirt. Die kleine verarmte Bevölkerung eines Minendistricts muß die complicirte und schwere Regierungsmaschinerie eines ganzen Königreichs bezahlen, gerade als wenn die einzige Stadt Manchester das Ausgabenbudget von ganz Großbritannien tragen sollte! Die Frage ist: Ruin oder Widerstand? Alle Männer — ob reich

oder arm — müssen sich zu einem letzten Rettungsversuch der Diggergemeinschaft vereinigen. Und wenn dieses letzte Massenmeeting, dieses Ultimatum, das wir der Regierung stellen, uns nicht alle einmüthig zu energischer Action zusammenbringt, dann würde es offenbar sein, daß die afrikanische Sonne alles Mark und allen Saft aus dem europäischen Stamme aufgesogen hat, und daß dieselben Rassen, die in Europa immer die Vordersten und Kühnsten im Kampfe gegen Tyrannei und Bedrückung gewesen sind, hier unter afrikanischem Himmel willig ihren Nacken der entwürdigendsten Sklaverei beugen."

Auch diese Rede verfehlte eine große Wirkung auf die versammelte Masse nicht und wurde mit lebhaften Cheers aufgenommen.

Es machte einen eigenen Eindruck, unter den Zuhörern auch eine Menge gutgekleideter Neger und allbekannte Regierungsbeamte (unter ihnen den Polizeiinspector) zu sehen, welche letztern mit größter Gemüthsruhe die gegen ihre Chefs vorgebrachten Verdammungsurtheile mit anhörten.

Ein letzter Redner stellte noch einige specielle andere Forderungen: Es solle von der Regierung verlangt werden: die Uebernahme der Farm von den Proprietors in einer Art und Weise, wie es sich gerade am besten machen ließe; die Verwendung der zahlreichen Zuchthäusler gegen Entschädigung von 1 Schilling pro Kopf und Tag (aus der Tasche der Diggers) zur Arbeit am Riff; die absolute Zurückziehung aller Debrislicenzen; die Erwählung von sechs Diggers zu einem Rathe, der über die Ertheilung von Diglicenzen an Schwarze zu entscheiden und solche nur in denjenigen Fällen zu ertheilen hätte, wenn die sechs Mitglieder einstimmig sich dafür entscheiden würden; die Abweisung aller Gesuche um Cantinlicenzen, wenn nicht wenigstens sechs der nächstwohnenden Diggers damit ihre Uebereinstimmung erklärten; endlich die Versagung eines Erlaubnißscheins zum Kaufe von Flinte und Pulver für alle solchen Schwarze, die nicht nachweisen können, wenigstens sechs Monate lang in Diensten eines weißen Herrn gearbeitet zu haben.

Schließlich wurde vom Massenmeeting das Ultimatum der sogenannten neunschwänzigen Katze einstimmig angenommen und eine Deputation zur Ueberreichung dieser Forderungen an den Gouverneur erwählt. Hierauf trennte sich die Masse unter lebhaften Hochrufen auf den Präsidenten des Meetings.

Allgemeines Erstaunen erregte es in der Menge, als dieselbe, beim Gefängniß und dem daranstoßenden Polizeilager vorbeiströmend, hier die ganze berittene Gensdarmerie neben ihren Pferden und schwer mit Carabinern, Revolvern und Säbeln bewaffnet, in Reih und Glied aufgestellt sah, bereit, auf das erste ihr gegebene Zeichen gegen die aufrührerischen Diggers vorzurücken und einen Kampf zu eröffnen, der wol sehr böse Folgen gehabt haben würde.

Ich habe von diesem Meeting deshalb eine so detaillirte Beschreibung gegeben, um zu zeigen, daß die Diggers sich nicht als hirnverwirrte turbulente Schreier geberdeten, sondern sehr klar und bestimmt wußten, wo sie der Schuh drückte, und daß sie keine andern als nur solche Forderungen vorbrachten, die unter den traurigen localen Zuständen jeder vernünftige Mann billigen mußte.

Ihre Deputation wurde jedoch vom Gouverneur nicht empfangen. Der Regierungssecretär Currie erklärte derselben vielmehr: nachdem eine sich in offener Rebellion befindende Partei in ihrer Opposition gegen die Regierung schon so weit vorgegangen sei, daß sie eine Petition um Rückberufung derselben an die Königin abgesendet hätte, liege jetzt keine Veranlassung mehr vor, sich bis zum Eintreffen der Antwort Ihrer Majestät in Deliberationen mit deren Deputation einzulassen.

Was mich betrifft, so bedauere ich herzlich, daß der gute alte Herr Southey, den ich persönlich so hoch achte und der gewiß an sich die besten Intentionen für das Wohl der ihm untergebenen bunten Bevölkerung hat, solche Aergernisse und solche harte Verurtheilung seines Wirkens seitens des Volkes erfahren muß.

Aber die Dinge sind stärker als die Personen. Er wird so hart angegriffen, weil er der — wenn nicht freiwillige, so doch nothgezwungene — Vertreter eines Systems ist, das

ihm von der londoner Centralregierung unbedingt vorgeschrieben ist, und von dem er sich aus eigenem Wunsche nicht entfernen darf.

Es ist das unglückliche, von London aus anbefohlene und den englischen Colonien gegen den fast einstimmigen Wunsch der weißen Bevölkerung aufgezwungene System der bürgerlichen Gleichberechtigung der schwarzen mit der weißen Rasse, verbunden mit dem schwerfälligen theuern Mechanismus des englischen Bureaukratismus und dem unter solchen Ausnahmszuständen, wie die Diamantenfelder bieten, so unvergleichlich elenden und unwirksamen englischen Gerichtsverfahren, welche die Hauptschuld an den hiesigen traurigen Zuständen tragen und für die daher nicht Gouverneur Southey persönlich, sondern das englische Ministerium in London und die dasselbe tragende politische Partei verantwortlich sind.

Die wohlmeinende, aber schlecht unterrichtete humanistische Exeter-Hall-Partei, d. i. die Peace Society, die Anti Slavery Society und die Aborigines Protection Society, der in England fast alle Koryphäen des Geistes, alle Geistlichen, Gelehrten, Philanthropen und namentlich auch alle reichen und hochstehenden Damen angehören, beherrscht seit Jahren alle Ministerien, die eins dem andern gefolgt sind, und leitet dadurch indirect die ganze Eingeborenenpolitik Englands in seinen Colonien. Es sind dieselben hochherzigen, edeln und menschenfreundlichen, die englische Nation so hoch ehrenden Principien: „Beschützung der Menschenrechte des Schwachen und Unmündigen", welche die Unterdrückung des Sklavenhandels herbeigeführt haben und welche die gesammte schwarze Bevölkerung der englischen Colonien, wie der ganzen Welt, glücklich machen und auf eine Culturstufe mit der weißen Rasse emporheben möchten, die aber hier in Südafrika leider ganz andere und unverhoffte praktische Folgen gehabt haben, worunter namentlich, und mehr als alle andern Theile der Colonistenbevölkerung, die Diggergemeinschaft der Diamantenfelder so schwer zu leiden hat.

Ich werde auf diesen leidigen Punkt noch oft in meinen Mittheilungen zurückkommen müssen, da er der Angelpunkt

ist, um den sich alle südafrikanischen Verhältnisse drehen, und der so große Gefahren und so viele Plagen und Aergernisse für die weiße Bevölkerung im Gefolge hat. Aber eine einzelne Person, wie den so hoch ehrenwerthen Gouverneur Southey für allen den im Augiasstall eines unpraktischen und verblendeten politischen Systems aufgehäuften Unrath verantwortlich machen zu wollen, wäre sehr unrecht und unbillig. Kein anderer Gouverneur könnte mit einem solchen Rassengleichheitsgesetz, das alle Klassengesetzgebung (die einzige vernünftige in diesem Lande) verbietet, mit einem solchen Gerichtsverfahren, das mir wie ein Automat mit hölzernen Armen vorkommt, und mit einem solchen zahlreichen schwerfälligen Anhang von indolenten bureaukratischen Elementen wesentlich besser regieren als Herr Southey. Er muß als Opfer für das verderbliche allgemeine System, das er doch aus eigener Machtvollkommenheit nicht abändern darf, herhalten und soll zugleich die Böcke aller seiner Beamten persönlich vertreten, namentlich die Unordnung in dem Finanzwesen und den schleppenden, nicht vorwärts rückenden, Gang der Land-Question.

Das Finanzdepartement hat eine Zeit lang ein junger Beamter geleitet, der, seiner Aufgabe nicht gewachsen, eine gräßliche Unordnung darin hat einreißen lassen.

Die Landfrage, so wichtig für Griqualand, hätte allerdings längst entschieden werden können, wenn die zu ihrer Ordnung vom Generalgouverneur in Capetown bestellten drei Commissare sich nicht untereinander fortwährend gestritten und dadurch deren Lösung so außerordentlich verzögert hätten. Es ist ein unentwirrbarer Gordischer Knoten von Rechtstiteln und Landansprüchen auseinanderzuwickeln, da es sich um Farmrechtsertheilungen von sechs verschiedenen Landesautoritäten handelt, die in vielen Fällen doppelt und dreifach für identische Landgrundstücke ausgestellt worden sind. Die Besitztitel, die in verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Theilen der heutigen Provinz West-Griqualand über Farmgrundstücke ausgegeben worden sind, stammen resp. von den Griqua-Häuptlingen Corneli[illegible] Kok (Neffe des Vorigen),

Andreas Waterboer (Vater), Nikolaus Waterboer (Sohn), Herrn Doms (einem Deutschen, der für den Agenten der Griquaregierung galt), dem Oranje-Freistaat und der Transvaal-Republik. Es sind, da niemals früher eine geometrische Vermessung der einzelnen Farmen stattgefunden hat, sechsmal mehr Ansprucherhebende als Farmgrundstücke vorhanden! Ich hörte, daß auf der klipdrifter Uferseite allein 1750 Farmen ausgegeben werden sollen.

Was kann nun Herr Southey für allen diesen Wirrwarr? Ein Bismarck würde einfach diesen Gordischen Knoten mit einem kräftigen Schwerthiebe zerhauen, aber Herr Southey ist kein Bismarck und kann keiner sein, denn es sind ihm die Hände, wie in so vielen Sachen, so auch in dieser, auf den Rücken gebunden.

Was schließlich allerdings ein Fehler an Herrn Southey (was aber vom moralischen Standpunkte aus ebenso als eine Tugend betrachtet werden kann), ist sein großes Attachement und sein blindes Vertrauen in die Gehülfen und Mitarbeiter, mit denen er seit langer Zeit verbunden gewesen ist. Im vorliegenden Falle ist es besonders seine zu vertrauensvolle Anhänglichkeit an den Gouvernementssecretär Currie, seinen ersten Minister und hauptsächlichen Rathgeber, die ihm verderblich ist und ihn veranlaßt, sich von diesem höchst unpopulären Manne häufig zu Maßregeln drängen und treiben zu lassen, die er, allein gelassen, gewiß nicht verordnet haben würde. Auch ist der Zorn der Diggers ungleich mehr gegen diesen „ersten Minister" gerichtet als gegen Herrn Southey selbst, was in den Reden des Massenmeetings sehr klar zum Ausdruck kam.

Die Carrière des Herrn R. Southey ist, bis zu seiner Annahme des Gouverneurpostens von Griqualand, eine lange und ehrenvolle gewesen. Er ist schon als Knabe im Jahre 1820 mit seinem Vater von England nach Südafrika gekommen. Seine öffentliche Laufbahn begann im Jahre 1835, indem er in dem damaligen Kaffernkriege zuerst als Lieutenant in einem Freiwilligencorps diente und nachher als Hauptmann eines aus lauter landesvertrauten jungen Colonisten gebildeten

Guidencorps. Der Krieg dauerte 18 Monate und dem Corps Southey's wurde öfters vom General Sir B. d'Urban öffentlicher Dank abgestattet. Nachdem ein Theil von Kaffrarien unter dem Namen Königin-Adelheid-Land an die Kapcolonie annectirt worden war, erhielt Herr Southey die Stelle eines Magistrats in einem der neuen Districte; als aber die neue Provinz auf Ordre aus England wieder aufgegeben werden mußte, kehrte Herr Southey ins Privatleben zurück, worin er nun 10 Jahre lang verblieb.

Ende 1847 wurde der General Sir H. Smith, der während des Kaffernkrieges Generalstabschef gewesen war, zum Gouverneur der Kapcolonie ernannt und machte Herrn Southey zu seinem Secretär, in welcher Stellung derselbe zwei Jahre verblieb und die Schlacht bei Boomplaats gegen die aufständischen Boers mitmachte. Im Jahre 1850 wurde er zum Civilcommissioner und Magistrat von Swellendam, 1852 zum interimistischen Colonialsecretär in Capetown, 1855 zum Secretär des neuernannten Lieutenant-Gouverneurs von Britisch-Kaffrarien, Sir J. Jackson in Grahamstown, 1860 wieder zum interimistischen Colonialsecretär in Capetown, 1862 zum Treasurer-General (Finanzdirector) und 1864 zum definitiven Colonialsecretär oder ersten Minister der Kapcolonie ernannt, in welcher Eigenschaft er bis 1872 verblieb.

In diesem Jahre wurde in der Colonie das sogenannte Responsible Government, d. h. eine verantwortliche, vom britischen Reichsministerium nur noch wenig abhängige Localregierung eingeführt; es wurde Herrn Southey die Stelle des ersten verantwortlichen Premierministers der Kapcolonie angeboten, er schlug sie aber aus, da er sich auf Pension zurückziehen wollte. Es gelang jedoch nachher dem Generalgouverneur Sir H. Barkly, ihn zur Annahme der Stellung des Gouverneur-Statthalters der neugebildeten Provinz Griqualand zu bewegen, die er im Januar 1873 antrat. Daß es ihm in dieser Stellung nicht gelingen konnte, die Diggerbevölkerung, welche fast ausschließlich die ganze Einwohnerschaft dieser Provinz ausmacht, zufrieden und glücklich zu machen, liegt, wie schon oben dargelegt, hauptsächlich in dem für die Localver-

hältnisse so gänzlich unpassenden, vom Home Government aber vorgeschriebenen Regierungssystem, wonach er nolens volens regieren mußte, und womit vielleicht selbst ein Minister Stein oder Wilhelm von Humboldt nicht hätten viel besser als er regieren können.

Daß er für die Krone, d. h. für die Nation, das Recht auf die mineralischen Schätze unter der Erde, also hier auf die Diamantenkopjen, in Anspruch nahm, nachdem dieses Recht von seinen Vorgängern, den drei Commissioners, in so unbegreiflich kurzsichtiger Weise übersehen und preisgegeben worden war, gereicht ihm zur hohen Ehre; freilich machte er sich dadurch die mächtige Clique der Proprietors von Vooruitzicht, Dutoitspan und Bultfontein zu Todfeinden.

Die Riesenarbeit, historisch, philosophisch und juristisch das Recht der Krone auf die unterirdischen Bodenreichthümer nachzuweisen, war vom Gouverneur, wie ich schon früher erwähnt, dem Generalstaatsanwalt H. Shippard übertragen worden, und in zahlreichen schlaflosen Nächten hatte dieser, mehr als irgendein Mann auf den Diamantenfeldern mit Arbeit überbürdete, geniale Jurist, eine außerordentlich klare und präcise, mit Hunderten von Citaten aus juristischen Autoritäten aller Zeiten und aller Völker versehene Rechtsabhandlung ausgearbeitet, welche die Ansprüche der Proprietors auf die Diamanten unter dem Boden als ganz unhaltbar nachwies. Infolge dessen hatte Herr Southey seine vielbesprochene Verordnung erlassen, welche erklärte, daß die unterirdischen Schätze der Diamantenkopjen niemals Privateigenthum sein könnten, sondern unbedingt der Krone gehörten. Diese Verordnung war von den Proprietors die Spoliation Ordinance (Beraubungsverordnung) genannt worden, und dieselben hatten dagegen in London direct bei der Königin (d. i. den Kronjuristen) Klage erhoben. Ich weiß nun nicht, wie schließlich die Kronjuristen in London die Sache entscheiden werden; würden sie aber sich für die Rechte der Krone aussprechen, so sollte der große Dienst, den Herr Shippard derselben geleistet, nicht vergessen werden.

Herr Shippard hat sich jetzt in seinem Garten einen

Brunnen graben lassen und dadurch denselben zu einem kleinen Paradiese gemacht. Sein ursprünglich so kleines hölzernes Häuschen hat er durch Anbauten und Ueberdeckung mit doppelten Dächern zu einem kühlen frischen Sommerpalais umgewandelt, sodaß er bei seiner riesigen Arbeitsüberlastung jetzt wenigstens nicht mehr unter einem Eisendache zu rösten und in einem engen Vogelbauer zu denken und zu schreiben hat. Unter seinen geräumigen und luftigen neuen Verandas, mit der Aussicht auf Grün und Blumen, arbeitet es sich doch ungleich besser und angenehmer, als in dem engen heißen Holzverschlage von früher.

Nachdem Herr Shippard bisher lange Zeit hindurch in den Zeitungen immer „the good Shepherd“ (der gute Hirte) und der „Diggers-Freund“ genannt worden war (da er sich so warm der Diggers gegen die Bedrückung der Proprietors angenommen hatte), hat auch er jetzt seine Popularität eingebüßt, weil man es ihm vorwirft, daß er im Legislative Council seine Stellung nicht benutze, um die Initiative zum Vorschlage kräftiger und wirksamer Gesetze zum Schutz der Diggers zu übernehmen. Aber man vergißt, daß ja auch er in seiner Stellung unmöglich gegen das von der londoner Centralregierung vorgeschriebene Regierungssystem ankämpfen kann, sowenig wie der Gouverneur selbst, und daß man daher seinem Nichtkönnen nicht Mangel an Wollen unterlegen darf. Die tiefe Wurzel der Giftpflanze, deren Exhalationen die Atmosphäre von Griqualand verpesten, liegt eben im Boden Altenglands, aber nicht in Südafrika, und nur ein gründlicher Wechsel in den Principien des gesammten englischen Colonialsystems könnte den armen Diamantendiggers Hülfe von ihren vielfachen schweren Leiden bringen.

Ein großes Project des Herrn Southey wird, wenn es zur Ausführung kommt, dem Lande sehr nützlich werden. Er hat durch genaue Vermessungen ermitteln lassen, daß das ganze Land, welches ein Dreieck zwischen dem Vaal- und dem Hartflusse bildet, so tief liegt, daß es durch Kanäle vom Hartflusse aus bewässert werden kann. Es würden sich also durch allgemeine Berieselung hier eine große Anzahl der

fruchtbarsten Farmen herstellen lassen, deren Verkauf und Anbau dann nicht wenig der Regierungskasse zugute kommen dürfte und auch ein Niedergehen der Getreide- und Gemüsepreise zur Folge haben müßte, wodurch sich das Leben auf den Diamantenfeldern sehr viel wohlfeiler gestalten würde.

Auch ich habe meinerseits zu dem letztern Zwecke im mikroskopischen Bereiche meiner agriculturistischen Kräfte mit beizutragen gesucht, indem ich aus meinem Gärtchen einen ganze Eselkarren voll Kürbisse auf den Markt gebracht, die ich unmöglich alle selbst aufessen konnte. Die Frucht dieser meiner ersten und letzten landwirthschaftlichen Leistung in Südafrika glitt in Gestalt von fünf harten Goldpfunden in meine Tasche.

Es war der letzte Dienst, den ich meinen beiden Mauleseln abverlangte, da ich nachher dieselben nebst dem zweiräderigen Karren für 600 Mark verkaufte. Ich hatte mit meinen Eseln einiges Unglück gehabt. Im ganzen hatte ich nacheinander sechs besessen; einer starb infolge des Ueberfressens mit in Wasser gequollenem Mais, ein zweiter auf einer entfernten Farm, wohin ich ihn zum Ausruhen placirt hatte. Wenigstens behauptete einige Monate später der betreffende Farmer, der Esel sei eines Tages plötzlich hingefallen und todt gewesen, als Beweis dafür könne er mir noch den abgeschnittenen Schwanz desselben zeigen. Ich mußte mich damit beruhigen, obgleich mir der Fall sehr denkbar erschien, daß der Farmer das Thier für seinen Profit verkauft haben könnte, denn Eselschwänze sehen einander so ähnlich wie Hühnereier.

Eines Tages waren meine beiden letzten Maulesel, prächtige und theuere Thiere, auf der Weide, wohin ich sie an dienstfreien Tagen hinauslaufen ließ, des Abends nicht wiederzufinden gewesen. Der Fall des Verlaufens derselben hatte sich schon öfter wiederholt, ich war deshalb also noch nicht gleich so ängstlich. Das Alleinlaufenlassen des Viehes auf der Weide ist hier allgemeine Landessitte, und niemand pflegt es für nothwendig zu halten, seinen weidenden Pferden, Maulthieren oder Rindern einen speciellen Aufseher mitzugeben.

[illegible] Straußfedern, ganz[illegible]
[illegible], [illegible], [illegible], Fichen[illegible] und Nähmaschi[illegible]
[illegible], Gegenstände von allen Sorten und ohne Ende

Die Preise waren jedesmal äußerst verschieden, je nachdem gerade zufällig viel oder wenig Bieter da waren. An manchen Tagen gingen z. B. alte Tische für 6—8 Pfd. St. weg, an andern wieder für ebenso viele Schillinge. Ich kam mit meinen Sachen immer an ausnahmsweise unglücklichen Tagen, muß aber freilich auch den Auctionatoren den Vorwurf machen, daß sie, um nur schneller unter der vertical auf ihre Köpfe herabbrennenden Tropensonne fertig zu werden, die allerheterogensten Dinge zusammen in ein Lot (Nummer) vereinigten, was dann natürlich den Leuten die Kauflust benahm. Es wäre wenigstens das Doppelte bei verständigerer Eintheilung der Lots herausgekommen. So z. B. wurden zusammen ausgeboten: ein alter zerfetzter Sattel, ein halbes Dutzend bunte Baumwollhemden und ein Revolver; ein anderes Lot: ein paar Wasserstiefeln, zwei Oeldruckbilder und ein Lederkoffer; Nr. 3: zwei wollene Bettdecken, fünf Schaufeln und ein Fläschchen Chinin; Nr. 4: eine Lederriemenbettstelle, ein großer eiserner Kochkessel und ein halbes Dutzend neusilberner Messer, Gabeln und Löffel; Nr. 5: ein Diggersieb, eine Schachtel Halskragen, ein Dolchmesser und eine Badewanne u. s. f.

Es war für mich vergeblich, die Aufmerksamkeit der Auctionatoren auf die haarsträubende Unzweckmäßigkeit eines derartigen Vorgehens zu lenken; die kurze Antwort war: „Sie haben gut reden, stellen Sie sich einmal an unsere Stelle drei, vier Stunden lang in die Sonne und strapaziren Sie dann wie wir Ihre Lunge, Sie werden dann wol auch die Arbeit rascher fertig zu bringen suchen!" Kurz, ich erhielt infolge dieser unsinnigen Versteigerungsmethode nicht den vierten Theil der Summe zu Händen, die ich ganz sicher erwartet hatte und die ich auch bestimmt bekommen haben würde, wenn alles, wie es sich gehörte, einzeln verkauft worden wäre.

Mein alter Wagen, der mich vor 3½ Jahren 40 Pfd. St. gekostet und woran ich neuerdings für ein neues Zeltdach und für das Anmalen noch 17 Pfd. St. verwendet hatte, brachte mir nur 23 Pfd. St. netto, und ein noch ganz neues Zelt, das mir 8 Pfd. St. gekostet hatte, ging für 1½ Pfd. St.

weg: ein eiserner Schubkarren, neu 7 Pfd. St., für 1 Pfd. St. u. s. w.

Nicht glücklicher war ich mit einem Versuche, mein Camp und Haus in öffentlicher Auction zu verkaufen. Mein Piano hatte ich schon vor einigen Wochen für 65 Pfd. St. aus freier Hand verkauft, nun sollte das Haus folgen. Ein Auctionator hatte eine ungeheuer poetische und verführerische Beschreibung desselben in den Zeitungen veröffentlicht, in welcher er den künftigen Erwerber dieses „von luftigen Climate-Rooms (Klimazimmern) umgebenen zierlichen Lustschlößchens“ von vornherein glücklich pries und zum Besuche des Auctionstermines dringend einlud. Der Tag kam; Haus, Camp und [illegible] waren mit lockenden blau-weiß-rothen Fähnchen geschmückt, und zwei Neger erfüllten zwei Stunden lang mit ohrenzerreißendem Geklingel die Lüfte. Aber statt der erhofften zahlreichen [illegible] Gäste erschienen nur vier unansehnliche Personen, von denen noch dazu zwei offen gar kein Hehl daraus machten, daß sie nur aus Neugier und „um Menschen zu sehen“ gekommen seien. Es blieben also nur zwei wirkliche Bieter übrig! Und dafür hatte ich mir die Mühe genommen, mein ganzes Camp so sauber auskehren zu lassen, alle Zelte wochenlang vorher in ihren kleinsten Rissen und Löchern geduldig auszuflicken und inwendig im Hause den beiden Zimmerchen durch neue Rohrteppiche und an den Wänden herumgehängte und über alle Möbeln luxuriös ausgebreitete Tiger-, Gold- und Silberschakalkarossen ein so prächtiges und vornehmes Aussehen zu geben? Die beiden Herren boten nur 100 Pfd. St., und dafür wollte ich mein Camp, das mich 158 Pfd. St. gekostet hatte, doch nicht verschleudern, ich wies also das Gebot mit Indignation zurück. (Und später, im März 1875, ging es blos zu 83 Pfd. St. weg, sodaß mir nach Abzug der Auctionskosten nur 75 Pfd. St. netto verblieben!)

In der stilistischen Ausschmückung ihrer Annoncen, die sich immer in den poetischsten Uebertreibungen bewegen, scheinen die hiesigen Auctionatoren sich die Yankees zum Muster genommen zu haben. Folgendes sind z. B. die Copien von

Claimverkaufsannoncen, die ich dem Journal „Diamond News“ entnommen habe. Zunächst die Verkaufsanzeige meiner eigenen Claims:

1. Eine splendide Speculation!

Mr. Von Weber, beabsichtigend, so rasch als möglich nach Europa zurückzukehren, hat beauftragt

Gutkind und Rothkind

vom Auctionsbureau, Kimberley, zum Privatverkauf anzubieten seine

werthvollen Claims.

1) 1/4 Claim Nr. 465, Road 8 gegenüber 9, Südend, mit vollem und exclusivem Rechte auf Zubehör (d. i. einfaches Stahlseil, Winde, Seile und Schüttröhren).

2) 1/4 Claim Nr. 291, Road 5 gegenüber 4, Südend, mit halbem Rechte auf Zubehör (doppeltes Stahlseil u. s. w.)

Diese Claims sind umgeben von vielen werthvollen und wichtigen Claims, deren Reputation nicht übertroffen werden kann, und die Claims dieses ehrenwerthen Gentleman sind geradezu ein Sprichwort geworden: Oh! die Claims von Mr. von Weber, ich wünschte nur, ich hätte einen solchen Claim! — Wir können jetzt sagen: Nun so gehet hin und machet es ebenso — macht euer Glück und geht dann mit vollbeschwerten Taschen in euere Heimat zurück!

2. Tausende für Hunderte!

1) 1/2 Claim Nr. 414. Jeder Commentar zu solch einem Claim ist vollständig überflüssig, da er wol jedem Digger von der Colesberg Kopje hinreichend durch seine reichen Funde bekannt ist. Kein Wasser — aber Diamanten!

2) 1/2 Claim Nr. 322, nächst zu Litkies berühmtem Claim. Keine Kapitalanlage dürfte derjenigen des Kaufes dieses Claims gleichkommen! Unzählige Diamanten von allen Größen, Juwelen von erstem Wasser, ohne Flecken und Risse, sind daraus genommen worden, und die Masse derer, die noch darin

liegen, wird dem beneidenswerthen Käufer mehr denn ein Vermögen bescheren.

3) 1/4 Claim Nr. 296, Road 5 gegenüber 6 Nord, volles Zubehör. Die guten Eigenschaften dieses Claimstückchens zu beschreiben, fehlen uns absolut die Worte; aber wenn wir ehrlich dem Publikum es bezeugen, daß dies Dr. Otto's bester Claim ist, aus dem er seine bekannten Tausende von Goldpfunden herausgenommen hat, so ist dies wol jedenfalls eine genügende Empfehlung, und wir beglückwünschen daher schon im voraus den beneidenswerthen Käufer.

3. Claim erster Klasse
in Colesberg Kopje
zum Verkauf!
Eine gute Kapitalanlage für 500 Pfd. St.

1/4 von dem wohlbekannten reichen Claim des Herrn Coghlan, Nr. 74, in Nr. 2 Road.

Diggers, die nächsten Montag Morgen von ihrem Frühstücke zurückkehren, haben die Chance, sich mit einer relativ geringen Auslage ein Vermögen einzusacken. Der einzige Grund für den Verkauf des Claims ist, daß der Eigenthümer eine nothwendige Geschäftsreise nach der Colonie machen muß, und daß er nicht Lust hat, während seiner Abwesenheit mit seinen Diamanten schwarze Spitzbuben zu bereichern.

4. Leset langsam!
Pausirt häufig!
Ueberdenkt es dann ernsthaft!

Kapitän Ramsay, findend, daß seine Zeit übermäßig in Anspruch genommen ist, und wünschend, seine Digging-Operationen auf der Colesberg Kopje zu concentriren, hat sich mit Widerstreben entschlossen, wenigstens Einen seiner so ungemein werthvollen Claims zu verkaufen, nämlich: 1/4 Claim Nr. 342, Road 6, gegenüber 7, Süd. Dieser Claim ist hoch und immer trocken. Während der antedilu-

vianischen Regengüsse stand er stolz und majestätisch wie eine goldene Säule über seinen weniger begünstigten Nachbarn, die im Wasser ersoffen. Aber das. ist nur Eine der vielen guten Eigenschaften dieses Claims. Er findet nicht gleich seinesgleichen in der Kopje. Ein Mensch wird beurtheilt je nach der Gesellschaft, in der er sich bewegt; denselben Maßstab muß man auch bei einem Claim anlegen. Auf der einen Seite grenzt er an Herrn Dick-Lauder's Claim, auf der andern an die bekannten reichen Claims der Herren Wilson und Lieutenant Willoughby, welche alle von unserer Firm verkauft wurden, dieser Firm, welcher der wahre Werth der Claims in dieser Kopje besser bekannt ist als irgendeiner andern auf den Diamantenfeldern. Es waren diese Claims, welche jenen Gentlemen es möglich machten, als Nabobs nach Altengland zurückzukehren, und wir sind oft Zeuge gewesen, daß Steine aus diesen begünstigten Fundstätten zu 20 Pfd. St. per Karat verkauft worden sind.

5. Diesen Tag!

Diesen Tag um 11 Uhr pünktlich wird ein Claimbruchtheil, Nr. 374, Road 7, gegenüber 6, Südend, 10 Fuß 6 Zoll mal 31 Fuß versteigert werden. Der Claim ist durch seine Nachbarschaft hinreichend empfohlen und soll nur wegen plötzlich überkommener Familientrauer verkauft werden. Der Ersteher des Claims wird zugleich überliefert erhalten: 2 Dienstbotenzelte, 1 Maismühle (neu), Kochtöpfe, 3 Sortirtische, feine und grobe Siebe, 8 Zulukaffern und 2 Wagenladungen Feuerholz, was alles zusammen mit dem Claim gegeben wird.

Kimberley, 6. Mai 1874.

A. T. Gutkind, Auctionator.

Was für ein Mordgeschrei würden die British and Foreign Anti-Slavery Society und die Aborigines Protection Society in London erheben, wenn ihnen diese entsetzliche Annonce vor Augen käme! Eine Versteigerung von

acht lebendigen Zulukaffern!! Indessen die Anzeige sieht nur so gefährlich aus, ist aber in der That ganz unschuldig und harmlos. Sie hat nämlich factisch nur zu bedeuten, daß der Ersteher in den auf mehrere Monate abgeschlossenen Dienstcontract mit acht Zulukaffern als Arbeitgeber eintreten darf, wenn er dazu Lust hat.

6. 136=Karat=Diamant!
Dies ist der Platz, oder nahe dabei!

Diesen Tag, bei dem üblichen allwöchentlichen Claimverkaufe wird feilgeboten werden:

1/4 Claim Nr. 318, Road 6, gegenüber 5, Nord, mit Zubehör. Dieser werthvolle Claim kann von Montag 5 Uhr früh bis Sonnabend 6 Uhr Abends ohne Unterbrechung durch Regen oder andere Ursachen bearbeitet werden. Er liegt in der unmittelbaren Nachbarschaft von Tucker's Claim, aus welchem letzten Montag der 136=Karat=Diamant herausgenommen wurde und in dem die Diamanten wie Kartoffeln in zusammenhängenden Bündelchen gefunden werden. Wo ein 136=karätiger Stein ausgegraben wurde, da müssen natürlich noch Massen von andern Steinen liegen, und so wird denn der glückliche Ersteher die vergnügliche Chance haben, seine Würfel mitten unter die Million zu werfen, die hier noch ihrer Finder wartet. Der Claim würde niemals verkauft worden sein, wenn nicht ein Disput unter den jetzigen Besitzern die zwingende Veranlassung dazu wäre.

7. Die harten Zeiten sind vorüber!!
Les't! Les't!

Zu verauctioniren durch Gutkind und Rothkind der volle Halbclaim Nr. 173, Road 3 u. s. w. Die Localität dieses Claims ist so allbekannt, daß wir als Kinder kaum wissen, was wir von seinen vielen guten Eigenschaften sagen sollen. Er ist umgeben von einer Unzahl von reichen Claims, und er hat nur Einmal seit dem Aufgange der Kopje seinen

Eigenthümer gewechselt, von Herrn Ingle auf Herrn Knightley — dieses ist gewiß eine Empfehlung, die keiner Erläuterung bedarf. Man kann so oft unter den Diggers dieser Nachbarschaft die Worte hören: Ach, wenn ich doch so wie Knightley finden könnte! Alles, was wir sagen können, ist daher dies: Hier ist der Ort, wo ihr hingehen müßt, um ebenso zu finden, denn unsere Instruction ist: zu verkaufen. Ja! verkaufen! und das dem höchsten Bieter, und wenn ihr diese Chance zum Erwerbe eines solchen unerschöpflichen Reichthumsquells versäumt, so werdet ihr es nur Einmal zu bereuen haben, und das wird für Lebenszeit sein!

Ich könnte diese Liste noch unendlich verlängern; die angeführten Muster zeigen aber wol schon hinlänglich den blühenden und phantastischen Stil unserer poetischen Ritter vom Hammer.

Seit nun meine Claims, meine Maulesel, mein Diggerinventar und fünf meiner Zelte theils frei verkauft, theils unter den Hammer gewandert sind, hat mein Camp schon ein sehr verödetes Ansehen gewonnen. Zugleich ist es viel lichter geworden, und der ehemals so imposant geschlossene inwendige Hof, der fast einem kleinen Rittergutshofe ähnelte, ist verschwunden, sodaß ich jetzt inmitten eines freien Platzes wohne und die Aussicht auf die benachbarten neuconstruirten Häuser gewonnen habe. Mit jedem weitern Verkaufe altgewohnter Möbeln und Gegenstände habe ich das Gefühl, daß immer mehr der zahlreichen Schnüre zerschnitten werden, die den nun schon so lange an den Boden gefesselten Luftballon meiner Existenz an diesem südafrikanischen Wüstenwinkel festgehalten haben. Und je mehr ich das Hin- und Herschwanken des aufstrebenden Luftschiffchens fühle, desto lebendiger erwacht in mir wieder der alte angeborene Reise- und Bewegungstrieb. Ja ich kann mich eigentlich jetzt über mich selbst nicht genug verwundern, daß ich nun schon 3½ Jahre lang es gelitten habe, an einer schweren Ankerkette, befestigt an einen unbeweglichen Käfig, festzuliegen, statt frisch und frei die blauen Meere zu durchsegeln und pilgernd die weite Welt zu

durchziehen, um alle die unzählbaren Schönheiten unsers herrlichen Erdballes bewundern zu können.

Wenn ich auf mein Diamantendiggerleben zurückblicke, finde ich freilich, daß ich nicht zu den Beglückten der Colesberg Kopje gehöre. Ich habe circa 600 Diamanten in meinen Claims selbst gefunden; 90 wurden mir mit meinem Wissen und wahrscheinlich viele Hunderte ohne mein Wissen gestohlen, sodaß an meinen Claims sich wol andere, aber nicht ich selbst, bereichert haben. Leider habe ich einen großen Fehler begangen, den ich aber mit sehr vielen andern Diggers theilte: in dem sehr erklärlichen Wunsche, recht viele Diamanten in natura mit nach Hause bringen zu können, und immer glaubend, daß ich sehr bald nach Hause zurückkehren würde, verkaufte ich im ersten Jahre gar keine Steine. Ich büßte daher beim spätern Verkaufe zu den so außerordentlich gesunkenen Preisen wenigstens 100 Procent ein, die ich im ersten Jahre hätte profitiren können. Doch es ist ja in der Welt eine Alltagsregel, daß uns die werthvollsten Erfahrungen des Lebens gewöhnlich zu spät kommen.

Ende October hatte ich eines Tages eine ganz unerwartete Ueberraschung. Es war Morgens 7 Uhr, und ich nahm unter meiner Veranda eben meinen Kaffee ein, als ich auf einmal ein graziöses und niedliches Thierchen langsam und bedächtig in meinen Hof einmarschiren sah, das ich sogleich als ein kleines wenige Wochen altes Steinböckchen erkannte. Die Steinböcke (Antilope tragulus) sind die kleinsten aller südafrikanischen Antilopen und leben nie in Heerden zusammen, wie die übrigen, sondern immer nur einzeln und zwar nur in den bergigen Landstrichen, zwischen Felsenblöcken und auf Berggipfeln. Sie sind daher gewissermaßen als die Gemsen von Südafrika zu betrachten. Ihre Farbe ist vollständig rehbraun. Das Thierchen hat sehr lange spitze Ohren, die es bei dem leisesten Geräusche windschnell vor- und rückwärts dreht. Im wilden Zustande sind die Steinböcke äußerst scheu und flüchtig wie echte Gemsen; gleich den Springböcken springen sie in langen und hohen Bogensätzen. In der äußern Erscheinung und Körperhöhe gleichen sie ungemein (und ich möchte

sie fast für identisch halten) den prächtigen niedlichen Gazellen, die ich so häufig in Beirut, Kairo und Rhodos in den Zimmern der Reichen als Schoßthiere der Damen gesehen habe, und die dort wie Katzen auf den Treppen der Häuser auf- und niederklettern.

Das zarte, delicate und zerbrechliche kleine Thierchen, das sich nur noch mühsam auf seinen dünnen Streichhölzchenbeinchen fortbewegen konnte, war offenbar einem Herrn, der es in den Prairien der Felsendistricte des Freistaates gefunden haben mochte, entlaufen und konnte von Glück sagen, daß nicht einer der zahlreichen großen Hunde des Camps es bemerkt und in Stücke gerissen hatte.. Das allerliebste Thier kam ohne Scheu auf mich zu, legte sein niedliches spitzes Köpfchen auf meine Knie und schaute mir mit seinen großen und klugen kohlschwarzen Spiegelaugen furchtlos ins Gesicht, gerade als wenn es mich um Schutz und um Gewährung eines Asyls bitten wollte. Ich gab ihm natürlich beide von Herzen gern und taufte es Djali.

Meine kleine Djali war noch in ihrem Säuglingsalter und wußte noch weder zu trinken noch zu essen. Ihr eine Ziege als Amme zu verschaffen, stellte sich mir als unmöglich heraus. Endlich gegen Abend wurden meine so lange vergeblichen Versuche, ihr einen Löffel warmer Milch beizubringen, mit Erfolg gekrönt, dann nahm sie einen zweiten und dann mehr und mehr; nur mußte ich ihr immer meinen Finger dabei in den Mund halten, denn wenn sie nicht an ihm saugen konnte, so schien die Milch für sie alle Süßigkeit zu verlieren und sie mochte sie nicht mehr.

Schon vom zweiten Tage an war Djali meine intimste Freundin und mochte sich gar nicht mehr von mir trennen. Während des Tages schlief sie oder promenirte im Hause oder im Garten, des Abends nahm ich sie in das Haus ihrer Sicherheit wegen. Sie wurde unter meiner sorgsamen Pflege rasch stärker, kräftiger und schwerer und hat jetzt einen stattlichen runden Leibesumfang gewonnen, obgleich sie in der Körperhöhe nicht über die einer gewöhnlichen syrischen Gazelle hinausgekommen ist. Tagsüber ist sie sehr still und anstands-

voll; des Abends aber, namentlich in der Vollmondszeit, erwacht die Gemsennatur der Wildniß in ihr. Sie fängt dann an, das Köpfchen zu schütteln und an der langen Schnur, woran sie befestigt ist, die tollsten Luftsprünge und Capriolen zu machen, wobei sie eine wunderbare Elasticität und Körperkraft zeigt.

So hatte ich denn jetzt alle Nächte drei graziöse Schlafgefährtinnen in meinem Holzhäuschen: Djali und die beiden Meerkätzchen Titti und Kottick. Djali war die Nacht über leider manchmal sehr unruhig; sie sprang mit einem Satze hinauf auf mein Bett und weckte mich auf, um mir das Gesicht oder die Hände zu lecken, an welchen Liebkosungen mir natürlich in der Finsterniß nicht viel gelegen war.

Die eheliche Liebe, welche sich die beiden Meerkätzchen gegenseitig spenden, ist geradezu rührend: sie trennen sich niemals voneinander und caressiren sich den ganzen Tag. Schon bei Tagesanbruch, wenn ich erwache, sehe ich sie beide wie zwei kleine braune Kapuzinermönche mit Fuchsköpfchen, kerzengerade aufgerichtet, in steifer Schildwachenpositur an meinem Bette stehen und in unbeweglicher Haltung und komisch ernster Würde die kleinen Leckerbissen erwarten, an die ich sie alle Morgen gewöhnt habe. Interessant ist es, zu beobachten, was für scharfe und weittragende Aeuglein die niedlichen Thierchen haben. Es packt sie auf einmal eine furchtbare Unruhe und Aufregung, und fieberhaft und angstvoll rennen sie hin und her, das Köpfchen gen Himmel gerichtet; in solchem Falle fand ich allemal, daß hoch, hoch oben in unendlicher Entfernung am blauen Himmelsgewölbe ein kleiner dunkler Punkt zu sehen war, in dem ich mittels meines Operngucker einen schwebenden Geier entdeckte. Der Geier (Aasvogel) ist nämlich der wüthendste Feind dieser Thierchen und richtet alle Jahre große Verheerungen unter ihnen an, wenn sie sich aus ihrem Labyrinthe von Erdlöchern, worin sie in ganzen Colonien zusammenwohnen, etwas entfernt haben, um sich Nahrung aufzusuchen. Die Meerkätzchen sind so empfindlich, daß sie leicht schon davon sterben, wenn sie ohne Schatten der glühenden Mittagssonne ausgesetzt sind.

Auch werden sie von der zu nahrhaften Fütterung, die sie in den Häusern zu empfangen pflegen, zu schnell fett und sterben dann plötzlich an einer Art Apoplexie.

Im allgemeinen ist die verhältnißmäßig große natürliche Sanftmuth und Zahmheit aller südafrikanischen Thiere bemerkenswerth. Die mit ihren Riesenhörnern so gefährlich aussehenden Stiere würden mit ihrem sanftmüthigen Sinne nur schlecht für spanische Stiergefechte passen. Ochsen und Pferde sind vorzüglich ruhig und leitsam, die Hunde im allgemeinen weniger bissig als die europäischen, und eine Heerde von riesigen zahmen Straußen läßt sich von einem ihnen nur bis an die Knie reichenden Kinde ruhig überall hintreiben, wohin es ihm beliebt. Die Tollwuth der Hunde kommt nie in Südafrika vor, trotz der den größten Theil des Jahres über vorherrschenden Hundstagshitze, und das Institut der Maulkörbe ist daher hier in den Städten ganz unbekannt. Die Kaffern sind große Freunde von Hunden und haben immer eine Menge unschöner zottiger Köter in ihren Kraals. Sie sind jedoch im allgemeinen gegen Thiere gefühllos und oft sehr grausam, und ich wünschte nur eins der humanen geistlichen oder Damenmitglieder der englischen Aborigines Protection Society könnte einmal die scheußliche, herzlose Schlächterei und die ausgesuchten Qualen mit ansehen, welche die Schwarzen oft aus reiner Lust an Grausamkeit dem zum Tode bestimmten Thiere bereiten. Die Hottentotten, die ja moralisch mit den Negern auf Einer Stufe stehen, haben dort, wo sie noch unter sich und entfernt von den Europäern wohnen, noch heute die Gewohnheit, ein Schaf nicht durch einen raschen Stich in den Hals, sondern durch Aufschneiden des Bauches zu schlachten, und zwar möglichst langsam, sodaß sie recht lange an den Zuckungen des Opfers sich weiden können. Die Kaffern tödten am liebsten ihre Ochsen durch einen Hagel von Assagaien (Wurfspießen). Ich möchte fast glauben, daß die Thiere das instinctmäßige Gefühl in sich tragen, daß die Schwarzen ihre Todfeinde sind, denn während Djali, Kottick und Titti alle fremden weißen Personen ohne die mindeste Unruhe an sich herankommen lassen, gerathen sie immer in den größten

Schrecken, wenn ein unbekleideter Schwarzer vorbeigeht. Sie flüchten sich dann sofort zu mir in der offenbaren Hoffnung, daß ich sie schützen werde. Ich habe mit einem Gefühle von Empörung Meerkatzenkarrossen bei den Händlern aus dem Innern gesehen, welche denselben dort von den Eingeborenen für einen sehr geringen Preis verkauft werden und zu deren jeder bei der Kleinheit des seidenweichen Fellchens wenigstens 80—90 Thiere gebraucht werden. Es machte auf mich eine solche aus roher Geldgier verübte massenhafte Vertilgung dieser reizend niedlichen und sympathischen Thierchen einen ähnlichen Eindruck, als etwa eine Fabrikation von Teppichen oder Bettdecken aus den Federbälgen von Canarienvögeln oder Nachtigallen auf mich geäußert haben würde. Meine ohnehin durch so viele widerwärtige Erfahrungen fortwährend verminderte Sympathie und Achtung vor der schwarzen Rasse wird wahrlich durch die Documentirung solcher rohen Lust an Thierquälerei und systematischer wilder Ausrottung von so harmlosen und intelligenten Thierchen nicht vergrößert. Jedoch — es ist wol besser, daß ich an diesem Punkte innehalte, denn könnte man mir nicht mit einem Hinweise auf die massenhafte Vertilgung der „Leipziger Lerchen" antworten? und weiter auf die durch ganz Italien von Groß und Klein, von Arm und Reich wie eine Freuden- und Jubelzeit erwartete Periode des Frühjahres, wenn Millionen von kleinen Singvögeln, die auf ihrem Durchzuge aus Afrika nach dem Norden sich erschöpft von der langen Reise übers Meer zum Nachtlager auf den Boden niederlassen, hier von Tausenden von „Jägern" und Netzstellern vernichtet werden, nur zum reinen Amusement und zur Befriedigung ihrer „Jagdleidenschaft" und etwa noch des elenden magern Bratens wegen, der an Butter (respective Oel) und Zuthat mehr kostet, als er werth ist? Ganz das Gleiche ist es ja auch mit der schonungslosen Vertilgung und Ausrottung der reizendsten gefiederten Wesen der Welt, der niedlichen Kolibris in Westindien und andern Tropenländern, nur zu dem Zwecke, um den Hüten unserer europäischen Frauen und Mädchen ein elendes und ganz überflüssiges Mehr von Schmuck

zu verschaffen. Ein hübsches Gesicht wird dadurch wahrlich nicht schöner — und ein häßliches noch viel weniger! —

Ein trauriger Todesfall, der in den letzten Wochen in meiner unmittelbaren Nachbarschaft sich ereignete, hat mir einen recht erfreulichen Einblick in eine der schönsten Charakterseiten des angelsächsischen Volksstammes gegeben. Lieutenant B., Diamantendigger und beurlaubter Offizier der englischen Armee, starb am typhösen Nervenfieber. Seine erst neunzehnjährige Frau, eine allerliebste zarte Blondine, befand sich infolge dessen in einer übeln Lage. Es war eine Heirath aus Liebe gewesen und sie hatte sich deshalb mit ihren reichen Aeltern, die sie durchaus an einen Millionär hatten verheirathen wollen, veruneinigt. Sie war also nunmehr ohne Mittel und wußte nicht, was sie thun sollte. Damen, die sie kaum vorher gekannt hatte, luden sie ein, das traurige Zelt zu verlassen, wo ihr der Aufenthalt mit der Leiche zusammen natürlich schrecklich sein mußte, und bei ihnen zu wohnen. Und nachdem sie dann in eins der ihr so liebenswürdig angebotenen Häuser übergesiedelt war, erhielt sie einige Tage lang hintereinander von anonymen Zusendern eine Anzahl (ich hörte von 30) versiegelter Packete und Briefe, nach deren Eröffnung sie sich im Besitze von 1000 Pfd. St. (20000 Mark) sah, sodaß sie nun vorderhand gegen alle Nahrungssorgen geschützt war und sogar das Geld zur Rückreise nach England zu Händen hatte. Selbst ein Kammermädchen war für sie von Fremden gemiethet worden, das sie auf der langen Reise bis Manchester begleiten sollte! Ich kenne einige Herren, von denen der eine 100, die andern jeder 50 Pfd. St. ihr anonym übersendet hatten. Nun freilich waren dies Leute, die es hatten: Advocaten, die sich hier in Kimberley eine so große Jahresrente machen; reiche Diamantenkaufleute, die jedes Jahr mehrere Tausende von Pfunden Sterling in ihrem Geschäfte verdienen! Aber immerhin war es doch sehr hübsch von denselben, einer Witwe in ihrem Unglück so rasch hülfreich beizuspringen, und ich glaube nicht, daß eine solche reichliche Ueberschüttung mit — noch dazu anonymen — Gaben unter einer andern Nation so leicht stattgefunden haben würde!

Je näher man die Engländer kennen lernt, desto mehr lernt man sie in der That achten und lieben. Der bei oberflächlicher Bekanntschaft auf der Straße so widerwärtig steif, stolz, unnahbar und zugeknöpft erscheinende Engländer ist inmitten seines Hauses und seiner Familie wie umgewandelt: einfach und rücksichtsvoll, mild und wohlwollend, lebhaft und liebenswürdig, und fortwährend seiner Gattin und seinen Kindern gegenüber darauf bedacht, denselben Freuden und Vergnügungen zu bereiten, während er selbst auf solche wenig zu halten und sein ganzes Glück nur in seinem Geschäft zu finden scheint. Die Gattin hat die unbedingte Herrschaft im Hause — sie misbraucht sie aber nicht, denn sie ist, wenngleich gemeiniglich sehr fest im Charakter, doch dabei sanft und gut, und ihre Familie ist ihr Paradies, ihr liebster Aufenthalt. Wer die Freundschaft einer englischen Familie aus der guten Gesellschaft erlangt hat, dem darf man hierzu aufrichtig gratuliren, denn ein Engländer der gebildeten Klassen ist, wie als Feind ein stolzer, unbeugsamer, aber immer ehrlicher Gegner, so als Freund voller Aufopferung und von unter allen Umständen gleichbleibender Treue. Mit solchen Leuten läßt sich's gut leben, und ich habe wol nirgends in der Welt so herzliche und angenehme Familienbeziehungen gefunden als in englischen Familien. Daß unter solchen Umständen die außerordentliche Schönheit und angeborene Vornehmheit der englischen Frauen und Mädchen und namentlich die so unvergleichlich reizende, frische und liebliche Kinderwelt um so mehr zur Anziehungskraft englischer Familienkreise beitragen müssen, ist sehr natürlich. Und es ist mir bei meiner reiselustigen Natur, die mich fortwährend um den Erdball herumtreibt, um so lieber, daß es gerade die englische Nation ist, die, nebst der deutschen, in der ganzen Welt die weitverbreitetste ist, sodaß man unter allen Himmelsstrichen immer sicher ist, eine reichliche Anzahl von Vertretern dieser beiden Nationen anzutreffen. —

Ich habe in einer der letzten Wochen einen sehr angenehmen Ausflug nach dem Freistaats-Grenzstädtchen Boshof gemacht, das als nächstes Asyl aller der Justiz entwischten

Flüchtlinge von den Diamantenfeldern hier eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Vier rasche Pferde brachten mich in acht Stunden dahin. Man passirt unterwegs eine reizend zwischen dünnbewaldeten Bergen gelegene Farm und eine andere mit prächtigen schattigen Bäumen. Auf der letztern fesselte meine Aufmerksamkeit eine madonnenartige Erscheinung mit einem kleinen Kinde an der Brust — die erste schöne Holländerin, die ich in Südafrika sah. Sie setzte gerade eine Brut kleiner canariengelber Entchen auf das Quellenbächlein, das in der Nähe des Hauses vorbeirieselte. Dem Spiele von jungen Enten zuzusehen, hatte ich in den Wüstenhügeln der Dry Diggings keine Gelegenheit gehabt, und mit außerordentlichem Behagen sah ich dem lustigen und übermüthigen Tauchen, dem Hin- und Herschlagen der flaumigen Flügelstümpfchen und dem vergnügten Wackeln der gelben Schwänzchen auf dem krystallhellen Wasserspiegel zu. —

Boshof ist, wie alle Freistaatsstädtchen, eine recht saubere Ansammlung von netten villenartigen Gebäuden. Die Gegend freilich läßt zu wünschen übrig, da sie nur in einer tiefsandigen Fläche besteht. Wie alle Orte des Freistaates, so hat auch Boshof seine deutschen Kaufleute, die sämmtlich ausgezeichnet lucrative Geschäfte machen. Ich war an einen dieser Herren empfohlen und brachte bei ihm, nachdem er mir eine schöne neugebaute große Kirche gezeigt hatte, den Abend bei einer Tasse Thee zu. Er war ein begeisterter „Freistaater" und dankte Gott, daß er unter dieser und nicht unter der englischen Regierung leben durfte. Die gleiche Abneigung gegen die negerbeglückensollenden englischen Regierungsprincipien habe ich ausnahmslos bei allen Freistaatern gefunden. — Ein Abendspaziergang führte mich bei den hohen Gartenmauern einer Villa (der Wohnung des holländischen Predigers) vorbei, über welche Tausende von rothen Rosen herabhingen — einen schönern Rosengarten dürfte man kaum in Schiras oder Granada wiederfinden! Im übrigen freilich konnte mir die braune eintönige Fläche von Boshofs Umgebungen keine Rückerinnerung an die prachtvolle grüne Vega von Granada geben.

Ein mächtiges Feuer hat das am Wege zwischen Kimberley und Dutoitspan in Errichtung begriffene große Hospital der Dry Diggings zerstört. Die in meiner nächsten Nachbarschaft stehende riesenhafte, aus Eisen gebaute Mutual Hall war nämlich von der Regierung angekauft und niedergerissen worden, und sollte nun auf dem neuen Platze wieder aufgestellt werden. Da hatte, während die Bauarbeiter zum Mittagessen gegangen waren, einer der Zurückgebliebenen unvorsichtig seine Tabackspfeife ausgeschüttet und es waren die Funken in einen Haufen von Hobelspänen gefallen. In wenigen Minuten stand das ganze Holzgerüst des Neubaues in Flammen, und unter furchtbarem Geprassel stürzten erst das riesig lange und hohe Eisendach und später die Eisenwände zusammen. Die Flammen erhielten durch die Eisenmassen eine ganz schwefelgelbe Färbung, und eine dicke, ungeheuere gelbe Rauchwolke verkündete stundenweit den großen Hospitalbrand. Für die Diggergemeinschaft ist dieser Brand wieder ein großes finanzielles Unglück.

Die jetzt zurückgekehrten Sommernächte haben mir ein Schauspiel wieder entzogen, das mich mehr als vieles andere an die ungeheuere Distanz erinnerte, die mich hier von meinem deutschen Vaterlande trennt. Dicht über dem nördlichen Horizont sah ich in den Winternächten immer sechs Sterne von unserm „Himmelswagen" oder „Großen Bären" leuchten; der siebente (Dubhe) blieb unter dem Horizont. Natürlich erscheint das Sternbild hier vollständig umgedreht und die „Deichsel" rechtsseitig nach oben gerichtet. So oft ich von einem Balle um Mitternacht nach Hause zurückkehrte, ließ mich der Anblick dieses himmlischen Gestirns immer recht lebhaft an das ferne theuere Vaterland denken.

Meine Nachtruhe wird seit einer Woche durch eine recht ungemüthliche Nachbarschaft gestört. Ein Engländer, der ganz in der Nähe meines Camps einen Platz neben dem früher vom Lieutenant B. bewohnten Zelt bezogen, hat die Laune gehabt, von einem aus dem Norden kommenden Kaffern-Trader einen großen Löwen zu kaufen, den er nun vor seinem Zelte unter einem Holzdache angekettet hält. Es scheint dem

Thiere, das den ganzen Tag über durch vorüberwandernde Kaffern mit Steinwürfen u. s. w. geneckt und erregt wird, hier auf den Diamantenfeldern durchaus nicht zu behagen, und alle Nächte, vermuthlich, weil dann die Erinnerung an seine frühern freien, nächtlichen Raubzüge in ihm erwacht, macht es seiner Misstimmung durch ein schrecklich dröhnendes Brüllen Luft. Es klingt ganz schauerlich, und es ist mir die Nacht über immer gerade so, als wenn mir der Löwe unmittelbar ins Ohr hineinbrüllte. Auch meine kleine Djali und meine Meerkätzchen bezeigen durch ihr angstvolles im Zimmer Herumlaufen einen panischen Schrecken, und stören dadurch noch um so mehr meine Nachtruhe.

Hätten wir hier eine deutsche Polizei, so wollte ich mir und meinen kleinen schutzbefohlenen Hausgenossen schon Ruhe schaffen, aber was geht einer griqualändischen Polizei solcher Nachtlärm an? „My house — my castle!“ In seinem Camp kann jedermann thun und lassen, was er will. Und wenn meinem Nachbar solche, eine leidenschaftliche Jägernatur vielleicht sehr ansprechende Nachtmusik angenehm ist, wie hätte denn eine öffentliche Behörde das Recht, ihn in seinem harmlosen Privatvergnügen zu stören? Daß das Thier sich einmal in der Nacht losreißen kann und dann vielleicht nach kurzer Promenade im Mondschein ein paar Unterthanen der Königin als Nachtimbiß verspeisen wird — sich mit dem Gedanken an solche mögliche Zukunftseventualitäten den Kopf zu beschweren und dagegen Vorbeugungsmaßregeln zu treffen, gehört durchaus nicht in den eng begrenzten Pflichtenkreis eines englisch-colonialen Polizeichefs. Er ist ja nicht da, um als bevormundende und gängelnde Vorsehung erwachsener Menschen zu figuriren; eine englische Regierung setzt vielmehr voraus, daß das Publikum in allen Fällen klug und weise genug sein wird, um sich selbst zu schützen und vor Schaden zu bewahren! —

Sechzehntes Kapitel.

Poesie des Diggerlebens. — Mein Koch stiehlt mir 91 Diamanten. — Ich muß deshalb nach Bloemfontein. — Rückreise. — Ueberschwemmung des Landes. — Arretirung der Diebsgenossen. — Schließlich alles umsonst. — Rundfahrten. — Vergleich der englischen und der Boer-Regierung. — Gleichstellung der Neger mit den Weißen. — Revolution der Diggers. — Volksbewaffnung. — Aufrührerische Scenen. — Gefahr großen Blutvergießens. — Ich reise nach Bloemfontein ab. — Rückblicke. — Statistische Ergebnisse der Diamantengräberei. — Ein Goldregen über Südafrika. — Lady Sorters. — Das Diamantenwaschen wird Mode. — Straßenfunde. — Ertrag der Diggerarbeit. — Allgemeine Folgen des Diamantendiggens. — Bewaffnung der Schwarzen. — Sandstürme.

Bloemfontein, 16. Februar 1875.

Nachdem ich nun $3^1/_2$ Jahre lang alle Süßigkeiten und Kümmernisse eines afrikanischen Diamantengräberlebens von Grund aus genossen, habe ich den Diamantenfeldern endlich Lebewohl gesagt und mich auf den Heimweg nach dem lieben Vaterlande begeben.

Es ist gewiß wahr und eine von vielen gemachte Erfahrung, daß es wenige Beschäftigungen gibt, die durch Gewohnheit so leicht zur Passion werden wie das Graben nach Gold und Edelsteinen. Wer einmal von diesem berauschenden Nektar getrunken, der sehnt sich gewöhnlich nach kürzerer oder längerer Zeit lebhaft danach zurück! Ich kenne Männer, die in Europa den besten Ständen angehörig, und durch ein bedeutendes Vermögen in den Stand gesetzt, alle Freuden des europäischen Culturlebens nach Belieben genießen zu können

dennoch das abenteuerliche und in steter fieberhafter Aufregung verlaufende Leben eines afrikanischen Diamantendiggers der bequemen und genußreichen Existenz eines europäischen Großstädters weit vorziehen. Und andere kenne ich, die schon beinahe ihre ganze Lebenszeit als Goldgräber in Californien, Australien, Neuseeland und zuletzt in Transvaal verbracht haben und dennoch noch heute in zerrissenen Hemden und Stiefeln einhergehen, ein deutliches Zeichen, daß sie es in der langjährigen Jagd nach Reichthum noch nicht weit gebracht haben.

Aber es ist ja weniger das Errungene, was reizt, als vielmehr das Erringen selbst und die damit verbundene Mühe und Aufregung. So muß auch ich gestehen, ich könnte mein ganzes Leben lang Diamantendigger bleiben, es ist eine der herrlichsten und aufregendsten Beschäftigungen in der Welt. Nichts geht über das berauschend schöne Gefühl, wenn man nach langer erfolgloser Arbeit am Sortirtische plötzlich vor sich auf der Holzplatte eine kleine Sonne flimmern und funkeln sieht, etwa einen Stein von 8—10 Karat. Man fühlt unmittelbar eine solche lebhafte Freude darüber, dieses schöne und glänzende Juwel den dunkeln Tiefen der Erde entrissen zu haben, wo es seit vielen Jahrtausenden schlummerte, und ergötzt sich so an seinem den Schönheitssinn so befriedigenden Anblicke, daß das Behagen an dem Geldwerthe des Fundes wirklich nur erst in zweiter Linie kommt, wenigstens für den passionirten Liebhaber des Diggens.

So ist es denn leicht verständlich, wie in den ersten Jahren nach der Entdeckung der Diamantenfelder ganze Trupps von englischen Offizieren aus den fernen indischen Garnisonen auf 6—12 Monate Urlaub nahmen und nach Südafrika eilten, nur um in lustiger Gemeinschaft dem aufregenden Sport der Diamantenjagd obzuliegen.

Wer aber hauptsächlich zum Vergnügen oder zur Befriedigung seiner Passion diggen will, der darf heutzutage nur noch an den Vaalfluß gehen. An den grünen malerischen Ufern dieses prächtigen Stromes gibt es ja noch Hunderte von Plätzen, wo wahrscheinlicherweise noch große Mengen von Diamanten wie verzauberte Märchenschätze tief unter dem

Schlamme vergraben liegen und des Erlösers harren, der sie ans Licht der Sonne bringen wird. Und was geht hinsichtlich der Annehmlichkeit über die Beschäftigung des Flußdiggens? Man schlägt sein Zelt auf einem grünen Wiesenplätzchen, unter schattigen, prächtig geformten Bäumen auf, setzt sich vor die leichte Leinwandbehausung Tisch und Stühle in den kühlen Schatten und genießt hier eine herrliche Aussicht auf das vielgewundene Flußthal und die grünen Inseln inmitten des Stromes, hört den Tag über dem Gesange unzähliger kleiner Vögel und des Abends dem Concert der Baumgrillen und Frösche zu, hat Vegetabilien, Milch, Butter, Wasser und Feuerholz im Ueberfluß und neben allen diesen geistigen und materiellen Genüssen und dem unbezahlbaren Vortheil täglicher Bäder noch die alltäglich wiederkehrende Chance, einen werthvollen Diamantenfund zu machen. In den trockenen Diggings hingegen, in der öden, verbrannten, baumlosen Landschaft und in den nur mit so schwerem Gelde zu erkaufenden, immer tiefer und lebensgefährlicher werdenden Claims der Diamantenkrater könnte das Diggen nur dann noch einigen Reiz haben, wenn man sicher darauf rechnen dürfte, daß die Schätze, welche im Claim liegen, auch wirklich den Weg in die eigene Tasche finden werden. Aber diese Wahrscheinlichkeit ist ja heutzutage eine so geringe geworden!

Am Flusse ist es den Kaffern nicht leicht möglich, ihrem Herrn die Diamanten aus dem Claim zu stehlen, denn in dem verhärteten Schlamme werden die darin eingebackenen Diamanten nicht so leicht sichtbar. Und da der Schlamm in große Wasserbottiche gefüllt und hier mit Schaufeln im Wasser herumgerührt, danach aber sofort direct in die Siebwiege geschüttet wird, so kommen in der Regel die sämmtlichen Diamanten auf den Sortirtisch, wo der Besitzer des Claims sie dann muthmaßlich in eigener Person findet.

Ganz anders ist es leider in den trockenen Diggings. Hier werden die größern Steine fast sämmtlich schon im Claim beim Picken gefunden, oder beim Zerschlagen des Stoffs auf dem Sortirplatze, und was nachher noch den Sortirtisch erreicht, das sind meist nur die kleinern und werthlosern Steine. Große

Freistaates, erhielt, des Inhalts, daß der Dieb im Gefängnisse von Bloemfontein gesichert sei und ich gegen Zahlung der versprochenen 25 Pfd. St. denselben dort abholen könne; jedoch müsse ich persönlich kommen, da der Gefangene auf keinen Fall einem königlich englischen Polizeibeamten würde ausgeliefert werden. Denn seit der gewaltsamen Annexion der Diamantenfelder, welche das reiche Großbritannien mitten im Frieden einfach nach dem Rechte des Stärkern dem armen schwachen Oranje-Freistaate wegnahm, stehen die Regierungen der beiden aneinandergrenzenden Länder auf einem sehr schlechten nachbarlichen Fuße und erweisen sich gegenseitig alle nur denkbaren Ungefälligkeiten und Chicanen. Eine Folge davon ist, daß in den ersten drei Jahren seit der englischen Annexion nicht weniger als 300 flüchtige Verbrecher, die aus den englischen Gefängnissen in Griqualand ausgebrochen waren, in dem nahen Oranje-Freistaate ein Asyl gesucht haben. Nur 13 davon sind wieder eingefangen und zurücktransportirt worden; dies konnte jedoch nur durch Privatpersonen geschehen. Sobald die Flüchtigen die nur zwei Stunden von Kimberley entfernte Grenze des Freistaates glücklich überschritten hatten, und das war zur Nachtzeit immer ein sehr leichtes Unternehmen*), fühlten sie sich vollständig sicher, daß sie dem englischen Gouvernement nicht wieder ausgeliefert würden. Etwas anderes war es freilich, wenn eine bestohlene Privatperson aus Kimberley, das ja vom Präsidenten des Freistaates fortwährend noch theoretisch und rechtlich als zum Freistaate gehörig betrachtet wird, sich an die Regierung des Freistaates wendete. In allen solchen Fällen hat die letztere immer sofort die flüchtigen Diebe oder durchgegangenen Schuldner mit der größten Willfährigkeit arretiren lassen und ihnen entweder in Bloemfontein auf Antrag des Bestohlenen den Proceß gemacht oder dem letztern gestattet, sie als seine Gefangenen wieder über die Grenze zurückzutransportiren.

---

*) „Gone to Boshof" — Boshof heißt nämlich der erste Ort im Freistaat jenseit der Grenze — wurde schnell auf den Diamantenfeldern eine sehr gebräuchliche Redensart und bedeutete soviel wie durchgebrannt.

beitenden Claimbesitzer durch die Hände der diebischen schwarzen Dienstboten in die Geldkassen weißer Diebshehler abgelenkt wird.

Wie schwer, und in den meisten Fällen geradezu unmöglich es ist, bei den hier herrschenden englischen Gesetzen den Käufer von gestohlenen Steinen zur Bestrafung zu bringen, davon hat mir meine eigene Erfahrung, bei Gelegenheit des Diamantendiebstahls meines Koches Commons eine recht hübsche Probe gegeben.

Eines Mittags, als ich müde von meinem Claim nach Hause kam, fand ich zu meinem Erstaunen kein Mittagessen bereit und meinen Koch, den Mulatten Commons, nicht zugegen. Einen ängstlichen Blick auf eine Holzkiste werfend, die ich wohlverschlossen zu Hause zurückgelassen hatte, fand ich das starke Vorlegeschloß derselben erbrochen, und als ich nun, nichts Gutes ahnend, nach einigen mit Diamanten gefüllten Schächtelchen suchte, die ich in dieser Kiste verwahrte, entdeckte ich, daß dieselben mit dem Koch spurlos verschwunden waren.

Es waren 91 Diamanten gewesen, im Werthe von circa 6000 Mark, meine sämmtlichen Funde von den letzten sechs Wochen. Es war klar, daß es nur der Koch sein konnte, der die Kiste erbrochen und sich mit den darin gefundenen Schätzen aus dem Staube gemacht hatte. Meiner Aufwartefrau Lees, der Hottentottin vom Stamme der Katzen-Korannas, mußte er wol früh in den Kaffee ein Schlafpulver gemischt haben, denn ich fand dieselbe in einen lethargischen Schlaf versunken; sie war kaum durch fortgesetztes heftiges Schütteln und Rufen daraus zu erwecken.

Ich that sofort alle nöthigen Schritte, um dem Diebe auf die Spur zu kommen, und ließ es nicht an Geldspenden nach allen Seiten hin fehlen, um seinen muthmaßlichen Versteck aufzuspüren; in den ersten 14 Tagen aber ohne allen Erfolg. Eine Belohnung von 25 Pfd. St., die ich in den Zeitungen demjenigen versprach, der mir den Dieb in die Hände liefern würde, hatte endlich den Erfolg, daß ich ein Schreiben des Magistrats von Bloemfontein, der Hauptstadt des Oranje-

Freistaates, erhielt, des Inhalts, daß der Dieb im Gefängnisse von Bloemfontein gesichert sei und ich gegen Zahlung der versprochenen 25 Pfd. St. denselben dort abholen könne; jedoch müsse ich persönlich kommen, da der Gefangene auf keinen Fall einem königlich englischen Polizeibeamten würde ausgeliefert werden. Denn seit der gewaltsamen Annexion der Diamantenfelder, welche das reiche Großbritannien mitten im Frieden einfach nach dem Rechte des Stärkern dem armen schwachen Oranje-Freistaate wegnahm, stehen die Regierungen der beiden aneinandergrenzenden Länder auf einem sehr schlechten nachbarlichen Fuße und erweisen sich gegenseitig alle nur denkbaren Ungefälligkeiten und Chicanen. Eine Folge davon ist, daß in den ersten drei Jahren seit der englischen Annexion nicht weniger als 300 flüchtige Verbrecher, die aus den englischen Gefängnissen in Griqualand ausgebrochen waren, in dem nahen Oranje-Freistaate ein Asyl gesucht haben. Nur 13 davon sind wieder eingefangen und zurücktransportirt worden; dies konnte jedoch nur durch Privatpersonen geschehen. Sobald die Flüchtigen die nur zwei Stunden von Kimberley entfernte Grenze des Freistaates glücklich überschritten hatten, und das war zur Nachtzeit immer ein sehr leichtes Unternehmen*), fühlten sie sich vollständig sicher, daß sie dem englischen Gouvernement nicht wieder ausgeliefert würden. Etwas anderes war es freilich, wenn eine bestohlene Privatperson aus Kimberley, das ja vom Präsidenten des Freistaates fortwährend noch theoretisch und rechtlich als zum Freistaate gehörig betrachtet wird, sich an die Regierung des Freistaates wendete. In allen solchen Fällen hat die letztere immer sofort die flüchtigen Diebe oder durchgegangenen Schuldner mit der größten Willfährigkeit arretiren lassen und ihnen entweder in Bloemfontein auf Antrag des Bestohlenen den Proceß gemacht oder dem letztern gestattet, sie als seine Gefangenen wieder über die Grenze zurückzutransportiren.

*) „Gone to Boshof“ — Boshof heißt nämlich der erste Ort im Freistaat jenseit der Grenze — wurde schnell auf den Diamantenfeldern eine sehr gebräuchliche Redensart und bedeutete soviel wie durchgebrannt.

Nachdem ich mir also die Begleitung zweier wohlbewaffneter Männer, eines officiellen Polizeigehülfen, natürlich in Civil, und eines freiwilligen gesichert hatte, begab ich mich mit diesen beiden nach Bloemfontein, eine Tour von zwei Tagen in leichtem, von vier raschen Pferden gezogenem zweiräderigen Karren. Dort wurde mir denn auch nach Erlegung von 25 Goldpfunden im Gefängnisse der mit schweren Ketten belastete ungetreue Diener sofort ausgeliefert. Die Diamanten hatte derselbe aber leider nicht mehr bei sich, da er sie vor seiner Flucht von Kimberley dort einem der vielen schwarzen Diebsunterhändler zum Verkaufe übergeben.

Die Rückreise nach Kimberley mit dem Gefangenen war nicht so leicht. Tropische wolkenbruchartige Regengüsse hatten plötzlich das weite flache Land meilenweit in einen unabsehbaren Landsee verwandelt und der auf halbem Wege zu passirende Modderfluß war zu einem wilden, unbändigen, mit zahlreichen ausgerissenen Baumstämmen treibenden Riesenstrome angeschwollen und machte ein Hinüberkommen auf das andere Ufer gänzlich unmöglich. Fünf Tage lang lagen wir an seinem Ufer, mit Sehnsucht ein Wiederheruntergehen seiner tobenden und schäumenden Wassermassen abwartend. Wir mußten diese ganze Zeit in einem elenden Hause verbringen, dessen flaches Dach von den Regengüssen vollständig zerwaschen worden war, sodaß es in den Zimmern genau ebenso von den Decken herab regnete als wie draußen unter freiem Himmel. In unsern Schlafzimmern wateten wir bis halb an die Knie in Schlamm und Wasser. Feuer anzumachen war nirgends in der Hausruine mehr möglich, wir waren daher nur auf unsere Vorräthe an hartem Brot und Branntwein angewiesen. An Schlafen war unter solchen Umständen gar nicht zu denken, denn erstens erstickten wir beinahe unter der Wucht der schweren Wollsäcke, die wir in unsern Betten über uns legten, um uns gegen den, durch die zerlöcherte Decke herabtraufenden Platzregen einigermaßen zu schützen, und zweitens mußte einer von uns dreien, in abwechselnder Tour, immer wach bleiben, um unsern Arrestanten am Entwischen zu verhindern. Da dieses Bewachen sich jedoch als sehr lästig herausstellte, so befestigten

wir in den folgenden Nächten den Gefangenen mit einem seiner Arme mittels seiner Handschellen an das Bein einer Bettstelle, sodaß er unmöglich sich aus dem Zimmer entfernen konnte. Unter den wuchtigen Wollsäcken kamen unsere Körper in eine so gewaltige Transspiration, daß eine Erkältung sehr nahe lag, wenn wir am Morgen schweißüberströmt in den Teich unsers Schlafzimmers hinausplantschten, um unsere regendurchweichten Kleider wieder anzuziehen. Auf allen Seiten umlagerten das Haus Hunderte von sterbenden Lämmern; die armen Thierchen erlagen, da kein wärmender Stall sie schützte, sämmtlich der Nässe und dem Froste. Ein paar Neger schleppten die zahlreichen Cadaver alltäglich an das Ufer des Stromes und übergaben sie dort den tosenden, von massenhaftem Schlamme ziegelroth gefärbten Wellen. Mit Sehnsucht erwarteten wir das endliche Aufhören des sündflutartigen Landregens und liefen unzähligemal hinunter nach dem wild dahinbrausenden Strome, um an gewissen Bäumen und Felsenblöcken zu beobachten, ob sich noch nicht ein Heruntergehen seiner flutenden Oberfläche bemerkbar mache. Meine Pferde waren ebenfalls recht schlimm daran; ohne Stall und Dach mußten sie Tag und Nacht im Platzregen stehen, und eins der armen Thiere, das wol schon vorher krank gewesen sein mochte, fiel infolge dessen todt nieder. Die Indolenz der Boers, daß sie gar nicht an den Bau von Stallungen für Pferde und Schafe denken, trotz der dann und wann kommenden nassen Jahre, ist wirklich unverantwortlich; der gesammte Heerdenstand eines Farmers kann einer solchen nassen Saison zum Opfer fallen.

Endlich, endlich, nach fünf langen Tagen und Nächten hörte der Regen auf und wurde der Fluß wieder für uns passirbar. Wir kamen nun bald in Kimberley an, wo ich meinen Gefangenen, dem zu Liebe ich nun schon so viele Plagen und Mühseligkeiten durchzumachen gehabt hatte, dem Gefängnisse übergab. Er gestand in der Gerichtsverhandlung vor dem Magistrat offen seinen Diebstahl ein und sagte, er hätte schon seit längerer Zeit aufgepaßt gehabt, wo ich immer meine Diamantenfunde aufbewahrte. Er habe dann die Beraubung

infolge des Sicherheitsgefühls riskirt, was ihm ein von einem Malaien übergebenes Amulet, das ihn bei diesem Acte unsichtbar machen sollte, einflößte.

Die Polizei suchte nun nach dem Unterhändler George Pando, der meine Steine vom Diebe zum Verkaufe erhalten hatte. Es ergab sich jedoch, daß derselbe, auch ein Mulatte oder sogenannter Cape Boy, von seinen Freunden rechtzeitig gewarnt, in aller Eile einen Tag zuvor Kimberley, wo auch er der Koch eines englischen Diggers war, verlassen hatte; wohin er sich begeben, das war freilich ein vollständiges Geheimniß.

Ein paar Monate darauf wurde er aber durch einen reinen Zufall in dem 45 deutsche Meilen entfernten Graaf Reynet, in der Kapcolonie, aufgefunden. Ein junger Digger nämlich, Herr Wilson, dem in Kimberley ein werthvoller Stein von 80 Karat auch durch seinen schwarzen Diener gestohlen worden war, und der, einer ungewissen Spur nachgehend, sich zur Verfolgung seines Diebes aufgemacht hatte, fand in Graaf Reynet unter ein und demselben Dache seinen Dieb und den Unterhändler des meinigen, und brachte nun beide mit Handeisen gefesselt als Gefangene nach Kimberley.

Es wurde jetzt dem letztern in meiner Angelegenheit der Proceß gemacht. Er gestand, daß er die Steine, die er von meinem Koch erhalten, einem Dritten übergeben habe, einem jungen weißen Firmenmaler Namens Harry, der aber auch seinerseits wieder, rechtzeitig von seinen Freunden gewarnt, seit 24 Stunden aus Kimberley verschwunden war.

Die Sache wurde also immer complicirter. Ich gab schon alle Hoffnung auf, jemals dem letzten Gliede in dieser Kette von Unterhändlern, die meine Steine verschwinden gemacht, auf die Spur zu kommen, als, wieder durch einen fast wunderbaren Zufall, auch dieser Weiße, ein sechzehnjähriger Bursche von gewinnendem Aeußern, gelegentlich demselben Herrn Wilson in die Hände fiel, dessen ich oben erwähnt und der als schlauer und nie ermüdender Spurenauffinder wirklich einen Platz in einer großstädtischen Polizeimannschaft mit Ehren ausfüllen würde. Herr Wilson brachte also auch ihn ins Gefängniß

von Kimberley und benachrichtigte mich sofort von seinem Fange.

Am folgenden Morgen wurde der junge Harry, unter seiner Einwilligung, ins Verhör genommen, beiläufig bemerkt in dem englischen Verfahren eine in den meisten Fällen ziemlich unnütze Procedur, da das englische Gesetz nun einmal streng vorschreibt, daß der angeklagte Verbrecher von dem die Voruntersuchung führenden Clerk des Staatsanwalts ausdrücklich väterlich gewarnt werden muß, ja keine Aussagen zu machen, die eventuell später gegen ihn selbst könnten verwendet werden (he must be duly cautioned not to commit himself). Außerdem hat ja der Angeklagte das beneidenswerthe Privilegium, allen Fragen, die ihm unbequem vorkommen und deren Beantwortung seinem Interesse nicht dienlich scheint, ein beharrliches Stillschweigen entgegenzusetzen, und bleibt es seinen Anklägern und den Zeugen derselben überlassen, ob dieselben im Stande sein werden, ihm seine Schuld in aller der vollständigen von den Gesetzen vorgeschriebenen Form genügend nachzuweisen, was natürlich nur in seltenen Fällen möglich sein wird.

Im vorliegenden Falle jedoch gestand der junge, mädchenhaft erscheinende Angeklagte sofort, daß er meine Steine von dem Mulatten Pando wirklich erhalten und am folgenden Abend damit zu dem Diamantenhändler D. in Bultfontein gefahren sei, dem er sie sämmtlich verkauft habe. Bultfontein ist nun, wie ich ja schon öfter mit Ingrimm bemerken mußte, das von allen Diggers verwünschte und die „Pestbeule der Diggings“ genannte Nest, wo die größte Zahl der vom Einkaufe und Vertriebe gestohlener Diamanten lebenden Händler beisammen wohnen. In der hier anliegenden Kopje, welche infolge ihrer Diamantenarmuth von Weißen fast ganz verlassen ist, besitzen die sämmtlichen von der Regierung registrirten Herren Negerdiggers ihre diamantenleeren Claims, welche aber zufolge eines künstlichen Diebssystems dennoch scheinbar eine so reiche Ausbeute liefern. Der Herr D. wurde demzufolge nach einigen Tagen vor den Magistrat von Kimberley gefordert. Meine drei Zeugen: der Dieb und die beiden

successiven Unterhändler, bestätigten durch Eidschwur ihre früher gemachten Aussagen. Natürlich schwur auf der andern Seite Herr D., ein höchst eleganter Gentleman mit aufgedrehtem Schnurrbart und goldenem Kneifer auf der Nase, daß er den jungen gegen ihn aussagenden Zeugen Harry in seinem Leben nie gesehen habe.

Leider wollte es mein Unglück, daß Herr D. einen Bruder hat, der ihm außerordentlich ähnlich sieht, und der in seinem Diamanteneinkaufsgeschäft mit ihm associirt ist. Sein Advocat hatte von diesem Umstande Nutzen gezogen und vor Eröffnung der Gerichtsverhandlung diesen Bruder vor die Thür des Gerichtsgebäudes placirt. Als nun der Gefangene Harry eingeführt wurde, fragte ihn der Advocat im Vorbeigehen ganz flüchtig, ob dieses der Mann sei, dem er meine Diamanten verkauft hätte. Harry, der die Steine am späten Abend beim schwachen Lichte einer Talgkerze verkauft und nie beide Brüder zusammen gesehen hatte, glaubte in dem Manne, auf den der Advocat zeigte, in der That den Käufer der Steine zu erkennen, und bejahte daher die Frage. Der Advocat hatte wohlweislich einen Polizeidiener als Ohrenzeugen an seiner Seite gehabt, und beide schwuren nun als Zeugen, daß soeben vor Beginn der Verhandlung der Gefangene Harry einen andern Mann als den früher von ihm angegebenen als Käufer der Steine bezeichnet hätte.

Mein weiteres Pech wollte, daß der Droschkenkutscher, der an jenem Abende Harry zum Comptoir des Diamantenkäufers D. gefahren hatte, und dessen Zeugenschaft zur Entscheidung des Falles unbedingt nothwendig war, allen meinen Bemühungen zum Trotze nicht bis zum Beginn der Verhandlung entdeckt und beigebracht werden konnte. Am folgenden Morgen wurde derselbe zwar endlich, nicht von der Polizei, sondern von meinen eigenen wohlbezahlten Agenten aufgespürt, aber es war nun schon zu spät, die Sache war bereits zu Gunsten des Angeklagten D. entschieden worden und konnte nach englischem Gesetze nicht von neuem wieder aufgenommen werden.

So, nachdem ich über 2000 Mark fürs Einhaschen meines

Diebes und seiner Unterhändler verausgabt und eine Schererei, Lauferei und Schreiberei ohne Ende in der glühenden Tropenhitze der Sommersaison durchzumachen gehabt hatte, verlor ich nun noch im letzten Augenblicke alle Chance, für meinen Verlust wieder entschädigt zu werden, trotzdem, daß ein gütiges Schicksal im Anfang mir auf eine wirklich auffallende Weise geholfen und mir die drei Gefangenen einen nach dem andern in der elegantesten Manier in die Hände gespielt hatte, sodaß mein Sieg gegen den Diamantenhändler D. schon ganz gesichert erschien. Denn nach dem Gesetze ist der Händler, der wissentlich gestohlene Steine gekauft hat, zum Ersatze des Werthes derselben an den Bestohlenen verpflichtet, und außerdem noch zur Zahlung einer Strafsumme von 100—500 Pfd. St. an die Regierungskasse. (Die gesetzlich vorgeschriebene Zeit zum Kaufe von Steinen ist aber nur von 9 bis 6 Uhr bei Tageshelle, auch soll der Händler nur gegen Vorzeigung einer Diggers- oder Debrislicenz Steine kaufen.) Wäre also in meinem Falle Herr D. gehörig überführt und verurtheilt worden, so hätte er mir 300 Pfd. St. und der Staatskasse wenigstens 100 Pfd. St. auszahlen müssen. So aber hatte ich nun weiter nichts als die werthlose Genugthuung, meinen Dieb zu einem Jahre Zwangsarbeit und 50 Peitschenhieben, seinen Helfershelfer Pando zu sechs Monaten Zwangsarbeit und 50 Peitschenhieben und den Weißen Harry nur zu zwei Wochen Gefängniß verurtheilt zu sehen; der letztere behauptete nämlich in harmlosester Weise, es gar nicht gewußt zu haben, daß die Steine gestohlen wären!*)

Solche Fälle wie der meinige haben sich, mutatis mutandis, schon sehr oft auf den Diamantenfeldern wiederholt,

---

*) Ich will der Gerechtigkeit halber nicht verschweigen, daß ich auf eine Eingabe an die Regierung, worin ich um Rückerstattung meiner für die Verfolgung und den Fang meines Diamantendiebes — als theilweise in einem öffentlichen Interesse gemachten Ausgaben bat, vom Gouverneur Southey eine Summe von 70 Pfd. St. gegen Quittung ausgezahlt erhielt, aber nur als ausnahmsweise und nicht obligatorische Vergütung, sodaß in künftigen ähnlichen Fällen eine gleiche Zurückerstattung schwerlich zu erwarten sein dürfte.

successiven Unterhändler, bestätigten durch Eidschwur ihre früher gemachten Aussagen. Natürlich schwur auf der andern Seite Herr D., ein höchst eleganter Gentleman mit aufgedrehtem Schnurrbart und goldenem Kneifer auf der Nase, daß er den jungen gegen ihn aussagenden Zeugen Harry in seinem Leben nie gesehen habe.

Leider wollte es mein Unglück, daß Herr D. einen Bruder hat, der ihm außerordentlich ähnlich sieht, und der in seinem Diamanteneinkaufsgeschäft mit ihm associirt ist. Sein Advocat hatte von diesem Umstande Nutzen gezogen und vor Eröffnung der Gerichtsverhandlung diesen Bruder vor die Thür des Gerichtsgebäudes placirt. Als nun der Gefangene Harry eingeführt wurde, fragte ihn der Advocat im Vorbeigehen ganz flüchtig, ob dieses der Mann sei, dem er meine Diamanten verkauft hätte. Harry, der die Steine am späten Abend beim schwachen Lichte einer Talgkerze verkauft und nie beide Brüder zusammen gesehen hatte, glaubte in dem Manne, auf den der Advocat zeigte, in der That den Käufer der Steine zu erkennen, und bejahte daher die Frage. Der Advocat hatte wohlweislich einen Polizeidiener als Ohrenzeugen an seiner Seite gehabt, und beide schwuren nun als Zeugen, daß soeben vor Beginn der Verhandlung der Gefangene Harry einen andern Mann als den früher von ihm angegebenen als Käufer der Steine bezeichnet hätte.

Mein weiteres Pech wollte, daß der Droschkenkutscher, der an jenem Abende Harry zum Comptoir des Diamantenkäufers D. gefahren hatte, und dessen Zeugenschaft zur Entscheidung des Falles unbedingt nothwendig war, allen meinen Bemühungen zum Trotze nicht bis zum Beginn der Verhandlung entdeckt und beigebracht werden konnte. Am folgenden Morgen wurde derselbe zwar endlich, nicht von der Polizei, sondern von meinen eigenen wohlbezahlten Agenten aufgespürt, aber es war nun schon zu spät, die Sache war bereits zu Gunsten des Angeklagten D. entschieden worden und konnte nach englischem Gesetze nicht von neuem wieder aufgenommen werden.

So, nachdem ich über 2000 Mark fürs Einhaschen meines

Diebes und seiner Unterhändler verausgabt und eine Schererei, Lauferei und Schreiberei ohne Ende in der glühenden Tropenhitze der Sommersaison durchzumachen gehabt hatte, verlor ich nun noch im letzten Augenblicke alle Chance, für meinen Verlust wieder entschädigt zu werden, trotzdem, daß ein gütiges Schicksal im Anfang mir auf eine wirklich auffallende Weise geholfen und mir die drei Gefangenen einen nach dem andern in der elegantesten Manier in die Hände gespielt hatte, sodaß mein Sieg gegen den Diamantenhändler D. schon ganz gesichert erschien. Denn nach dem Gesetze ist der Händler, der wissentlich gestohlene Steine gekauft hat, zum Ersatze des Werthes derselben an den Bestohlenen verpflichtet, und außerdem noch zur Zahlung einer Strafsumme von 100—500 Pfd. St. an die Regierungskasse. (Die gesetzlich vorgeschriebene Zeit zum Kaufe von Steinen ist aber nur von 9 bis 6 Uhr bei Tageshelle, auch soll der Händler nur gegen Vorzeigung einer Diggers- oder Debrislicenz Steine kaufen.) Wäre also in meinem Falle Herr D. gehörig überführt und verurtheilt worden, so hätte er mir 300 Pfd. St. und der Staatskasse wenigstens 100 Pfd. St. auszahlen müssen. So aber hatte ich nun weiter nichts als die werthlose Genugthuung, meinen Dieb zu einem Jahre Zwangsarbeit und 50 Peitschenhieben, seinen Helfershelfer Pando zu sechs Monaten Zwangsarbeit und 50 Peitschenhieben und den Weißen Harry nur zu zwei Wochen Gefängniß verurtheilt zu sehen; der letztere behauptete nämlich in harmlosester Weise, es gar nicht gewußt zu haben, daß die Steine gestohlen wären!*)

Solche Fälle wie der meinige haben sich, mutatis mutandis, schon sehr oft auf den Diamantenfeldern wiederholt,

*) Ich will der Gerechtigkeit halber nicht verschweigen, daß ich auf eine Eingabe an die Regierung, worin ich um Rückerstattung meiner für die Verfolgung und den Fang meines Diamantendiebes — als theilweise in einem öffentlichen Interesse gemachten Ausgaben bat, vom Gouverneur Southey eine Summe von 70 Pfd. St. gegen Quittung ausgezahlt erhielt, aber nur als ausnahmsweise und nicht obligatorische Vergütung, sodaß in künftigen ähnlichen Fällen eine gleiche Zurückerstattung schwerlich zu erwarten sein dürfte.

und die natürliche Folge davon ist, daß die Diggers alle Lust verloren hatten, beim Magistrat gegen die fortwährende Diamantendieberei ihrer Dienstboten Hülfe zu suchen und ihre theuere Zeit und Geld für eine unnütze Jagd nach den Flüchtigen zu vergeuden. Auch der junge Herr Wilson, dessen ich oben erwähnte, machte dieselbe Erfahrung wie ich. Für das dreimonatliche Herumjagen in der ganzen Kapcolonie, wo er auf einer Strecke von 140 deutschen Meilen von Kimberley bis Capetown nach den Unterhändlern seines Diebes suchte, hatte er zuletzt keinen andern Erfolg als einen kolossalen Zeit- und Geldverlust und eine andauernde fieberische Aufregung. Nach übereinstimmenden Zeugenaussagen wußte er es zuletzt ganz bestimmt, daß ein gewisser reicher Diamantenhändler in Dutoitspan, Herr —, den ihm gestohlenen Stein von 80 Karat, einen fast ganz weißen Diamanten im Werthe von wenigstens 40000 Mark, gekauft hatte, und zwar für eine Summe von 80 Pfd. St. (1600 Mark)! Es erwies sich aber als ganz unmöglich, den reichen Herrn zur Verantwortung zu ziehen und auf Schadenersatz zu verklagen, da Herr — es klugerweise so eingerichtet hat, daß nicht er persönlich, sondern sein malaiischer Koch Abends in der Dunkelheit die gestohlenen Steine kauft, welche schwarze Unterhändler ihm von allen Seiten zubringen, und daß er zweitens eine Anzahl solcher schwarzer Unterhändler auf seine Kosten mit Diggers- und Debrislicenzen versehen hat, wodurch dieselben legal zum Verkaufe von Steinen berechtigt werden. So war nun auch im vorliegenden Falle der Kauf des Wilson'schen Steines ein legitimer geworden, da der letzte Unterhändler, der den Stein an Herrn — verkaufte, der auf dem Register im Stamp Office regelrecht eingetragene Besitzer einer Diglicenz war.

Das ist ja eben der Segen der englischen Flagge — the flag of independence and liberty — daß sie unser Griqualand mit diesem Schwarme freier farbiger Diggers beschenkt hat, die ihrerseits wieder nur Marionetten hinter der Scene verborgener weißer Puppenspieler sind.

Welche schöne Zeit war es doch, als noch das weiß- und orangegestreifte Banner des Oranje-Freistaates über den

Diamantenfeldern wehte! Damals waren die Kafferndienstboten fast durchweg ehrlich, gehorsam und arbeitsam; von Diamantendiebstahl hörte man kaum, da kein Schwarzer nach Diamanten graben und noch viel weniger solche verkaufen durfte. Trunkenheit kam auch kaum vor, da in keiner Cantine einem Schwarzen Branntwein ohne einen besondern Erlaubnißschein seines Dienstherrn verkauft werden durfte. Die englische Gesetzgebung hat aus den schwarzen Dienstboten, die, unerzogene Kinder der Natur, auch administrativ ganz wie unmündige Kinder behandelt werden müßten, ein ungehorsames, aufgeblasenes, diebisches und trunkliebendes Gesindel gemacht, allen Bemühungen der Missionare zum Trotz. Die letztern können nur dort sich guter Erfolge rühmen, wo es ihnen möglich war, die Schwarzen von aller Berührung mit den weißen Elementen völlig fern zu halten, so in den abgesonderten Locations, d. i. speciell für Eingeborene vorbehaltenen Landestheilen, wo namentlich die Einfuhr von Branntwein durch den Einfluß der Missionare streng verboten ist.

Es ist daher kein Wunder, daß in der ganzen Kapcolonie wie in Natal die weiße Bevölkerung fast einstimmig gegen die von dem negrophilen Home Government eingeführte vollständige gesetzliche Gleichstellung der schwarzen mit der weißen Rasse eingenommen und erbittert ist, und daß eine so große Menge von holländischen Bauern ihre einträglichen Farmen auf dem englischen Gebiete verließen und sich in den Wildnissen jenseit des Oranje- und des Vaalstromes eine neue Heimat suchten. Sie haben seitdem dort zwei blühende Freistaaten gegründet, wo ihnen eine schwarze Bevölkerung zu Diensten steht, die noch ehrlich, dienstfertig und gehorsam, und noch nicht durch die englischen Gleichmachungsgesetze für den Dienst der Weißen verdorben und unbrauchbar gemacht worden ist.

Am allerlächerlichsten erscheint die absolute Gleichstellung von heidnischen oder nur mit ganz oberflächlichem Christenthume überlackirten Wilden mit europäischen Culturmenschen in den Gerichtssälen der englischen Magistrate, wenn der in schmuzige Felle voll Ungeziefer oder in garstige europäische

Lumpenfetzen gekleidete, oft mehr einem Pavian als Gottes Ebenbild gleichende Eingeborene einen Eid leisten soll, zu welchem Behufe man ihn ein vom häufigen Gebrauche ganz schmierig und fettig gewordenes Neues Testament küssen läßt. Ein Kaffer oder Hottentott, wenn er nicht zufällig eine seltene Ausnahme von seiner Rasse ist, wird für $2^{1}/_{2}$ Mark oder selbst schon für ein Päckchen Snuff (Schnupftabak) mit Vergnügen alles beschwören, was man von ihm wünscht. Dem Eide eines solchen daher die mindeste Verlaßlichkeit zuzuschreiben, kann keinem vernünftigen Menschen, der Land und Leute kennt, einfallen. Es müssen noch lange Jahre verstreichen, ehe infolge einer vollständig organisirten und allgemein obligatorischen Schulerziehung der Culturstandpunkt des gesammten Kaffernvolkes so weit gehoben sein wird, daß es der schon jetzt in seinem noch vollständig unreifen Zustande ihm gewährten Gleichberechtigung mit der weißen Rasse würdig ist. Mittlerweile ist für die weißen Colonisten — namentlich diejenigen, die zu weit im Innern wohnen, um sich durch Indienstnahme importirter Coolies helfen zu können — eine schwere Zeit durchzumachen, die wol noch viele Bedrängnisse und ängstliche Situationen für sie mit sich führen wird.

Keine bessern Erfahrungen als in Südafrika hat man ja bisjetzt auch in den südlichen Staaten der Nordamerikanischen Union mit der übereilten und unvorbereiteten Emancipirung der schwarzen Rasse gemacht. Einfache Ideen, wie die von der Gleichberechtigung aller Menschenrassen oder die vom gleichen Rechte auf Lebensgenuß aller Menschen, haben in der Regel nur eine theoretische Richtigkeit, stoßen aber bei ihrer beabsichtigten praktischen Ausführung auf unzählige Hindernisse, die theils in der allgemeinen Unvollkommenheit irdischer Zustände und in der allgemeinen Fehlerhaftigkeit der menschlichen Natur, theils in den besondern inhärirenden Schwächen und Mängeln gewisser Menschenrassen und Menschenklassen begründet liegen.

Hat sich bisjetzt der materielle wie der geistige Zustand der Negerbevölkerung von Nordamerika infolge der Emancipation wirklich verbessert? Gewiß nicht! Einer niedrigern

ungleich weniger geistig begabten Rasse angehörend, verdummt durch übermäßig häufigen Whiskygenuß, dessen Versuchungen ihre niedriger organisirte Natur keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag, zeigt die Negerbevölkerung der südlichen Staaten entschieden die Neigung, zum Stadium der Wildheit zurückzukehren, eventuell auch bald von der Erde zu verschwinden. Sie zeigt sich unfähig, für sich selbst zu sorgen wie für ihre Nachkommenschaft sorgen zu können. Die Sterblichkeit ist ungeheuer unter ihren Kindern, denen die Aeltern in der Regel nicht die geringste vernünftige Pflege zutheil werden lassen. Infolge des Widerwillens des schwarzen Mannes, für den weißen freiwillig zu arbeiten, ist der letztere unfähig geworden, seine Geschäftsthätigkeit fortzusetzen; sein Eigenthum ist confiscirt worden und der schwarze Mann hat es gekauft. Farmen und Pflanzungen, Geschäftsetablissements und früher werthvolle Stadthäuser sind so in die Hände des befreiten Sklaven gelangt, der durch die neuen Gesetze auf einmal zum Genusse aller bürgerlichen, politischen und gesellschaftlichen Rechte emporgehoben worden ist, welche bis dahin ausschließlich dem weißen Manne zugehört hatten. Und schon in der seitdem vergangenen kurzen Zeit hat er sich — bürgerlich, moralisch und intellectuell — vollständig unfähig erwiesen, die ihm eingeräumte, übertrieben hohe Stellung zu behaupten. Die weiße Gesellschaft fühlt sich mit Recht beleidigt und degradirt, Handel und Industrie sind paralysirt und die südlichen Staaten in einer raschen Rückwärtsbewegung von der Bahn des amerikanischen Fortschrittes begriffen. Während früher die südlichen Staaten sich zu einer so außerordentlich hohen Stufe von Civilisation, Handelsblüte und materiellem Wohlsein erhoben hatten, infolge deren ihre höhere Gesellschaft als die feingebildetste, aristokratischste und fashionabelste von ganz Amerika anerkannt war, ist jetzt eine allgemeine Verarmung unter derselben eingezogen. Infolge dessen ist endlich unter den ruinirten Söhnen der frühern reichen und stolzen Generation eine allgemeine Bewegung in Gang gesetzt worden, um der Fortdauer des Uebergewichts und der ungehörig in die Höhe geschraubten Position einer typisch ihnen so untergeordneten und inferioren

[illegible] ... gar
[illegible] ... unmerber
[illegible] ... haben sie

[illegible] ... Rasse
[illegible] ... am sei-
[illegible] ... Herren
[illegible] ... allem ge
[illegible] ... Neber
[illegible] ... und Essen!
[illegible] ... Die
[illegible] ... der E
[illegible] ... die Kind ... [illegible] ... der
[illegible] ... erhal ... [illegible] ... Zellum
[illegible] ... den Negern von ... [illegible] ... die höher
[illegible] ... garantiren? ... [illegible] ... Erforderniß,
[illegible] ... Staaten wird ... [illegible] ... gebildeten weißen
[illegible] ... auf alte Gesetze ... [illegible] ... Regierungsbeamten,
[illegible] ... um die Segnungen ... [illegible] ... und daß die Masse
[illegible] ... jetzt in zwei feind ... [illegible] ... ng mit den niedern
und zum [illegible] Stillstand verur ... [illegible] ... verdorbenen weißen
zugänglich zu machen und um die schwa
[illegible] Arbeit zu zwingen, wiet ... [illegible] ... Maßstabe überhand-
der Staatsgesellschaft zu werden. ... [illegible] ... der in den Claims

Ganz die gleichen, wenn nicht noch ... [illegible] ... äußern, theils infolge
hat die Emancipation der schwarzen ... [illegible] ... Arten von Steuern,
Archipel gebracht. Die britischen Co ... [illegible] ... die Localregierung
sämmtlich bankrott geworden, wenn ... [illegible] ... im Jahre 1874 end-
in Faulheit und Indolenz zurückge ... [illegible] ... ung und Verzweiflung
Bevölkerung durch importirte Asiate ... [illegible] ... Zustandes der weißen
zungen ersetzt hätte. Jamaica, wo ... [illegible] ... bemächtigt.
sind, steht am Rande seines Ruins ... [illegible] ... Steuern sprechen
Demerara und Trinidad, deren Pl ... [illegible] ... lungen. Die Steuer-
Coolies bearbeitet werden, sich ... [illegible] ... war in den Jahren
blühenden Zustande erhoben habe
Insel Mauritius südöstlich von
herstellung der frühern glänzend
massenhaften Einfuhr von indis

Die Unterwerfung der schwarzen Rasse unter heilsame, zu ihrem eigenen Wohle aufrecht erhaltene Gesetze und Pflichten, wie solche in den beiden südafrikanischen Boerrepubliken eingeführt, ist für die Wilden eine Segnung und für die Weißen eine Quelle des Vertrauens und des eigenen Sicherheitsgefühls, während der Fortschritt des Landes in keiner Weise dadurch behindert und die Stellung des Schwarzen für diesen keineswegs eine ärgerliche oder unerträgliche ist. Man denke nur an die Stellung, welche die Schwarzen in ihrer Heimat unter ihren eigenen Häuptlingen innehaben! Obgleich er unter kein Joch irgendwelcher Art gestellt ist, das seinen eigenen Fortschritt behindern könnte, ist der Schwarze in den beiden Bauernrepubliken doch davor geschützt, daß ihn intriguante Personen aus egoistischen Gründen in eine Position hinaufschrauben können, die zur Zeit noch über seine Fähigkeiten hinausgeht. Wenngleich ihm der Erwerb von Grundeigenthum versagt ist, so ist er doch, solange er seine Arbeit thut und sein Leben nicht in Nichtsthun verbringen will, im Besitze derselben Freiheit, sein Leben und seine freie Zeit zu genießen, wie irgendeiner unserer europäischen Arbeiter. Er ist nicht an die Scholle gebunden wie bei uns früher die Leibeigenen, sondern darf nach Ablauf seines jährlichen oder monatlichen Contracts wandern, wohin er will. Nur muß er auch an dem neuen Platze, wo er um die Erlaubniß der Niederlassung bittet, die ihm bei dem Arbeitermangel im Lande selten versagt werden wird, sich zur Arbeit gegen Lohn für den Farmer verpflichten. Wer möchte in dieser Bestimmung ein Unglück für den Schwarzen sehen? Nun sehe man aber die Folge von solchen weisen landespolizeilichen Bestimmungen an dem grundverschiedenen Betragen, das der schwarze Dienstbote gegenüber seinem Herrn in den Freistaaten zeigt, im Vergleiche zu dem in den englischen Colonien! Dort ist er fast durchweg ein zufriedener, respectvoller, bescheidener, gehorsamer, fleißiger und arbeitsamer Diener, hier sehr oft ein mürrischer, aufgeblasener und impertinenter, aufsässiger und widerspenstiger, fauler Bursche und dazu gemeiniglich ein Trunkenbold und ein Dieb, also eine wahre Pest für die

weiße Gesellschaft! Ueberdies gibt uns die ältere und neuere Geschichte die historische Erfahrung, daß sehr rohe Völker, wenn sie plötzlich mit hochcultivirten verschmolzen werden sollen — und eine solche Verschmelzung sollte ja durch die vollständige Negeremancipation in Nordamerika und Südafrika angebahnt werden — gewöhnlich darüber zu Grunde gehen. Die ganz schroffen und nicht gehörig vorbereiteten Uebergänge sind immer gefährlich, und das massenhafte Hinsterben z. B. der ursprünglichen Bevölkerung von Neuholland, Oceanien und Nordamerika zeigt uns deutlich, daß zwei grundverschiedene und in der Cultur so unendlich weit voneinander abstehende Menschenrassen auf die Dauer nicht nebeneinander bestehen können, wenn nicht die niedere vollständig in dienender Stellung erhalten und der vollkommenen Bevormundung durch die höher begabte unterworfen wird.

Freilich ist es hierbei ein sehr wesentliches Erforderniß, daß solche Bevormundung nur von seiten der gebildeten weißen Bevölkerungselemente, also namentlich der Regierungsbeamten, Geistlichen und Lehrer, ausgeübt werde, und daß die Masse der Schwarzen von der intimen Berührung mit den niedern Klassen der Weißen, dem bildungslosen und verdorbenen weißen Pöbel, völlig fern gehalten werde.

Theils infolge des in so kolossalem Maßstabe überhandgenommenen Diamantendiebstahls seitens der in den Claims und an den Sortirtischen arbeitenden Kaffern, theils infolge der ungeheuern Ueberladung mit allen Arten von Steuern, und der gänzlichen Resultatlosigkeit aller an die Localregierung wiederholt gerichteten Petitionen, hatte sich im Jahre 1874 endlich eine allgemeine pessimistische Stimmung und Verzweiflung an einer möglichen Besserung ihres Zustandes der weißen Diggerbevölkerung in den Dry Diggings bemächtigt.

In Bezug auf die Ueberladung mit Steuern sprechen Zahlen besser als alle weitläufigen Abhandlungen. Die Steuerbelastung per Kopf der Gesammtbevölkerung war in den Jahren 1873 und 1874:

in England . . . . jährlich $2^{2}/_{10}$ Pfd. St.
in Griqualand*) . . . . . . » 10 » »
im angrenzenden Oranje-Freistaate » $1^{7}/_{10}$ » »

Die ungeheuere Differenz in der Steuerbelastung gegen den gerade sechsmal billiger regierten benachbarten Oranje-Freistaat ließ natürlich den größten Theil der Diggers mit Sehnsucht nach der nahen Grenze hinüberblicken, wo die orangegestreifte Flagge über einem freien und glücklichen Volke wehte, und wo vernünftige Negergesetze die Schwarzen noch in dem frühern harmlosen kindlichen Zustande belassen hatten, worin sie sich nicht nur selbst glücklicher befinden, sondern auch ihren weißen Nachbarn als dienstfertige und arbeitsame Gehülfen nützlich zur Seite stehen.

Als nun also die Diggers immer mehr und mehr sich überzeugten, daß von seiten der Regierung ganz bestimmt keine Abstellung der schreienden Uebelstände zu erwarten sei, bildeten sie gegen Ende 1874 eine gegenseitige Protection League und fingen an sich zu bewaffnen. Einige heißblütige Leiter unter ihnen organisirten in einigen Monaten eine förmliche bewaffnete Macht, die aus sieben vollständig armirten weißen Compagnien bestand:

1. Compagnie Büchsenschützen von Kimberley,
2. » Reitende Jäger » »
3. » Guidencorps zu Fuß und zu Pferd, fortwährend in sich gegenseitig ablösenden Posten auf Wache.
4. » Diggercompagnie, nur mit Pickäxten, Beilen und Revolvern bewaffnet,
5. » Deutsche Compagnie (Jäger),
6. » Dutoitspan-Garde,
7. » De Beers-Garde.

---

*) Nicht in allen englischen Colonien wird übrigens so theuer regiert! Das Gouvernement der Bahamainseln z. B. (Westindien) hat bei 40000 Einwohnern ein Ausgabenbudget von nur 16000 Pfd. St., also pro Kopf nur $^{2}/_{5}$ Pfd. St.! Und von diesem Budget werden die Gehalte eines Gouverneurs und eines Bischofs (1000 Pfd. St.) und die Ausgaben für ein Parlament, für Administrations- und Justizbeamte, öffentliche Schulen, Hospitäler, Wohlthätigkeitsanstalten, Leuchtthürme u. s. w. bestritten!

Diese verschiedenen Compagnien übten sich tagtäglich auf den öffentlichen Marktplätzen der beiden Hauptcamps: Kimberley und Dutoitspan, im erstern sogar sehr ostentativ gerade vor den Fenstern der Gouvernements- und Magistratsgebäude. Man kehrte sich keinen Pfifferling nach den wiederholten Proclamationen des Lieutenant-Gouverneurs, welche diese Vorgänge als Aufruhr stempelten und alle guten Bürger von Griqualand ernstlich vor Theilnahme an denselben warnten.

Der Lieutenant-Gouverneur hatte zu seiner Verfügung nur ein schwaches Corps, höchstens 70 Mann, Polizei zu Fuß, und eine Abtheilung von 25—30 Mann reitender Gensdarmerie; dies war freilich nur eine geringe Macht zum Widerstande gegen die Tausende von aufgeregten und aufs höchste erbitterten Diggers. Es lief in diesen erhitzten Massen schon von Munde zu Munde das Feldgeschrei: „Proclamirung der Diamantenfelder-Republik“ und „Anschluß an den Oranje-Freistaat“ — und die Situation wurde von Tag zu Tage für die Regierung ernster. Der Lieutenant-Gouverneur ließ nun eine Aufforderung an alle Gutgesinnten ergehen, sich als special constables einschreiben und vereiden zu lassen; er ließ ferner eine große Anzahl von Schwarzen für die Polizei rekrutiren, die alle mit Snidergewehren bewaffnet und einexercirt wurden. Zugleich sandte er Eilboten nach Capetown an den Generalgouverneur Sir Henry Barkly, um die sofortige Zuhülfesendung von britischen Linientruppen (hier Imperial troops genannt) zu verlangen. Aber ein Truppentransport in diesem eisenbahnlosen und so dünn bevölkerten Lande mit seinen ungeheuern Distanzen will Zeit und Weile haben. Obgleich die Truppen nicht zu Fuß marschiren, sondern mit Pferdewagen befördert werden sollten, konnten sie doch bei der großen Entfernung von Capetown einerseits (140 deutsche Meilen) und Grahamstown andererseits (80 deutsche Meilen) nicht vor 3—4 Wochen auf den Diamantenfeldern eintreffen, und in dieser Zwischenzeit hatte der Lieutenant-Gouverneur einen schweren Stand zu erwarten.

Sein eigener Wohnplatz, ein isolirtes Camp von drei Häusern und mehrern Zelten bei Old De Beers, eine halbe

Stunde von Kimberley, war jedem eventuellen Angriff seitens der Diggerarmee schutzlos preisgegeben, denn der größte Theil der weißen Polizei mußte doch zur Beschützung des mit 300—400 bösartigen Insassen angefüllten Gefängnisses und der Regierungsgebäude sowie auch des Polizeicamps selbst verwendet werden. Aber Herr Southey, ein Mann in bereits hohen Jahren, gehört zu den Männern von altem englischen Schrot und Korn, die keine Furcht und Angst kennen. Mitten in der aufgeregtesten Zeit pflegte er auf seinem braunen Jagdpferde, öfters begleitet von seiner jungen hübschen Gemahlin en amazone, ohne alle weitere Begleitung mitten durch die auf dem weiten Marktplatze von Kimberley versammelten Massen zu reiten, ohne daß ihm je ein Haar gekrümmt oder auch nur ein insultirendes Wort zugerufen worden wäre. Dies charakterisirt so recht die im allgemeinen sehr gutmüthige und ehrbare Natur der englischen, holländischen und deutschen Diggerbevölkerung. Wären es Franzosen, Italiener oder Spanier, Polen oder Rumänier gewesen, so würde der Lieutenant-Gouverneur seine einsamen Promenaden à cheval in einer solchen Revolutionsepoche wol haben einstellen müssen! Die Diggers verlangten Abstellung der schreienden Uebelstände einer vom englischen Colonialministerium zu London aus geleiteten Misregierung, welche sie an den Bettelstab zu bringen drohte, hatten aber durchaus keinen persönlichen Haß und Rancune gegen den ihnen vorgesetzten Statthalter der Königin, dessen persönliche Eigenschaften einem jeden, der ihn kannte, nur die höchste Achtung einflößen konnten.

Im Anfange des Jahres 1875 kam die in der Luft schwebende Revolution zum ersten formellen Ausbruch. Das Comité der Protection League hatte eine große Quantität Schießpulver aufkaufen lassen. Es war auch eine Organisation im Gange, wonach alle auf den Diamantenfeldern befindlichen Vorräthe von Mehl, Schlachtvieh, Provisionen aller Art und forage (Pferdefutter) von der League aufgekauft werden sollte, um den Regierungstruppen, nachdem sie angekommen sein würden, die Existenz so schwierig als möglich zu machen. Der Name des Pulveraufkäufers, Cowie, war einem Regierungs-

beamten verrathen worden, und eines Morgens in sehr früher Stunde präsentirte sich vor seinem Wohnhause eine starke Polizeipatrouille, um ihn ins Gefängniß abzuführen. Aber dies war leichter befohlen als ausgeführt. Einige Diggers hatten gesehen, was vor sich ging, und sofort dem ständigen Wachtposten der League auf dem Berg Ararat Anzeige davon gemacht. Der Berg Ararat ist ein Schutthügel, der allmählich durch die aus dem Kessel der Colesberg Kopje ausgeführten und dann sortirten Schuttmassen bis zur Höhe von einigen hundert Fuß angewachsen ist und von dem man eine prächtige Rundsicht auf Kimberley genießt. Sofort wurde nun, einer frühern Verabredung zufolge, welche den Diggers bekannt gemacht war, eine große schwarze Signalfahne auf dem Berge aufgezogen, die im ganzen Camp gesehen werden konnte. Zugleich durchsprengten sofort eilige Reiter in allen Richtungen die weite Zeltstadt Kimberley mit dem Rufe: „Diggers! Zu den Waffen!“ Und noch ehe die Polizeipatrouille mit dem Gefangenen in ihrer Mitte auf dem Umwege, den sie durch die weniger dicht bewohnten Straßen genommen hatte, bei dem Gefängnisse angelangt war, fand sie dieses schon von drei Compagnien Diggers in voller Bewaffnung umgeben, die ihr in entschiedener Haltung den Eintritt wehrten.

Auf eine Bewegung, welche seitens der Polizei von den innern Höfen des Gefängnisses aus gemacht wurde, um der Patrouille mit dem Gefangenen die Thore zu öffnen, folgte sofort seitens des Führers der nächststehenden deutschen Compagnie das Commando „Legt an!“ und einige hundert Gewehre richteten sich augenblicklich gegen die Patrouille, um beim ersten Schritte, den sie nach dem Gefängnisse hin machen würde, Feuer zu geben. Es war ein schwerwiegender Augenblick! Ein Schritt vorwärts konnte leicht die Ursache eines gräßlichen und allgemeinen Blutbades werden, da im Innern der Gefängnißhöfe eine starke Truppe neurekrutirter schwarzer Polizei aufgestellt war, welche, im Falle es zum Kampfe kam, auf die Diggers losgelassen werden sollte. Bei dem Hasse zwischen der schwarzen und weißen Rasse, und besonders bei der Erbitterung der Diggers gegen die, wie eine große all-

gemeine Diebscorporation gegen sie verschworenen Schwarzen, wäre die gegenseitige Schlächterei gewiß eine sehr wilde und blutige geworden und hätte unabsehbare Folgen haben können in einem weiten Zeltlager, das zweimal mehr Schwarze als Weiße zählte, und wo Tausende von zerstreut wohnenden weißen Frauen und Kindern der entfesselten Wuth der durch Branntwein zu wilden Teufeln entflammten schwarzen Barbaren zum Opfer fallen konnten.

Es war daher ein großes Glück, daß noch im letzten Augenblick der Polizeiinspector Percy nachgab und darauf verzichtete, die Einführung des Gefangenen in das Gefängniß erzwingen zu wollen. Er schickte nach dem Staatsanwalt Shippard, um sich mit ihm zu berathen, und die beiden Herren kamen nun mit den Führern der mittlerweile zu Tausenden angeschwollenen Diggers überein, Herrn Cowie gegen Unterzeichnung eines Bail-Bond von 500 Pfd. St. (für sein Erscheinen zur nächsten Gerichtssitzung) einstweilen freizulassen. Der Bail-Bond (Cautionsschein) wurde sofort von Hunderten von Diggers gemeinschaftlich unterzeichnet, und der nun freigelassene Herr Cowie unter jubelndem Hurrah auf den Schultern stämmiger Diggers nach einem Hotel getragen, wo eine großartige Kneiperei mit zahlreichen Toasten und Reden die aufgeregten Scenen dieses Morgens beendigte.

Zu der Zeit, als diese Ereignisse in Kimberley vor sich gingen, setzten sich von Capetown und von Grahamstown englische Truppen in Marsch, um die rebellisch gewordenen Diamantendiggers zur Raison zu bringen, von Grahamstown Infanterie und von Capetown Infanterie und Artillerie unter dem Commando des indischen Kriegshelden Generals Cunnynghame.

Ich für meine Person wartete die Ankunft der rothröckigen Truppen nicht ab, sondern hielt es für gerathener, den ungemüthlich gewordenen Platz zu verlassen. Mein Camp: Haus, Zelte und Gärtchen, übergab ich einem Auctionator zur baldigen Versilberung. Ich muß gestehen, es erfaßte mich ein recht wehmüthiges Gefühl, als der von acht muntern Ochsen gezogene Reisewagen vor mein Haus rollte und ich nun dem

trauten heimischen Plätzchen Lebewohl sagen sollte, wo ich seit $3^1/_2$ Jahren eine halb fieberhaft erregte, halb träumerisch-idyllische Existenz geführt hatte. Die in Fieberkrankheit und Leiden aller Art verbrachten Zeitperioden waren meinem Gedächtniß entschwunden, und nur die gemüthlichen und freundlichen Erinnerungen aus der vergangenen Zeit machten ihre Rechte geltend. Es that mir weh, das kleine urgemüthliche Holzhäuschen mit seinen zwei Miniaturzimmerchen, seinen grünen Flanelltapeten, seinen rothen Gardinen und karrossenbehangenen Wänden verlassen zu müssen, desgleichen das lachende Gärtchen, welches ich mit so vieler Mühe cultivirt und auch dieses Jahr wieder mit goldenblühender Baumwolle, rothblumigem Taback, rankenden Kürbissen und Melonen, großblätterigen Ricinuspflanzen und feuerfarbenen Georginen bepflanzt hatte. Die schlanken Syringas (Hollunderbäumchen) und Gum Trees (Eucalyptus globulus) waren schon ganz außerordentlich hoch gewachsen und mir in der langen Zeit wie zu lieben Freunden geworden, an deren Wohlergehen ich den lebhaftesten Antheil nahm. Und ach, meinen lieben Diamond-Peak sollte ich nun auch für immer verlassen; so hatte ich den kleinen Schuttberg getauft, der sich durch mein dreijähriges Sortiren allmählich höher und höher neben meinem Gärtchen aufgethürmt hatte und zuletzt etwa 30 Fuß hoch geworden war. Auf dem Gipfel stand unter einem Schattendach von Rohr mein Sortirtisch. Wie viele heiße Tage hatte ich hier oben gesessen, mit dem eisernen Scraper den zu durchsuchenden diamantenhaltigen Stoff in windschnellem Tempo über die lange Eisenplatte hinwegstreichend. Wie oft hatte ich hier oben still geträumt, mich des Morgens an der weiten Fernsicht über die von der Morgensonne glänzend beleuchtete unabsehbare Zelt- und Eisenstadt erlabt und des Abends voll ernster Gedanken zum prächtigen klaren und hellen südlichen Sternenhimmel emporgeschaut! Dieser kleine Hügel wurde zugleich von der ganzen Nachbarschaft als weitreichender Aussichtspunkt bei gelegentlichen Feuersbrünsten besucht, die in der trockenen Saison in Kimberley ein sehr häufiges Vorkommniß

waren und uns zuerst immer durch ein tausendstimmiges Geheul der Kaffern des Camps verrathen wurden.

Das umfangreiche Panorama, das rings um meinen Diamantenpic ausgebreitet lag, war ein in mehr als einer Hinsicht zum Nachdenken anregendes. Vierzehn Tage vor meiner Ankunft im Anfang August 1871 war das weite von hier zu übersehende Terrain nichts als Schafweide gewesen und repräsentirte als solche einen Geldwerth von höchstens einigen Hunderten von Pfunden. Auf der Stelle, wo heute der tiefe kreisförmige Kessel der Colesberg Kopje im Umfange von 14 preußischen Morgen bis zu einer Tiefe von 150—250 Fuß ausgehöhlt ist, erhob sich damals ein leichter flachgerundeter Hügelrücken, der ebendeshalb den Namen einer Kopje (oder Koppe) führte und mit einigen Kameldornbäumen und stacheligen Gebüschen bestanden war, worin einige Schakals und Schlangen, dann und wann auch Leoparden, ihre Verstecke hatten. Und nun, welchen fabelhaften Werth hatte dieser früher so werthlose und unproductive Platz Vooruitzicht, worauf bisher nur ein armer schafzüchtender Boer sein Leben spärlich gefristet hatte, durch die Entdeckung der seitdem so berühmt gewordenen Colesberg Kopje erhalten! Und wo in der weiten Welt könnte ein Platz gefunden werden, der auch nur annähernd auf einem so kleinen Raume solche kolossalen Werthe producirt hätte wie dieser wunderbare Bodenkessel!

In den seit der Entdeckung der Kopje im Juli 1871 bis zum Januar 1875 verflossenen 3½ Jahren waren aus der Colesberg Kopje allein für mindestens 7 Millionen Pfd. St. (140 Millionen Mark) Diamanten herausgefördert worden. Es würde der Ertrag im Geldwerthe beinahe der doppelte gewesen sein, wenn der Preis der Diamanten seit Ende 1871 nicht fortwährend gesunken wäre.*)

*) Bis 1. Januar 1876 sind aus der Colesberg Kopje mindestens für 180 Millionen Mark Steine herausgenommen worden, während der Gesammtertrag der sämmtlichen trockenen und nassen Diamantendiggings von Griqualand seit ihrer ersten ernstlichen Inangriffnahme im Jahre 1869 bis 1876 auf circa 15 Millionen Pfd. St. (300 Millionen Mark) veranschlagt werden muß!

Die noch zu Anfang des Jahres 1875 in Bearbeitung stehenden 393 Claims repräsentirten noch immer einen reellen Verkaufswerth von circa 500000 Pfd. St. (10 Millionen Mark). Die officielle Taxe derselben war zwar Ende 1874 nur 438100 Pfd. St., die als gut bekannten Claims wurden aber bei Auctionen gewöhnlich viel höher bezahlt.

Die privaten Geschäftsstände, Lagerräume und Wohnhäuser, die in stundenweitem Umkreise die Kopje umgeben, repräsentirten nach der ungefähren Berechnung eines sachverständigen Taxators einen Verkaufswerth von circa 930000 Pfd. St. (18,600000 Mark) nämlich:

550	Geschäftsstände à 600 Pfd. St., kapitalisirt zu 10 Procent aus der von jedem Stande zu zahlenden Jahresrente von 60 Pfd. St.	330000 Pfd. St.
2000	Häuser à 300 Pfd. St. . . .	600000 » »
	Summa	930000 Pfd. St.

Und die speculativen und voraussichtigen Eigenthümer der Farm Vooruitzicht (Voraussicht!), die Herren E. and Co., nachdem sie das Glück gehabt hatten, dieselbe gleich nach der ersten Entdeckung von Diamanten auf ihrem Terrain von dem frühern Besitzer, dem guten und simpeln Bauer De Beers für ein Sümmchen von nur 6500 Pfd. St. zu erkaufen, bezogen von derselben seit vier Jahren eine jährliche reine Rente von 24000 Pfd. St. (480000 Mark) für Claim-, Stand-, Brunnen-, Weide- und andere Licenzen! Außerdem wurde zum größten Theile, wenigstens zu sieben Zehnteln von der Diggerbevölkerung der Colesberg Kopje allein der ganze Regierungsapparat der 800 deutsche Quadratmeilen umfassenden Provinz Griqualand unterhalten, der jährlich ein Budget von gegen 79000 Pfd. St. (1,580000 Mark) verschlang!

Und weiterhin verbreitete die Colesberg Kopje einen reich befruchtenden Goldregen über ganz Südafrika. Auf dem Morgenmarkte zu Kimberley wurden alltäglich von 7—9 Uhr für 600—1000 Pfd. St. Naturproducte (Feld- und Garten-

früchte, Mehl, Schlachtvieh, Brennholz u. s. w.) im Auctionswege verkauft, und dadurch den Farmern der Kapcolonie, des Freistaates und der Transvaal-Republik, die von allen Himmelsrichtungen und aus weiten Fernen mit ihren schwerbeladenen Ochsenwagen herbeikamen, ein gewinnreicher Absatz ihrer Ackerbau- und Viehzuchterzeugnisse gesichert. Die ungeheuern Massen von Gütern und Waaren, die von unternehmenden Kaufleuten für die Diggerbevölkerung Griqualands aus Europa bezogen wurden, füllten die Zollhauskassen der Regierungen der Kapcolonie und Natals mit reichen Schätzen. Eine Folge davon war, daß die Finanzen sowol der Kapcolonie als auch Natals und der beiden Boerrepubliken, welche sämmtlich seit dem Jahre 1868 infolge einer unerhörten Dürre und Misernte und des dadurch erfolgten Wegsterbens der Viehheerden und der Sistirung des Wollexports am Rande des Bankrotts sich befunden hatten, jetzt durch die reichen Geld- und Einnahmequellen, die ihnen indirect hauptsächlich aus der Colesberg Kopje zuflossen, sich wieder zu einem blühenden Zustande erhoben. Die Staatsbanknoten des Oranje-Freistaates, die vorher 60 Procent standen, und die der Transvaal-Republik, die gar auf 10 Procent ihres Nominalwerthes gesunken waren, erhoben sich infolge dessen wieder auf pari! Durch die so gewachsenen Zolleinnahmen und den bedeutenden Verdienst, der ihr indirect durch die große Menschenansammlung auf den Diamantenfeldern und den Waarentransport und Productenabsatz dahin zufloß, wurde namentlich die Colonie Natal befähigt, große Summen für Coolieimport aus Indien zu verwenden, was eine mächtige Entwickelung ihrer Kaffee- und Zuckercultur zur Folge hatte.

Der Werth der Waaren, die alljährlich nach den Diamantenfeldern von der Küste, hauptsächlich aus England bezogen wurden, betrug 1,612000 Pfd. St., also in 4 Jahren 6½ Millionen Pfd. St. (130 Millionen Mark). Der Transport dieser Waaren per Ochsenwagen kostete in 4 Jahren 1,440000 Pfd. St. (28,800000 Mark); ihre Verzollung brachte den Zollhauskassen an der Küste jährlich 80000 Pfd. St., in 4 Jahren also 320000 Pfd. St. (6,400000 Mark) ein;

8 Procent der Waaren kamen direct über Land von Kapstadt, 92 Procent von den östlichen Häfen der Kapcolonie (Port Elisabeth und East London) und von Port Natal. Allein Branntwein wurde im Jahre 1875 auf den Diamantenfeldern für 46800 Pfd. St. (1800 Hogshead zu 26 Pfd. St.) und Kapwein für 25200 Pfd. St. (1200 Hogshead zu 21 Pfd. St.) importirt, zusammen also in einem Jahre Wein und Branntwein für 72000 Pfd. St. (1,440000 Mark). Der Transport dieser Getränke per Ochsenwagen kostete 300000 Mark, und die Regierung erhob allein aus der Getränke-(Cantinen-) Steuer jährlich 201000 Mark.

Welche Werthe also waren auf diesem kleinen Stückchen Wüste, der Colesberg Kopje, allein durch menschliche Thatkraft und menschliche Industrie wie aus dem Nichts geschaffen worden!

Und das alles hatte nur der Diamant gethan, dieses in sich selbst doch eigentlich so ziemlich unnütze, unproductive und werthlose Steinchen, dem nur die menschliche Imagination und Uebereinkunft einen so hohen Werth beizulegen für gut befunden haben. Die menschliche Eitelkeit, speciell die natürliche Neigung unserer schönen Frauenwelt, sich zu putzen und zu schmücken — und was ziert reizender den weißen Schwanenhals eines süßen Madonnenköpfchens als eine Rivière von funkelnden Brillanten? — ist es, die all das rastlose Treiben und Arbeiten im Bienenkorbe der Colesberg Kopje ermöglichte und in Gang brachte. Ist es im Grunde ja doch nur für die stolzen Königinnen unserer Bälle und Soiréen, daß hier die Tausende von Diggers aller Nationen unter der glühenden Tropensonne in mühseliger, ihnen Krankheiten und Fieber zuführender Arbeit in den immer tiefer und lebensgefährlicher werdenden Claims sich abmühen, und daß die Knochen so vieler Hunderte von Weißen und Schwarzen, die in den Claims verunglückten oder dem Fieber erlagen, auf dem großen Kirchhofe der Steppe bleichen! Eine Viertelstunde ostwärts von der Kopje ist ein weiter, weiter Raum mit einer endlosen Zahl von Grabhügeln überdeckt. Dies ist der sogenannte Kaffernkirchhof. Er macht in seiner Isolirtheit und seiner trostlosen schattenlosen Oede einen recht abschreckenden Ein-

druck — ein wahres Schlachtfeld der Arbeit! Der nahe liegende, von einer Mauer umschlossene Kirchhof der Weißen bietet zwar auch einen höchst melancholischen Anblick, hat aber doch wenigstens einigen Schmuck in künstlich behauenen Grabsteinen und dickbestäubten magern Gebüschen.

Ich darf nicht vergessen, daß der zu meinem Camp gehörige Berg noch einen andern, den künstlerischen Schönheitssinn ganz besonders anregenden Reiz bot: die Aussicht auf einige graziöse Gruppen nachbarlicher Lady Sorters.

Es war nämlich auf den Diamantenfeldern durchaus nicht gegen den guten Ton, daß auch Damen in ihren Privatcamps sich dem Vergnügen des Sortirens hingeben durften. Selbst Gatten, die nicht Claims besaßen, konnten ihren Frauen dieses Vergnügen verschaffen, da allwöchentlich in der Nähe der Kopje große Auctionen von diamantenhaltigem Stoff abgehalten wurden, wovon sich jeder seinen erstandenen Stoff, der per Karrenladung 25—40 Mark zu kosten pflegte, nach seinem Privatcamp fahren lassen konnte.

Dreißig Schritte entfernt von mir pflegte meine nächste Nachbarin, eine allerliebste junge Blondine, zu sortiren, Mrs. B., die erst neunzehnjährige Gattin eines englischen Offiziers (eines Sohnes des Generals B., Gouverneurs der Insel Jamaica), der in Indien, China und Abessinien gefochten und nun für die Dauer seines einjährigen Urlaubs sein Camp neben dem meinigen aufgeschlagen hatte. Ihr Sortirtisch war öfter das Rendezvous eleganter Courmacher, und mehr als einmal mögen ihre zierlichen kleinen Hände einen kleinen Diamanten aus dem Stoffe heraussortirt haben, der erst ein paar Minuten vorher von ihren Besuchern unbemerkt hineinprakticirt worden war.

Weiterhin sortirte auf einem andern nahen Schutthügel Mrs. Kennedy, eine prächtige stolze Brünette, die sowol auf den Bällen von Kimberley als graziöse Tänzerin wie auch bei Gesellschaftspicknicks als reizende Erscheinung zu Pferde die Augen der Männerwelt auf sich zu lenken pflegte.

An einem dritten Tische sortirte eine Gruppe von vier bildhübschen Mädchen, Töchter eines dresdener Theologen, des

Reverend Lange, der in Südafrika eine Engländerin geheirathet hatte. In ihren hellen und klaren, freundlichen, runden Gesichtchen war der sächsische Typus ganz unverkennbar ausgedrückt, während sie von ihrer Mutter den schlanken junonischen Wuchs und den zierlichen Schwanenhals geerbt hatten, welche die besondere Auszeichnung der englischen Frauen zu sein pflegen. Ihr Vater, früher sächsischer Geistlicher, war in Südafrika Minister der anglikanischen Kirche geworden und pflegte seines Amtes zu Port Alfred an der Südküste der Kapcolonie, während seine ganze Familie auf den Diamantenfeldern ihr Glück im Diggen versuchte. Die drei Söhne, junge kräftige Leute mit echt deutschen Gesichtern, obgleich sie kein Wort deutsch verstanden, waren passionirte Diamantendiggers, und ich verkaufte ihnen auf ihren Wunsch vor meiner Abreise meinen, schon von mir selbst durchsortirten, Schuttberg für eine Summe von 500 Mark. Sie haben denselben, bei dem Ueberfluß an Wasser, den es seit dem letzten Jahre gab, in einer speciell dafür construirten Waschmaschine nochmals durchgewaschen und noch über 300 kleinere Diamanten darin gefunden, die bei dem oberflächlichen und groben trockenen Sieben und Sortiren noch im Stoffe geblieben waren.

Das Durchwaschen der schon früher im trockenen Zustande durchsortirten Schutthügel, Debris, die in ungeheuerer Anzahl wie riesige Maulwurfshügel, manchmal bis 50 Fuß hoch, Kimberley umgeben, war überhaupt in letzter Zeit Mode geworden, da das Wasser durch die vielen neuangelegten Brunnen sehr billig geworden und außerdem auch infolge der Ausfüllung der tiefen Claims mit Regenwasser, das durch eine Dampfmaschine ausgepumpt wurde, eine Menge Wasser unentgeltlich zu haben war, das zum Durchwaschen dieses alten Stoffes sehr passend verwendet werden konnte.

Hunderte von Waschmaschinen wurden errichtet, und die Fässer stiegen infolge dessen so im Preise, daß für ein gewöhnliches leeres Bier- oder Branntweinfaß mit Vergnügen 60—80 Mark bezahlt wurden, während man früher ein solches für 5 Mark hatte kaufen können. Viele arme Leute fanden in diesen alten, von den frühern Diggers als werthlos liegen

gelassenen Schutthügeln noch ganz außerordentliche Schätze, Steine bis zu 30 Karat, die, wahrscheinlich früher eingekapselt in harte Stücke, von unachtsamen schwarzen Dienstboten in oberflächlicher Eile über den Sortirtisch hinweggekehrt worden waren. Später hatten die periodischen Regengüsse der Sommersaison alle diese harten Stückchen aufgelöst und ihren Inhalt bloßgelegt.

Aus demselben Grunde war es in Kimberley sehr häufig, daß auf den belebtesten Straßen der Stadt am hellen lichten Tage werthvolle Diamanten auf dem Boden gefunden wurden, da die tiefsandigen Straßen zu wiederholten malen zur Verbesserung der Fahrbahn mit Debrisschutt aufgefüllt worden waren, der nun allmählich durch die Regen und die Last der darüber hinfahrenden Wagen pulverisirt worden war. Ein Bekannter von mir fand eines Tages mitten auf der Straße, als er gerade zum Essen ging, einen schönen weißen Stein von 19 Karat, den er nach Tische für 200 Pfd. St. (4000 Mark) verkaufte. Manche Diggers hielten sich eine Menge Hühner nur zu dem Zwecke, damit dieselben in dem überall massenhaft daliegenden Debrisschutte scharren möchten. Die Hühner theilen mit den Elstern und Raben die Passion, alle glänzenden kleinen Körner aufzupicken. Wenn man sie dann geschlachtet, wurde ihr Magen sorgfältig untersucht, und es waren sehr oft darin verschiedene kleine Diamanten verborgen. Ein Deutscher aus Dresden fand im Magen eines Huhnes einen Stein von 15 Karat, der, obgleich nicht fehlerlos, ihm doch 100 Pfd. St. (2000 Mark) einbrachte. Ich meine, unsern wirthschaftlichen Hausfrauen daheim in Deutschland würde dann und wann ein Sonntagshuhn mit solchen Schätzen in seinem kleinen Magen recht willkommen sein!

Bevor ich die Diamantenfelder verlasse, will ich nur noch bemerken, daß trotz der theilweise schon bis zu 200 Fuß vorgeschrittenen Tiefe der Claims in dem Kraterkessel der Colesberg Kopje der Preis derselben sich noch nicht sehr wesentlich vermindert hat. Claims der besten Sorte, also Riffclaims, kosten immer noch ihre 4000, selbst bis 5000 Pfd. St. (80—100000 Mark), während man Claims zweiter Klasse

für 1600—3600 (32—72000 Mark) und schlechtere Claims schon von 200 Pfd. St. (4000 Mark) an haben kann.

Die Bearbeitung der Claims mit Hülfe des Drahtseilsystems ist leider sehr kostspielig geworden. Zur gehörigen flotten Bearbeitung eines Claims gehören 15 Mann. Zehn Mann, die theils unten pickend und aufladend im Claim, theils auf den Stagings mit dem Aufwinden und Entleeren der Eimer beschäftigt sind, bringen in einer Stunde bei doppelten Drahtseilen, wovon eins zum Hinabrollen, das andere zum Heraufsteigen der Eimer dient, circa 60 Eimer hinaus bis zum Sortirplatze außerhalb der Kopje. Vierzig Eimer geben ein Cartload (Karrenladung), es werden also per Stunde 1½ Karrenladungen herausgefördert. Fünf Mann werden dieselbe Menge in derselben Zeit sortiren, sodaß 15 Mann bei 10 Stunden Arbeitszeit täglich mit 15 Karrenladungen fertig werden. Die Kosten betragen täglich einschließlich des Wegfahrens des Stoffes nach dem Privatcamp des Claimbesitzers 3 Pfd. St., also wöchentlich circa 20 Pfd. St., und mit den übrigen unvermeidlichen Ausgaben für die fortwährend nöthigen Reparaturen an den Winden, Drahtseilen, Stützpfosten, und Erneuern der sich schnell abnutzenden Pickäxte, Schaufeln, Eimer u. s. w. summirt sich die monatliche Ausgabe bei Bearbeitung eines Claims mit 15 Negern wenigstens auf 100 Pfd. St., also jährlich 1200 Pfd. St. (24000 Mark).

Rechnen wir nun den Werth der jährlichen Diamantenproduction der Colesberg Kopje, wie es Sachverständige ausgerechnet haben, auf 40 Millionen Mark, so kommt bei 400 Claims auf jeden vollen Claim im Durchschnitt eine Ausbeute von jährlich circa 100000 Mark. Die ungeheuere Mehrzahl der Claims ist aber in Viertel getheilt, die alle verschiedenen Besitzern zugehören, es wird also genauer sein, zu sagen, daß im Durchschnitte jeder Viertelclaim einen jährlichen Diamanten-Bruttoertrag von 25000 Mark gibt. Da nun die Bearbeitungskosten für jeden Bruchtheil eines Vollclaims genau dieselben sind wie für einen ganzen Claim, also ein halber, ein Viertel- oder ein Achtelclaim ebenso wie ein

voller Claim jährlich 24000 Mark zu bearbeiten kostet, so ist es einleuchtend, daß von einem hohen Gewinn der Diggerarbeit im allgemeinen Durchschnitt gar keine Rede sein kann. Denn ein Viertelclaim, der im Durchschnitt 24000 Mark jährlich kostet und nur 25000 Mark in derselben Zeit einbringt, zahlt offenbar keine zufrieden stellende Rente, da nur 4 Procent des Bruttoertrags dem Digger als Reineinahme in die Tasche fließen. Allerdings bringt der Umstand, daß die Untertheilung der Claims in Viertel nicht eine allgemeine ist, sondern auch ganze und halbe Claimstücke (freilich nur in kleiner Minorität) in Betrieb sind, insofern eine kleine Modification in diese nur ganz in Bausch und Bogen aufgestellte Rechnung, als dadurch das Verhältniß der Zahl der factisch bearbeiteten Claimstücke (und somit der Höhenbetrag der Arbeitskosten) zu der Zahl der vorhandenen Viertelclaims ein wenig vermindert wird; allein auf der andern Seite wird dies wieder ziemlich dadurch ausgeglichen, daß ein Theil der Viertelclaims wieder in Achtel zertheilt ist, die für sich abgetrennt bearbeitet werden. So wird es denn leicht begreiflich erscheinen, wenn eine möglichst genaue Berechnung, die neulich von einigen Mitgliedern des Mining Board angestellt wurde, das Resultat ergab, daß factisch nicht mehr als 6 Procent des Bruttoertrags der Kopje für die Diggers als Reineinnahme und als Lohn für ihre mühselige Arbeit übrigbleiben.

Wo bleibt unter solchen Umständen die Verzinsung des theuern Ankaufskapitals für die Claims? Um so trauriger stellt sich die Rechnung noch für alle diejenigen Diggers, die zu unerhört hohen Procenten Hypothekschulden auf ihre Claims aufgenommen haben — wo in aller Welt sollen sie die unerschwinglichen Zinsen hernehmen? Und nun müssen für die obige Rechnung noch zwei wesentliche Punkte in Betracht gezogen werden. Erstens ist der Ertrag der verschiedenen Claims ein außerordentlich verschiedener. Die reichen Claims geben wol zehnmal soviel Ausbeute als die armen; es fällt also die große Mehrheit des Gesammtertrags der Kopje ganz speciell auf die *reichern* Claims. Da aber die letztern nur 20 Procent der Gesammtzahl der Claims ausmachen, was bleibt nach

diesem Exempel für die Besitzer der ärmern Claims, welche doch die große Majorität der Diggers bilden, übrig? An die Deckung der ungeheuern Arbeitskosten ist für sie gar nicht zu denken! Und zu dem schreienden Misverhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen kommt nun noch der zweite Punkt: der unter den schwarzen Dienstboten epidemisch gewordene Diamantendiebstahl, infolge dessen ein Viertel sämmtlicher Funde nicht in die Taschen des Diggers, sondern in die der Diebe und ihrer Hehler fließen.

Und weiter tritt zu diesen unglücklichen Verhältnissen des Diggers nun auch noch die übermäßige Belastung seitens der Regierung mit unerschwinglichen Steuern, desgleichen fortwährend neue Steuern seitens der Eigenthümer der Farm, auf deren Grund und Boden die Colesberg Kopje liegt. Kann es nach allem diesem wundernehmen, daß Tausende von Diggers ruinirt sind und ihr ganzes Vermögen eingebüßt haben? Daß 50 Procent der sämmtlichen Claims bis zur Hälfte hypothecirt sind, und zwar zu dem unerschwinglichen Schuldzinse von jährlich 60—120 Procent, in einzelnen Fällen sogar bis 180 Procent!!

Daß es überhaupt noch Leute gibt, die unter solchen Umständen fortfahren, die ärmern 12—1300 Viertelclaims zu bearbeiten, kommt eben nur aus der unverwüstlichen optimistischen, immer hoffenden und unwahrscheinliche Glücksfunde erwartenden sanguinischen Natur der meisten der in diese öde Wüstengegend ausgewanderten Glücksjäger. Nachdem sie so weit aus der Ferne hergekommen, glaubt ein jeder von ihnen, er werde dann doch vielleicht ausnahmsweise einer der Bevorzugten sein und innerhalb seiner theuer erkauften 225 Quadratfuß eines schönen Tags einen Schatz finden, der ihm alle seine gehabten Ausgaben mit Einem mal zurückzahlt und ihn auf Lebenszeit daheim zum reichen Mann macht. Die Diamantendiggers in ihrer großen Majorität von ich will sagen circa 80 Procent sind genau genommen nur als geduldige Märtyrer zu betrachten, die durch Darangabe ihres Vermögens, ihrer Gesundheit und ihrer Lebenszeit, durch Aufopferung ihrer Jugendkraft, durch ein mühseliges freudloses Leben und sauere

schwere Arbeit für sich persönlich nichts erreicht, aber durch ihre individuellen schweren Opfer zur Verwirklichung einer großen welthistorischen Aufgabe beigetragen haben: der Eröffnung und Incultursetzung des Innern von Südafrika. Denn der seit der Entdeckung der Colesberg Kopje eingetretene blühende finanzielle und mercantile Zustand des gesammten Südafrika ist, theils unmittelbar, theils wenigstens mittelbar die wohlthätige Folge der unverdrossenen und mühseligen Arbeit der Diamantendiggers.

Außer den Regierungen der fünf südafrikanischen Staaten, respective Colonien, den zahlreichen Diamantenhändlern, Kaufleuten, Handwerkern und Farmern von Capetown bis Natal und von Pretoria bis Port Elisabeth, die alle ihren reichen Antheil an dem ganz Südafrika überflutenden Goldstrome genossen haben, der seit vier Jahren einer wohlthätigen Lava gleich dem tiefen vulkanischen Krater der Colesberg Kopje entquoll, ist es hauptsächlich noch eine Menschenklasse, die sich durch die Diamantenfelder bereichert hat: die schwarze eingeborene Bevölkerung von Südafrika. Rechnet man im Durchschnitt die Anzahl der zu gleicher Zeit in der Colesberg Kopje arbeitenden schwarzen Dienstboten auf 12000, und in den drei übrigen trockenen Diggings, sowie am Vaalflusse auf 8000, so hat durchschnittlich die gleichzeitig auf den Diamantenfeldern arbeitende schwarze Dienstbotenbevölkerung 20000 Köpfe betragen. Da es nun aber die gewöhnliche Regel war, daß alle drei Monate die alten Arbeiter in ihre Heimat zurückkehrten, und dann neue Ankömmlinge an ihre Stelle traten, so dürfte die Annahme ziemlich richtig sein, daß jedes Jahr circa 80000 Neger nach den Diamantenfeldern zugewandert und dann, jeder mit seiner Flinte und Schußzeug beladen, die er sich für seine dreimonatliche Löhnung (d. i. für 6 Pfd. St.) angeschafft, nach ihrer fernen Heimat zurückgekehrt sind.

Hat sich nun dieses Exempel regelmäßig während der vier Jahre von 1871—75 wiederholt, so dürften in dieser ganzen Zeit circa 300000 Wilde den Diamantenfeldern zugewandert sein, welche theilweise aus den entferntesten Gegenden im Norden, aus den Ländern der Matebele und Zulus, bis vom

Limpopo her kamen und daher eine Fußreise von mehrern Monaten zu machen hatten. Die über ganz Südafrika sich schnell ausbreitende Sage, daß auf den Diamantenfeldern durch blos dreimonatliche Arbeit jeder Schwarze sich eine Flinte erwerben könne (ein „Rohr“, wie sie hier allgemein von den Negern genannt wird), lief wie ein elektrischer Strom bis in die entferntesten Kraals der Wilden. Alle die unzähligen kleinen Kaffernhäuptlinge, deren heißester Wunsch der Oberbefehl über einen mit Schießgewehren bewaffneten Stamm ist, sendeten alle nur irgend ihnen entbehrlichen Leute nach dem fernen Lande, wo die Weißen die blitzenden kleinen Steine aus der Erde gruben, damit sie nach einigen Monaten mit den ersehnten Rohren beladen zum heimatlichen Kraal zurückkehren und die Macht des Häuptlings bereichern möchten. Eine Flinte hat im innern Afrika einen ungeheuern Werth; die schlechten Tower-Gewehre, alte Vorderlader und verbrauchte weggesetzte Gewehre aller möglichen europäischen Armeen aus der alten Zeit, zum Theil noch mit Steinschloß, die in Lüttich, London und Suhl nicht mehr als höchstens 15 Mark im Einkaufe kosten, wurden in Kimberley an die danach lüsternen, aus allen Gegenden Südafrikas zugewanderten Kaffern für den kolossalen Preis von 6 Pfd. St. pro Stück (120 Mark!) verkauft. Der glückliche Wilde, der nach dreimonatlicher Arbeit diesen ersehnten Schatz errungen hatte, verlangte dann weiter nichts mehr von der europäischen Cultur und eilte auf dem nächsten Wege nach dem heimatlichen Kraal zurück, wo er nun ein angesehener Mann war und für seine Flinte eine Kuh, selbst eventuell eine Frau kaufen konnte.

Wenn man nun überschlägt, daß an 300000 Kaffern binnen vier Jahren von den weißen Diggers circa 1,800000 Pfd. St. = 36,000000 Mark nur an Löhnen in baarem Gelde ausbezahlt worden sind, so wird wol die Annahme ziemlich gerechtfertigt erscheinen, daß nicht viel unter 300000 Schießgewehre allein von den Diamantenfeldern aus über alle im Norden und Osten von Griqualand wohnenden Kaffernstämme, namentlich aber an die Basutos, Zulus, Batlapins, Mahowas und Mantatees vertheilt worden sind. Diese An-

nahme stimmt auch mit den officiellen Steuerlisten von Kimberley so ziemlich überein, wonach allein in den funfzehn Monaten vom 1. April 1873 bis zum 1. Juli 1874 für 75000 Pfd. St. Schießgewehre (also für 5000 jeden Monat) an die Schwarzen verkauft wurden.

Welche Folgen diese beklagenswerthe Massenvertheilung von Flinten unter allen diesen Völkern im Falle eines wieder einmal ausbrechenden Kaffernkrieges haben kann, das wird uns vielleicht eine nicht sehr entfernte Zukunft zeigen. Im letzten Kriege ging das von englischen Offizieren geschulte hottentottische Jägercorps, von dem sich die Regierung viel gute Dienste versprochen hatte, fast vollständig zu den feindlichen Kaffern über. Es dürfte dasselbe eventuell mit den im englischen Polizeidienste in der Führung des Snider-Gewehres geschulten kafferischen Constablern der Fall sein.

Die Boerfreistaaten haben wiederholt von der englischen Regierung die Sistirung dieses schmählichen Flintenhandels verlangt, wodurch nach gewissenhaftem Ueberschlage in den letzten sechs Jahren, theils von den Diamantenfeldern aus, theils unmittelbar durch zureisende Traders (Handelsleute) über eine halbe Million Eingeborene mit Schießgewehren bewaffnet worden sind. Sie haben immer wieder von neuem darauf hingewiesen, welche verderbliche Folgen nicht nur ihnen, sondern der gesammten weißen Rasse in Südafrika daraus erwachsen müssen. Die Antwort, die ihnen, ebenso wie den stets in Furcht vor einem allgemeinen Kaffernaufstande lebenden englischen Einwohnern der Colonie Natal, auf ihre wiederholten Klagen von der Regierung von Griqualand zutheil wurde, war die: ein Verbot des Flintenhandels würde zur nothwendigen Folge haben, daß aller Zufluß von eingeborenen Arbeitern zu den Diamantenfeldern aufhörte und dann das Diggen hier ganz eingestellt werden müßte, wenigstens auf so lange Zeit, bis es möglich sein würde, alljährlich einige Tausende von indischen oder chinesischen Coolies zu importiren. Ueberdies ist es nicht zu verwundern, daß gerade englische Kaufleute den Wilden massenhaft Waffen verhandeln, die wahrscheinlich von diesen später gegen ihre eigenen Landsleute,

die englischen Colonisten, gebraucht werden dürften. War ja doch der Waffenverkauf in Kriegszeiten stets eine Lieblingsspeculation britischer Kaufleute, wie das Beispiel des amerikanischen Bürgerkrieges sowie des Deutsch-Französischen Krieges so eclatant gezeigt hat. Mir wurde der Name eines Händlers genannt, der im letzten Kaffernkriege Flinten, Kugeln und Schießpulver massenhaft und mit hohem Gewinn an die Kaffern absetzte, während sein eigener Sohn als Freiwilliger gegen die Kaffern im Felde stand!! —

Nach dieser Abschweifung komme ich auf die Diamantenfelder zurück. Das Ingebrauchkommen von Waschmaschinen hatte jedenfalls den Vortheil, daß dadurch eine viel bessere Ausnutzung des Stoffes ermöglicht wurde. Die Kaffern allerdings zeigten durchweg eine außerordentliche Abneigung gegen diese neue Mode von Sortiren, da das Diamantenstehlen bei den Waschmaschinen kaum noch möglich war; für den Digger war dies aber gerade der Hauptvortheil. Die tiefsten, d. h. die besten, Claims standen zwar infolge der Sommerregen und einströmender Quellen theilweise tief unter Wasser (manche bis zu 40 Fuß!), aber eine mächtige Dampfmaschine arbeitete Tag und Nacht, um den kleinen See, der einen Theil des Kraterkessels ausfüllte, auszupumpen. Bei Nacht war es ganz eigenthümlich schön, das dumpfe Getöse der Dampfpumpen da unten in der finstern Tiefe zu hören, und machte es fast den Eindruck, als wenn der schwarze gähnende Kraterschlund sich zu neuer vulkanischer Arbeit rüstete.

Ende Januar 1875 hatte ich den letzten **Sandsturm** in Kimberley durchzumachen — ich sage den letzten, weil ich auf meiner ganzen weitern Reise durch Südafrika bis zur Küste von Natal nicht wieder einen solchen erlebt habe. Im Sommer sind diese Sandorkane in Kimberley viel weniger häufig als im Frühling und Herbst; auch haben die periodischen Regengüsse der Sommersaison die sehr wohlthätige Wirkung, den gräßlichen, auf allen Seiten bergehoch Kimberley umlagernden pulverisirten Staubschutt zu löschen und zu fixiren. Die Sandstürme sind in Kimberley stets die Folge der heißen Nordwestwinde, die von der großen Wüste Kalahari

herwehen. Das Thermometer steigt während ihrer Dauer außerordentlich hoch, und in meinem eisengedeckten Häuschen war es an solchen Tagen vor Hitze kaum zum Aushalten; dasselbe repräsentirte dann vollständig eine der Bleikammern des Dogenpalastes von Venedig, indem die Fensterläden und die Thür verschlossen bleiben mußten, weil sonst sofort ein Ocean von heißem Staub und Sand alle meine Möbeln überflutet haben würde. Hatte dieser glühende ausdörrende Wind Zugang zu meinem Pianoforte, so wurde dasselbe augenblicklich auf das jämmerlichste verstimmt. Diese entsetzlichen Sandstürme aus Nordwesten mit ihrer erschlaffenden Ofenglut waren für mich immer die wahren Erzeuger des Fiebers. Die Luft war, solange sie währten, so mit Elektricität überladen, daß die Haare knisterten und man in allen Nerven und Muskeln eine tödliche Ermattung und in den Knochen ein ganz eigenthümliches Prickeln fühlte, als ob Tausende von Ameisen im Marke nagten. Dunkelrothe und undurchsichtige Staub- und Sandwolken wälzten sich in ununterbrochener Folge wie vom Sturme gepeitschte Meereswogen über die gleich einem Ofen glühende Erdoberfläche dahin. Die brennenden, schmerzenden Augen konnte man kaum öffnen, da sie sofort mit prickelndem feinem Sand angefüllt wurden. Der ganze Horizont, soweit man sehen konnte, erschien nur als ein trübrother Ocean von einander treibenden und drängenden Sandbergen. Eine fünf Fuß hohe Steinmauer wurde von einem einzigen solchen Sandsturme auf ihrer Westseite vollständig zugedeckt. Nachdem dieser greuliche, alle Thatkraft und Regsamkeit lähmende Wind einige Tage geweht hat (er weht nie während der Nacht), wird er gewöhnlich von dem entgegengesetzten Winde, dem frischen kühlen Südost, abgelöst, ein herrlicher Wechsel, der sofort die tödlich erschlafften Nerven wieder anspannt, den ermatteten Körper erfrischt und dem ganzen Organismus eine Art fröhlichen Auferstehungsgefühls mittheilt, weshalb dieser Wind denn auch hierzulande den bezeichnenden Namen der Doctor erhalten hat.

Der Nordwest- und der Südostwind sind in Griqualand das ganze Jahr über die herrschenden Winde, Südwest und

Nordost wehen nur selten. Der Nordwest ist für Südafrika natürlich dasselbe, was für Nordafrika, Arabien, Spanien und Italien der Harmaddan, Chamsin, Samum, Solano und Sirocco. Charakteristisch sind für die Hochebenen von Südafrika noch die Staubhosen, die bei großer Hitze und ganz windstillem Wetter trichterförmig zum Himmel emporwirbeln und sich langsam in einer bestimmten Richtung fortbewegen. Alle leichtern Gegenstände, die in ihren Bereich kommen, werden in den gewaltigen Wirbel hineingerissen, und namentlich die Zelte der Diggers hatten davon oft sehr zu leiden.

Ich erinnere mich, daß eines Tages eine solche Staubhose eine Familie überraschte, die gerade im Umziehen begriffen war, da ein heftiger Sturmwind in der Nacht ihr Holzhäuschen glatt auf den Erdboden hingeworfen hatte. Der Wirbel erfaßte unter anderm auch einen mit Papieren angefüllten Korb; im Nu war es, als ob ein Schwarm von zahllosen weißen Vögeln sich in den Lüften tummelte, und unzählige im Sonnenlichte schimmernde Papiere wirbelten zum Himmel auf. Es war gerade eine Sammlung von Briefen gewesen, welche die Eigenthümerin, eine junge verheirathete Dame aus der besten Gesellschaft, so unvorsichtig transportirt hatte. Da der Dame ihrer Liebenswürdigkeit und Eleganz wegen von der ganzen jeunesse dorée der Diamantenfelder sehr eifrig der Hof gemacht wurde, so mochte wol unter den Briefen mancher sein, dessen Publikwerden nicht gerade wünschenswerth erschien, denn die arme Märtyrerin des Wirbelsturmes suchte einen ganzen Tag lang unverdrossen und nach allen Richtungen hin nach den überall verstreuten Documenten ihrer jedenfalls hochinteressanten Correspondenz.

Ein andermal passirte es, daß ein solcher Wirbelwindstoß ganz unvorhergesehen auf dem Marktplatze einen Boer überraschte, der gerade ein Gespann von zehn Ochsen gekauft hatte und nun auf dem Markttische dem Verkäufer das Geld, 100 Pfd. St., in lauter Fünfpfundnoten hinzählte. In einem Nu waren die bereits hingezählten 15 Noten zu den Wolken emporgewirbelt, und 75 Pfd. St. waren so für den armen Käufer auf Nimmerwiedersehen entschwunden.

Eine fernere meteorologische Eigenthümlichkeit des südafrikanischen Hochplateaus ist noch das merkwürdige Phänomen, daß man zuweilen an windstillen Tagen, bei gänzlich blauem und wolkenleerem Himmel, in der Mittagsstunde über sich, scheinbar vom Zenith kommend, einen dumpfen Donner hört.

Noch möchte ich erwähnen, daß die mit der Sommersaison wiedergekehrten tropischen Regengüsse hier in Kimberley jedesmal ein recht hübsches Schauspiel in ihrem Gefolge hatten. Alle größern Schutthügel, namentlich aber der majestätische Berg Ararat, boten nach dem Aufhören des Regens das Bild von großen Ameisenbauten, worauf es von schwarzen lebendigen Wesen emsig durcheinanderwimmelte. Denn häufige Erfahrung hatte es gelehrt, daß der erste Sonnenblick auf die von den Regenfluten zerwaschenen und zerfurchten Hügelseiten häufig blitzende Punkte sehen ließ, welche sich bei genauerer Untersuchung als Diamanten erwiesen, die durch die niederstürzenden Wassermassen aus der sie einschließenden und verbergenden Stoffumhüllung losgelöst worden waren. Wer also nach dem Regen am schnellsten am Platze war, hatte die größte Gewinstchance. Namentlich waren es die zahlreichen Kinder des Camps, die sofort von allen Seiten herbeiströmten und mit ihren scharfen Augen hastig und begierig die Seiten der dunkeln Hügel absuchten. Man dürfte also beinahe sagen, daß es hier in Kimberley zuweilen „Diamanten regnet“!

Wenn einmal die Diamantengewinnung im Innern der Colesberg Kopje aufgehört haben wird, so werden die durch die ehemalige Diggerbevölkerung künstlich geschaffenen Schuttgebirge wol noch für lange Zeit verspäteten Nachzüglern eine ertragreiche Nachlese geben, und oft hörte ich hier von Diggers die Bemerkung machen: „Nun, wenn erst einmal die chinesische Einwanderung nach Südafrika in richtigen Gang gekommen sein wird, dann werden Tausende von Händen alle diese künstlichen Berge noch einmal tüchtig durchschaufeln und durchwaschen und darin alle die Schätze auffinden, welche die erste Diggergeneration großmüthig den nachfolgenden Spätlingen übriggelassen hat.“

Der Berg Ararat hat übrigens neben seiner nachträglichen Diamantenproduction auch einige weniger angenehme Folgen für seine unmittelbare Nachbarschaft gehabt. Er hat nämlich gleich einem kleinen Vesuv die ihm zunächstliegende Straße, in der viele Diamantenkäufer ihre Contore hatten, allmählich zugeschüttet, indem von oben, von den fortwährend durch die zahlreichen Sortirer dort neu sich aufhäufenden Stoffmassen, anhaltend lavinenartige Bergstürze sich nach unten ergossen; die anliegenden Häuser mußten daher allmählich sämmtlich abgebrochen und an andere Stellen versetzt werden.

An Stelle der kleinen Scheibenwinden haben jetzt Vereine von Claimbesitzern am Rande des Kopjenkessels eine Anzahl von Pferdegöpeln aufgestellt, deren riesenhafte, horizontal liegende Zahnräder und Getriebe die landschaftliche Ansicht der Kopjenumgebung bedeutend verändert haben. Mit der Zeit werden übrigens auch wol diese Pferdegöpel dem Betriebe durch Dampfmaschinerie Platz machen müssen, da nur bei einer wesentlichen Verminderung der jetzt so horrenden Arbeitskosten, namentlich durch Ersparung von Menschenhänden, an eine Fortsetzung der Diamantengewinnung aus der Colesberg Kopje gedacht werden kann.

Trotz aller politischen Aufregungen haben die geselligen Unterhaltungen der wohlhabendern Bevölkerungsklasse keine wesentliche Unterbrechung erfahren. Namentlich sind zum Zwecke der geselligen Vereinigung die sogenannten Tea-Meetings hier beliebt, die einen halb gesellschaftlichen und halb religiösen Charakter haben und wobei nicht nur die natürliche Neigung der Damenwelt, äußerlichen Toilettenprunk zur Schau zu tragen, sondern auch das innerliche Bedürfniß der eleganten Prediger, salbungsvolle Reden und Vorträge zu halten, ihre Befriedigung finden.

Die Einladung zu einer solchen Theegesellschaft erfolgt in den öffentlichen Blättern und lautet gewöhnlich folgendermaßen:

Nächsten . . . . . Abends
wird ein öffentliches Thee-Meeting
im —schen Locale abgehalten werden,

wobei die folgenden Minister (d. i. Geistliche) und Gentlemen Reden halten werden. (Hier folgen die Namen derselben.) Der Chor der —schen Kirche wird mehrere Gesangstücke vortragen.

Thee auf dem Tische um 6 Uhr.
Billets zu haben bei den Herren . . . .

Ich nahm natürlich Gelegenheit, mich auch einmal in die Mitte einer solchen Gesellschaft zu begeben, um den Geist dieser Réunions kennen zu lernen. Ich fand eine höchst elegant aufgeputzte Gesellschaft; die Damen sämmtlich en costume de bal und mit Blumen im Haar, die Herren im Frack und mit weißer Cravatte. Die kleinen geputzten Gruppen, die mit der Theetasse in der Hand hier und da zusammenstanden, und sich in halbleisem Tone miteinander unterhielten, machten einen ganz vornehmen Eindruck und erinnerten (bis auf den Mangel an spiritueller Lebendigkeit und Munterkeit) an einen pariser Salon. Bald erschienen die Priester — gesundheitsstrotzende feistbäckige Herren, deren frische rothe Gesichter recht hübsch von ihren schneeweißen hohen Halsbinden abstachen, und hielten würdevoll ihre Vorträge, während deren die feierlichste Andacht in der feinen Gesellschaft herrschte. Den religiösen Reden folgten Gesangvorträge des Männerchores und dann Einzelproductionen gesangkundiger Damen, bei welchen letztern allerdings der kirchliche Charakter vollständig beiseitegesetzt wurde, indem die schönen Sängerinnen der gläubigen Gemeinschaft die weltlichsten Lieder zum besten gaben. Das Schlußtableau bestand darin, daß die mit luxuriösen und reichfaltigen Schleppkleidern angethanen und mit den imposantesten Coiffuren geschmückten Sängerinnen von einem Kreise von feinen jungen Herren umringt wurden, welche in den überschwenglichsten Redensarten die gehörten Kunstleistungen priesen und in den Himmel erhoben. Und hiermit hatte die „religiöse“ Abendvereinigung der erbauungsbedürftigen Gentlemen und Ladies ihr Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Auf Seite 31 ist die Bevölkerung der Kapcolonie als 682600 Köpfe betragend angegeben. Nach der neuesten Zählung ist dieselbe jetzt auf 1,088962 Köpfe gestiegen, worin die in Basutoland, Griqualand und in den neu annectirten Landestheilen von Kaffrarien wohnenden Eingeborenen sämmtlich mit inbegriffen sind. — Auf Seite 139, Zeile 9 v. o., ist aus Versehen 40000 Mark statt 40000 Thaler gedruckt. — Wenn ich auf Seite 281 als den wissenschaftlichen Namen des griqualändischen Meerkätzchens Sciurus setosus angab, so bin ich hierin dem Ausspruche mehrerer südafrikanischen Gelehrten gefolgt. Neuere Studien in Giebel's „Zoologischem Handbuch" lassen mich jedoch vermuthen, daß die richtigere Bezeichnung des Thierchens Sciurus Cepapi sein möchte. Es ist nicht leicht für den Laien, sich unter den 160 Sciurus-Arten zurechtzufinden, die in jenem Handbuche verzeichnet stehen, zumal die Unterschiede zwischen den einzelnen Arten mitunter nur äußerst geringfügige und wenig in die Augen fallende sind.

